Andreas Maislinger

Sichere Bindung

Meine Kindheit 1955 bis 1970

Studia Verlag Innsbruck 2023

*Dieses Buch widme ich meinen Eltern,
der Auwirts Fanny und dem Mühlberger Andre*

©Andreas Maislinger – Innsbruck 2023
Einbandfotos: Postkarte Gasthaus Auwirt
und Ziehharmonika von Felix Gietzinger
Lektorat: Angelika Lichtkoppler, Ines Miller
ISBN 978-3-99105-050-6
Studia Verlag Innsbruck
verlag@studia.at • www.studia.at

Inhalt

Einleitung 5

André Heller 6, Anfang 7, Auwirt 8, Auwirts Fanny 9, Auwirts Hansi 10, Auwirts Hilda 11, Auwirts Seppi 11, Auwirts Toni 12, Ballspiele 13, Beatlemania 14, Bergleute 15, Bettnässer 17, Bogenschießen 18, Boxhandschuhe 19, Branko Lustig 20, Briefträger 21, Brücken 22, Bürgermeister Franz Meislinger 23, Bürmoos 24, Charakter 25, Das blaue Zimmer 26, Dechant Michael Neureiter 27, Der Schatz im Silbersee 28, Dietmar Schönherr 30, Dubček, Svoboda 31, Eduard Zimmermann 32, Einschussloch 34, Eismann 35, Eisstockschießen 36, Erich Bayerl 37, Erich von Däniken 39, Erinnerung 40, Etenau 41, Fahrrad 42, Fensterln 43, Fernrohr 44, Fernsehen 45, Firmung 47, Fischen 48, Fix und Foxi 49, Friedhöfe 50, Friseur 51, Führerschein 52, Fürst Auersperg 52, Fury 53, Galgenhügel 54, Gehschule 56, Gendarmerie 57, Georg Rendl 59, Grenzstein 61, Großmutter 62, Großvater 63, Grubenunglück von Lengede 64, Hamburger Lesehefte 66, Handwerker 67, Hans Ostermeier 68, Hauptschule Ostermiething 69, Haus der Kindheit 70, Haus der Verantwortung 72, Hausaufgaben 73, Heimat 74, Herzfehler 75, Heuboden 76, Ho, Ho, Ho-Chi Minh 78, Hochstand 80, Hochwasser 1959 81, Holzhausen 82, Indianerkühe 84, Jagd 84, Jaro Dvorak 85, Jochen Rindt 86, John. F. Kennedy 87, Kaiser Franz 89, Karl Stojka 89, Karlheinz Schönschwetter 90, Katzen 92, Kiemer Max 93, Kirchen 94, Kondensstreifen 94, Krampustag 96, Krankheiten 97, Kriegerdenkmäler 98, Kropf 99, Kropftauben 100, Küche 101, Laden 102, Landstraße 103, Lärm 104, Latein 105, Legasthenie 106, Leherbauer 107, Leonard Cohen 108, Lesezirkel 108, Leutausrichtn 110, Lokalbahn 111, Luftdruckgewehr 112, Märzenkaiwe 113, Ministranten 114, Mondlandung 1969 115, Mondsüchtig 116, Moosach 117, Mozart und Hitler 118, Mühlberg 119, Mühlberger Andre

120, Mühlberger Erich 122, Nachbarn 123, Oberinnviertler Volksfest 124, Oberlehrer Franz Oberleitner 125, Otto von Habsburg 126, Penton 128, Pfaller Walter 130, Pfarrer Johann Veichtlbauer 130, Pladenbach 132, Pontigon 133, Prügelstrafe 134, Quelle 135, Rauchen 136, Raumpatrouille Orion 137, Reisende 139, Reitsamer Sepp 140, Robert Lembke 140, Rodeln 141, Salettl 142, Salzburger Nachrichten 143, Salzburger Sparkasse 144, Salzburger Toni 144, Sauschlachten 146, Schießstand 147, Schispringen 148, Schmuggeln 149, Schnapsbrennen 150, Schulbänke 152, Schusterkugel 153, Sechstagekrieg 153, Selbstmord 154, Sichere Bindung 156, Simibauer Karli 157, Sinti*zze und Rom*nja 158, Sonntagskracherl 159, Sternsinger 160, Stiegl 161, Stierling 162, Strom 163, Tabaktrafik 163, Tennis 165, Theater 166, Toilette 167, Traktor 168, Trichterlautsprecher 168, Überfuhr 169, UFO gelandet 170, Umgangsformen 171, Verletzungen 173, VW Käfer 174, Wahlkampf 1966 175, Wallfahrer 177, Waschküche 178, Wasseradern 179, Wasserleitung 180, Weihnachten 181, Welt 183, Wembley-Stadion 1966 183, Werbung 184, Wildshut 185, Ziehharmonika 186

Epilog 187

Nachruf auf meine Mutter 187

Nachruf auf meinen Vater 188

Register 191

Der Autor 199

Einleitung

Das sind meine Erinnerungen an die Jahre 1958 bis 1970. Sie umfassen die Zeit als Vorschulkind und als Volks- und Hauptschüler in St. Georgen und Ostermiething. An die Zeit im Gitterbett und in der Gehschule erinnere ich mich nicht.

Die Entstehung meiner Kindheitserinnerungen wurde im Sommer 2023 durch ausführliche Gespräche mit meinem Bruder Anton und den beiden Cousins Hannes und Josef, mit denen ich aufgewachsen bin, begleitet. Ich bin ihnen dankbar, dass sie mir bei der Reise zurück in die 1950er und 60er Jahre halfen. Schreiben und Reden über meine und ihre Kindheit waren wie das vielzitierte Eintauchen in diese längst vergangene Zeit, in der ich mich gerne aufhalte.

Ich habe mich in diesem Erinnerungsbuch für eine unübliche Form des Leseflusses entschieden. Ich erzähle nicht chronologisch, sondern in kurzen, alphabetisch geordneten Abschnitten. In diesem Abecedarium meiner Kindheit findet sich André Heller unter „A“, weil er so aus den Medien bekannt ist, und Kiemer Max unter „K“, weil wir ihn zuhause so nannten. Ein nach rechts zeigendes Spitzzeichen (>) vor einem Begriff im Text weist darauf hin, dass es dazu einen eigenen Abschnitt gibt.

Bei der Abfassung dachte ich natürlich auch an die Leser*innen, ich nehme an, es werden diejenigen sein, die mich aus der Zeit unserer gemeinsamen Kindheit kennen, oder die Nachkommen der damaligen Freunde und Nachbarn. Vielleicht greifen auch einige nach diesem Buch, weil sie wissen wollen, warum ich als Politikwissenschaftler genau so gelebt habe und nicht nur forschen und lehren, sondern durch die Gründung des Gedenkdienstes auch in die Geschichte eingreifen wollte.

André Heller

Meine Kindheit war so, war ein Feuer aus Stroh, ich spür noch den Geschmack, bitter und süß. Warum habe ich dieses Lied im Ohr, wenn ich mit der >Lokalbahn von Salzburg über Oberndorf in meine Heimat St. Georgen fahre? Die Gegensätze bitter und süß passen gut zu Hellers familiärer Herkunft. Aber was haben sie mit mir zu tun?

Ich hatte keinen tyrannischen Vater und war nie dem Terror einer Klosterschule ausgesetzt. Ich musste auch nicht wie der kleine Franz Heller aus einem Gefängnis ausbrechen und, wie er es in seinem gleichnamigen Buch nennt, lernen, *bei mir selbst Kind zu sein*. Ich war einfach der Auwirts Andi, das Leben war ein einziges Abenteuer und die Jahreszeiten ewig dauernde Zeitalter der Freude und Vorfreude, im Frühjahr freute ich mich aufs Barfußgehen, im Herbst auf den ersten Schnee. Ich muss meine Kindheit nicht aufarbeiten, wie man es von anderen hört und liest, und mit niemandem abrechnen. Tiefe Verletzungen wurden mir erst später und weit weg von Familie und Heimat zugefügt.

Und trotzdem habe ich als Kind erfahren, was bitter ist, denn ich war und bin >Legastheniker. Wie es scheint, hat unser Lehrer an der einklassigen Volksschule, als ich 1961 eingeschult wurde, nicht einmal den Begriff Legasthenie gekannt, obwohl genau in dieser Zeit das Forschungsinteresse daran wuchs. Der Andi ist nicht fähig, lesen und schreiben zu erlernen, und damit hatte es sich. Das war sein vernichtendes Urteil, das mich in große Angst versetzte. Meine Mutter allerdings hat kein Aufhebens davon gemacht, sondern mir immer wieder vermittelt, dass ich einfach länger als andere brauchen werde. Das hat viel Druck von mir genommen.

Das Lied von André Heller ist trotz aller Unterschiede der Sound meiner Kindheit. Oder besser gesagt, es führt mich zurück in meine Kindheit, ohne damals etwas von ihm gewusst zu haben. Obwohl er bereits ab 1967 im neuen ORF-

Radiosender Ö3 zu hören war, habe ich André Heller erst viel später kennen und schätzen gelernt.

Anfang

Dass die Kindheit irgendwann anfängt und irgendwann aufhört, ist eine Binsenweisheit. Subjektiv fängt meine Kindheit mit Ereignissen an, an die ich mich noch selbst erinnern kann, und hört im Sommer 1970 mit dem Wechsel von der Hauptschule in Ostermiething ins Musisch-pädagogische Bundesrealgymnasium in Salzburg auf. Aber wenn ich so darüber nachdenke, dann hat sie nie aufgehört. Ich habe mich zwar dann nicht mehr Andi, sondern Andreas genannt, bin aber trotzdem der Auwirts Andi geblieben. Dafür haben mich meine Eltern zu sehr geprägt.

Ich bin noch so sparsam, wie damals vor allem meine Mutter war, und folge noch, nicht immer zu meinem Vorteil, dem Prinzip meines Vaters: *Tue recht und scheue niemand*. Etwas weniger Gerechtigkeitssinn wäre in unserer Welt häufig besser für mich gewesen und ich hätte mir eine Menge Probleme erspart. Beim Auwirt wurde mein Anfang gesetzt und er hat sich genau so bis heute fortgesetzt. Ich bin unausweichlich das Kind meiner Eltern. Und das waren die >Auwirts Fanny und der >Mühlberger Andre. Mein Vater schrieb seinen Vornamen Andre und nicht André wie André Heller. Andre wurde auf der ersten Silbe betont.

Ein Rettungswagen steht am Anfang meiner frühesten Erinnerung. Und ein Satz: „Der Papa hatte einen Unfall.“ Der Unfall geschah während der Arbeit im Sägewerk Ratkowitsch. Mein Bruder Toni hat mir gesagt, dass Manfred Ratkowitsch dem Rettungswagen entgegengefahren ist, damit er den Weg leichter und schneller findet. Daran glaube ich mich auch zu erinnern. Mein Vater wurde ins Unfallkrankenhaus nach Salzburg gebracht und seine Verletzungen waren so stark, dass es nicht sicher war, ob er überleben wird. Das habe ich aber

mit drei Jahren noch nicht richtig begriffen. Mir wurde erst später bewusst, dass ich, wie mein Cousin, der >Mühlberger Erich, schon früh Halbweise hätte sein können. Stattdessen geschah ein Wunder und mein Vater war nach einem langen Krankenhausaufenthalt wieder voll da. Mein Vater!

Auwirt

Im Grundbuch sind seit 1878 folgende Personen als Eigentümer der Liegenschaft EZ 62 mit der Adresse Au 4 eingetragen: Georg und Barbara Hagenauer, Ludwig Buttinger und Maria Resch, Jakob und Elisabeth Streitwieser, Johann Lepperdinger und Maria Streitwieser, Johann und Maria Lepperdinger, Maria Lepperdinger und Franz Grabner und Felix und Fanny Gietzinger.

Nach dem Tod meines Großvaters Felix Gietzinger wurde das Eigentum am 27. Januar 1953 durch Einantwortung, wie es im Juristendeutsch heißt, zu je einem Drittel an die Geschwister Anton, Franziska und Hildegard Gietzinger übertragen. In diesem zu einem Drittel meiner Mutter Franziska Gietzinger gehörenden Haus wurde ich am 26. Februar 1955 geboren. Das Haus hat eine bewegte Geschichte. Aber es geht ohnehin nicht um das Haus an sich, denn der Auwirt war mehr als ein Haus, er war eine Institution.

Der Auwirt war nicht nur ein Gasthaus, er war zum Beispiel der Ort der monatlichen Milchauszahlung der Käserei Haslauer in Untereching für die Orte Reith, Au, St. Georgen, Irlach und Moospirach, und beim Auwirt wurden die Feuerwehrhauptversammlungen abgehalten. Vor allem war der Auwirt auch der neutrale Boden zwischen den konkurrierenden Dörfern Eching und >Holzhausen. Nachdem >Dechant Michael Neureiter vor dem Zweiten Weltkrieg seine eigene Gaststube geschlossen hatte, waren wir, ohne den Namen zu tragen, auch Kirchenwirt. Egal ob Taufe, Erstkommunion, Hochzeit oder Begräbnis, nach der Kirche traf man sich beim

Auwirt. Beim Auwirt trafen sich aber auch die Männer, die zuhause vorgaben, in die Sonntagsmesse zu gehen, es aber vorzogen, bei uns ein Glas Bier zu trinken.

Beim Auwirt kamen nach der Treibjagd die Jäger mit den Treibern zusammen. Und beim Auwirt hielten der >Kiemer Max und der Bäcker Albert Landertinger Dia-Vorträge über die Mission in Südafrika und das Brotbacken. Beim Auwirt war immer etwas los und es ist daher kein Wunder, dass der Auwirt in diesem Buch auf fast jeder Seite erwähnt wird.

Den Auwirt gibt es nicht mehr. Die Gebäude stehen noch. Heute lautet die Adresse St. Georgener Landesstraße 54 und ist über Google Street View zu finden. Links das alte Haus aus dem 19. Jahrhundert und rechts das >Salettl und dahinter die Werkstatt, Garage und der Stall mit dem >Heuboden.

Auwirts Fanny

Wer sich mit einem Menschen beschäftigt, egal ob es sich um den Nachbarn oder eine bekannte Persönlichkeit handelt, kann, frei nach Goethe, eine schmerzliche Erfahrung machen: *Wo viel Licht ist, ist auch Schatten.*

Diesem Bild entspricht meine Mutter nicht. Je mehr ich mich mit ihr auseinandersetze, desto mehr bin ich ihr dankbar und desto mehr begreife ich, wie groß diese einfache Frau war. Meine Mutter hat nur acht Jahre Volksschule besucht und konnte trotzdem, wenn es darauf ankam, überall mithalten. Sie war bescheiden gekleidet, aber stellte etwas dar. Im Epilog gebe ich die Nachrufe wieder, die ich für meine Mutter 2005 und meinen Vater 2007 in unserer Dekanatspfarrkirche gehalten habe. Hier geht es um die Mama, an die ich mich in meiner Kindheit erinnere.

Meine Mama war vor allem immer da. Sie war aber nie so nahe, wie es Mütter heute meist sind. Mama hat mich nicht mit sich herumgetragen und ging nicht mit mir spazieren. Aber sie war da und ich durfte sie bei ihrer Arbeit beobachten

und mich an ihrer Selbstständigkeit freuen. Genau wie sie sich an meiner Selbstständigkeit freute. Ihr gelang das große Kunststück zwischen engster und damit sicherster Bindung und größter Freiheit. Obwohl sie keine Bücher über Kindererziehung gelesen hat und sich meines Wissens auch mit niemandem darüber beraten konnte. Sie wusste einfach, was einem Buben gut tut und was ein Bub braucht.

Auwirts Hansi

Mein Cousin Hannes wurde 1952 beim Auwirt geboren. Ich kam zweieinhalb Jahre später als er auf die Welt, daher stand er mir altersmäßig näher als mein Bruder und mein zweiter Cousin, außerdem hatten wir ähnliche Interessen, wobei er mir immer ein Stück voraus und direkter, frecher und vor allem kreativer war.

Der Auwirts Hansi hatte unzählige Ideen. In der Verwirklichung waren sie trotz eines gewissen Risikos aber im Rahmen dessen, was noch erlaubt ist. Die *Schandinga* von Obereching und >Wildshut hatten also nie Grund einzuschreiten. Ich betone das auch deshalb, weil das bei mir schon einmal der Fall war. Kann aber auch sein, dass ich mich jetzt gegenüber Hansi als besonders verwegen hervortun möchte. Hansi war jedenfalls der erste in unserer Gegend, der einen Trickfilm produzierte, indem er uns auf Bierkisten setzte, die wir vor jeder Aufnahme ein Stück weiterschoben. Heraus kam ein noch heute existierender Film mit uns auf fahrenden Kisten. Auch seine Schnapsbrennerei *Marke Eigenbau*, bestehend aus einer Milchkanne und Kupferrohren, wurde legendär.

Erst jetzt habe ich von ihm erfahren, dass er oft bei >Georg Rendl war und auch den Dechant Neureiter gut kannte. Hansi schien einfach alles spielerisch zu gelingen. Da er zudem sehr fesch war, ließ sich schon früh erahnen, dass er es bei den Mädchen wegen seines Aussehens und seinem Charme leichter haben würde als ich. Seine Ausflüge nach Burghausen schienen das zu bestätigen.

1973 ging er zur See und hat viel von der Welt gesehen. Ich durfte ihn einmal mit Tante Hilda und Onkel Hans auf dem Schiff Nedderland besuchen und auf „Große Fahrt“ von Bremen nach Hamburg gehen. Als wir Kinder waren, nannte ich ihn Hansi. Inzwischen ist er für mich der Hannes. Wenn ich mich an ihn erinnere, steht Hansi im Text, wenn ich berichte, was er jetzt noch aus unserer Kindheit weiß, zitiere ich ihn als Hannes.

Auwirts Hilda

Meine Tante Hildegard Ostermeier wurde zwar Auwirts Hilda genannt und sie hatte auch die Konzessionen für Gastwirtschaft, >Laden und >Tabaktrafik, aber sie hätte besser in das Café Tomaselli nach Salzburg oder in eine Schule als Lehrerin gepasst. Genau wie mein Vater Tanzlehrer oder mein Cousin, der Mühlberger Erich, Modedesigner hätte werden können. Aber auf dem Land und unter den gegebenen Umständen konnten sich die Menschen früher das nur selten aussuchen. Ihr Leben war vorbestimmt. Nur mein Bruder und ich wurden von den Eltern nicht festgehalten und in keiner Weise zu etwas gedrängt.

Auwirts Seppi

Mein Cousin Josef Hubert Ostermeier war in meiner Kindheit der *Auwirts Seppi*. Mein Vater war ungelernter Arbeiter im Sägewerk Ratkowitsch und sein Vater der hochangesehene Zimmermeister >Hans Ostermeier. Da möchte man meinen, dass alles für ihn einfacher gewesen wäre als für mich, dem war aber nicht so. Als einzigem Sohn war ihm, wie am Land damals meist in so einem Fall üblich, sein Berufsleben vorbestimmt. Seppi wurde auch Zimmermeister und übernahm die Zimmerei Ostermeier. Er ist außerdem Werkstättenleiter Bau-technik an der HTBLuVA Salzburg und ich habe großen Respekt vor seiner beruflichen und persönlichen Entwicklung.

Er wurde 1962 geboren und ist damit um sieben Jahre jünger als ich. Sein Vater war streng und er war für ihn auch nicht so greifbar wie mein Vater. Wenn wir jetzt über unsere Kindheit sprechen, fallen ihm mehr Geschichten über meinen als über seinen Vater ein. Er durfte zwar mit seinem Vater an Betriebsausflügen teilnehmen und dabei auch *>Indianerkühe* beobachten, aber so nahe wie ich konnte er ihm nicht sein. Als Kind und später als Jugendlicher war mir nicht bewusst, wie wichtig Hannes und ich für Seppi waren. Sein älterer Halbbruder und ich haben für ihn den damaligen gesellschaftlichen Umbruch verkörpert. Wir halfen ihm, die strengen, konservativen und biedereren Muster dieser Zeit zu durchbrechen. Wir waren für ihn durch Kleidung, Musik und vieles mehr der Gegenpol.

Auwirts Toni

Der Auwirts Toni ist mein Bruder Anton Maislinger. Er ist 1949 geboren und obwohl auch beim Auwirt lebend, war er in einer anderen, mir kaum zugänglichen *>Welt*. Sechs Jahre Altersunterschied sind in der frühen Kindheit eine andere Welt. Er war in der ersten Klasse Volksschule, als ich geboren wurde, und hat sich nicht darüber gefreut. Lieber wäre er allein geblieben. Wir haben ein sehr gutes Verhältnis, sprechen intensiv über alle Abschnitte dieser Kindheitserinnerungen, und deshalb hat er mir auch das so offen anvertraut. Aber Toni war als Kind nicht mein Gegner, ganz im Gegenteil, er war überall der entfernte Weichensteller. Denn was für ihn noch schwer war, konnte ich schon ganz selbstverständlich erreichen.

Beim Auwirt hatten wir neben dem Wirtshaus und der Tabaktrafik auch einen kleinen Krämerladen, von uns Laden genannt. Für diesen Laden kamen *>Reisende*, die ihre Produkte des täglichen Bedarfs anboten. Einem dieser Reisenden fiel auf, dass Toni mit zwölf Jahren noch die einklassige Volks-

schule besuchte. Unsere Mutter begriff das sofort und Toni wechselte in die Hauptschule Ostermiething und 1966 in die HTL Salzburg. Für mich war wegen ihm der Wechsel von der Volks- in die Hauptschule bereits eine Selbstverständlichkeit, genauso wie danach der Besuch des Musisch-pädagogischen Realgymnasiums in Salzburg.

Obwohl wir Auwirtsbuben alle brav in die Kirche gingen, war nur Toni Ministrant. Er war überhaupt mit dem Pfarrhof stark verbunden und verbrachte viel Zeit mit dem Pfarrhof Hansi, der früh an Leukämie starb. Der Vater vom Hansi war der Vorgeher, so hieß der Verwalter des großen Pfarrgutes, er versuchte Toni mit dem Hinweis, dass der Hansi arbeiten muss, immer wieder zu verschrecken.

Damals war es auch für uns Auwirtssöhne selbstverständlich, bei der Landwirtschaft mitzuhelfen. Aber das waren nur kleine Arbeiten wie beim Heuen mit dem Traktor vorfahren. Meine Mutter hatte eben im Unterschied zu unseren Nachbarn begriffen, dass Toni und Andi Zeit für ihre Hausaufgaben und auch zur Erholung von der Schule benötigten. Sie wusste, dass Toni durch die Schule auf- und damit aus dem Auwirt aussteigen kann. Die Bauern sahen in der Schule oft nur ein Instrument, das ihre Kinder von der Arbeit abhielt. Obwohl am Land, lebten Toni und ich dank unserer Eltern doch in einer anderen, viel freieren und größeren Welt.

Ballspiele

Auf der Wiese vor dem Auwirt spielten wir wegen der >Landstraße nicht Fußball, sondern Federball, im Salettl Tischtennis und in der Volksschule Völkerball. Zuhause wären wir nie auf die Idee gekommen, Völkerball zu spielen, um das jeweils andere Volk abzuschießen. Außerdem wäre es wie Fußballspielen wegen der vorbeifahrenden Autos zu gefährlich gewesen. Nicht daran zu denken, wenn es wegen eines auf die Landstraße rollenden Balles zu einem Unfall gekommen

wäre. Fußball habe ich für kurze Zeit auf einem richtigen Fußballfeld beim SV St. Pantaleon mit dem >Pfaller Walter und anderen Buben gespielt.

Als Auwirts Andi neigte ich dazu, aus einem Kinderspiel einen richtigen Wettbewerb zu machen. Daher schossen wir den Federball nicht einfach gemächlich hin und her, sondern schufen auf Grund meiner Anregung ein Netz aus Zwiebel-säcken und eine Begrenzung aus Sägespänen vom Sägewerk Ratkowitsch. Mir gefiel die damit verbundene Professionalität und die strenge Einhaltung der jeweiligen Spielregeln. Als ich allerdings bei entsprechendem regelmäßigem Fußballtraining die Chance für den Einsatz in der regulären Mannschaft SV St. Pantaleon gehabt hatte, fehlte mir der Ehrgeiz und ich beließ es dabei, mir einige der Spiele anzusehen und dann wieder auszuscheiden. Auch im Gymnasium teilte ich die Begeisterung für diesen Mannschaftssport nicht.

Mehr Ehrgeiz hatte ich beim Tischtennis. Bei diesem Spiel gefielen mir die notwendige Konzentration und die Schnelligkeit. Außerdem bestand wenig Verletzungsgefahr, denn mein gebrochener Oberarm beim Radfahren und später das gebrochene Bein beim Schifahren waren genug für mich. Den Tischtennis-Tisch haben wir selbst zusammengeleimt und lackiert. Ein gekaufter Tisch, der bestellt und geliefert wird, hätte uns nicht die gleiche Freude bereitet.

Beatlemania

Die vier Musiker aus England waren in meiner Kindheit allgegenwärtig. Ich mochte sie nicht. Anders gesagt, ich mochte das von ihnen ausgelöste Gekreische nicht. Der Musik hörte ich durchaus immer wieder einmal gerne zu, aber was waren das für junge Menschen, die andere, meist noch jüngere Menschen so außer sich bringen konnten? Diese Beatlemania genannte Hysterie war abstoßend für mich. Wie konnte es sein, dass der bloße Anblick der vier jungen Männer das völlige Außersichsein der Zuschauer hervorrufen konnte?

In Einzelinterviews erschienen mir John Lennon, Paul McCartney, George Harrison und Ringo Starr durchaus sympathisch zu sein, auch wenn ich die für sie typische Frisur nicht nachmachen wollte. Aber wie konnte es ihnen gefallen, andere Menschen in dieser Form zu verführen?

Ich erinnere mich, dass die Dreharbeiten für den Film *Help!* in Obertauern im März und besonders die Verleihung von Orden durch Königin Elisabeth im Oktober 1965 Gesprächsthemen im Gasthaus waren. Ein Gast hat sogar die Meinung geäußert, dass er es verstehen könnte, wenn verdiente Persönlichkeiten jetzt ihre Orden zurückgeben wollten. Die Beatles wurden aber ohnehin nur zu einfachen Mitgliedern des Order of the British Empire erklärt. Es war also keine hohe Auszeichnung.

Die Distanz zu und Vorsicht vor Menschen, die andere in Hysterie versetzen und damit eine Abhängigkeit erzeugen können, war, so glaube ich mich erinnern zu können, bereits beim Volks- und Hauptschüler Andreas Maislinger vorhanden. Diese Wachheit kann ich mir nur durch den Einfluss meines Vaters erklären. Verführung ist Verführung, auch wenn die Beatles natürlich vergleichsweise harmlos waren.

Bergleute

1948 wurde in Trimmelkam in der Gemeinde St. Pantaleon die Salzach-Kohlenbergbau-Gesellschaft (SAKOG) gegründet und 1952 mit der Kohlenförderung begonnen. Von den 1200 Beschäftigten waren einige unsere Nachbarn. Da die Bergleute erst unmittelbar vor und nach meiner Geburt 1955 vor allem aus Bergbaugebieten der Steiermark und nach dem gescheiterten Aufstand 1956 aus Ungarn zugezogen waren, musste man sich erst aneinander gewöhnen. Für mich als Kind war es ohne Belang, dass nicht alle Nachbarn auch hier geboren wurden. Neben den Bauern und Handwerkern gab es ganz selbstverständlich auch die Bergleute.

Auffallend war ihr großes Selbstbewusstsein, denn obwohl sie meist noch keinen eigenen Grund und Boden hatten, fühlten sie sich den Bauern ebenbürtig. Mir ist als Eindruck im Gedächtnis geblieben, dass sich die Kinder der Bergleute am Sonntag vom >Eismann mehr Kugeln kaufen durften als wir Auwirtsbuben. Aber die große Portion, die eines der Pototschnig-Mädchen in einem Geschirr nach Hause trug, war wohl zum Aufteilen gedacht. Jedoch selbst wenn sie alles allein gegessen hätte, Neid gab es bei uns Kindern nicht.

Bei den Erwachsenen war es aber, offen gesagt, anders, denn untereinander haben sich die verschiedenen Berufs- und Standesgruppen häufig etwas gneidet. Die Bauern und Handwerker konnten sich schwer vorstellen, was die Bergleute im Untertagebau machen. Zu Raufereien wie zwischen den Zechen von Eching und Holzhausen kam es deshalb aber nicht und beim Auwirt haben sich ohnehin alle verstanden.

Das Bergwerk in Trimmelkam brachte nach dem Krieg neues Leben in unsere Gegend. Einheimische erhielten ebenfalls Arbeit im Bergwerk, und einer von ihnen war unser Verwandter Josef Forsthofer in Kirchberg. Der *Forsthofer Pepi* war nicht nur Elektriker im Bergwerk, er hatte auch eine große Modelleisenbahn und war Amateurfunker. Solche Hobbys wären für einen Bauern oder Handwerker kaum in Frage gekommen und nur ein Bergmann konnte sie sich leisten, dachte man damals. Tatsächlich lebten er und andere Bergleute aber oft bescheiden. Der *Forsthofer Pepi* hatte kein eigenes Auto und ging nicht zum Wirt. Mein Cousin Josef hat mir erzählt, dass er sich bei seinem neu gebauten Haus nur einen Stock leisten konnte und daher der Dachstuhl zerlegbar ausgeführt wurde, um die Option für eine spätere Erweiterung zu haben. Der weitere Stock wurde aber wegen Geldmangel nicht hinzugefügt.

Obwohl der *Forsthofer Pepi* der Bruder von Zimmermeister Hans Ostermeier war, war er nicht beim örtlichen Schützenverein und spielte kein Musikinstrument. Er beschäftigte

sich lieber gemeinsam mit seinem Sohn Klaus mit der selbst gebauten Modelleisenbahn und kontaktierte Amateurfunken rund um die Welt. Mit seiner Funkanlage gab er Morsezeichen und wir durften mit ihm gespannt auf Antworten warten. Die Kontakte wurden mit Postkarten aus verschiedenen Kontinenten bestätigt und wie Jagdtrophäen an der Wand befestigt. Wie der >Kiemer Max mit seinem Lichtbildervortrag über Südafrika im Salettl hat der *Forsthofer Pepi* damit *mein Heimweh nach der Welt* befördert.

Ein Besuch im Bergwerk, in dem er 160 Meter unter der Erde arbeitete, wäre für uns Kinder mehr als spannend gewesen, aber das blieb uns verschlossen. Es war anders als bei den Bauern und >Handwerkern, denen wir bei der Arbeit zusehen und manchmal auch mitmachen durften.

Bettnässer

„Wenn ich von der Schule nach Hause kam, schon auf halber Höhe der Schaumburgerstraße, sah ich mein Leintuch mit dem großen gelben Fleck aus dem Fenster hängen. Meine Mutter hingte mein nasses Leintuch abwechselnd in der Schaumburgerstraße und dann wieder auf dem Taubenmarkt aus dem Fenster, zur Abschreckung, damit alle sehen, was du bist!“ Soweit Thomas Bernhard in seiner autobiographischen Erzählung *Ein Kind*.

Man muss nicht einmal ein begeisterter Leser sein, um zu wissen, dass Bettnässen zu einem Signalwort für eine qualvolle Kindheit geworden ist. Durch die Brandmarkungen seiner Mutter wurde Thomas Bernhard als *Bettnässer* verspottet und in der Schule verachtet. Alle wussten davon. Wenn ich eingangs geschrieben habe, dass meine Kindheit glücklich war, dann zeigte sich dies sogar in der Zeit, als ich nicht und nicht das Lesen und Schreiben erlernte, der Schularzt meinen vermeintlichen >Herzfehler diagnostizierte und ich deshalb zum Bettnässer wurde: Meine Mutter, die einfache Frau und großartige Psychologin, hat keine Affäre daraus gemacht.

Als *Enuresis nocturnus* bezeichnen Mediziner laut Wikipedia nächtliches Einnässen ab einem Alter von fünf Jahren, ohne dass dafür eine organische Ursache vorliegt. Angeblich ist etwa jeder zehnte Siebenjährige davon betroffen. Diesen Trost, dass die nasse Unterhose und Bettdecke beim Aufwachen gar nicht so außergewöhnlich sind, hatte ich natürlich damals nicht. In *Ein Kind* sagt die Mutter zur Ärztin, Doktor Popp, *er ist Bettnässer, es ist zum Verzweifeln*. Meine Mutter wäre nie auf die Idee gekommen, das zu tun, obwohl ich unter ähnlich einfachen Verhältnissen und fast in der gleichen Gegend wie Thomas Bernhard aufgewachsen bin.

Ich war wie Thomas Bernhard *Bettnässer*, aber im Gegensatz zu ihm bedrückt es mich nicht mehr. Er schämte sich, weil er davon ausging, dass durch die täglich zum Trocknen ausgehängten Bettlaken seine *Schreckensfahne* gehisst wird. Nichts davon bei mir. In meiner Erinnerung wurde die von mir in der Nacht verunreinigte Wäsche gemeinsam mit der anderen Wäsche gewaschen. Damit hatte es sich. Da gab es kein Aufsehen, ganz im Gegenteil, meine Mutter beruhigte mich. Aufgeregt war nur ich. Sie ging davon aus, dass sich das mit der Zeit geben wird. Und so war es dann auch.

Bogenschießen

Das Schießen mit Pfeil und Bogen erfuhr bei uns eine für den Auwirt typische Entwicklung: vom Einfachen zum Professionellen. Was hier so viel bedeutet wie vom Selbstgebauten zum Gekauften.

Alles, was wir selbst fertigen konnten, haben wir auch selbst gebaut. So war es auch mit dem Tischtennistisch und dem >Hochstand. Im Fall von Pfeil und Bogen war das vergleichsweise einfach. Wir suchten uns geeignete Haselnussstauden und Schilfrohr vom Wald und der *Honeilacken*. Schnur und Flaschenkorken gab es zuhause, und schon konnte es losgehen. Weil die Pfeile mit den Korken nicht spitz waren, war

es auch nicht so gefährlich wie später mit den richtigen, den gekauften Pfeilen. Die Pfeile aus Schilfrohr wären auch beim Abschießen gebrochen, wenn wir einen zu fest gespannten Bogen gehabt hätten. Es war also harmlos, hatte aber den Reiz des Natürlichen. Mit Pfeil und Bogen haben wir nie, wie leider später mit dem >Luftdruckgewehr, auf ein Lebewesen geschossen.

Boxhandschuhe

Natürlich war mir Muhamed Ali ein Begriff und ich sah im >Lesezirkel Fotos von ihm. Durch seine schnellen Beinbewegungen und sein selbstbewusstes Auftreten war er ohnehin mehr Künstler als Boxer. Aber mir ging es wie meinem Bruder Toni, der zum Beispiel die Boxkämpfe beim Oberinnviertler Volksfest als grauslich in Erinnerung hat. Mir sind sie damals völlig entgangen und ich habe mich dort nur für das Auto-drom interessiert.

Warum dann aber die Boxhandschuhe und der Boxsack auf dem Dachboden über dem Salettl? Und warum habe ich die Boxhandschuhe sogar in die >Hauptschule Ostermiething mitgenommen und dort so viel Eindruck erweckt, dass sich Josef Esterbauer sofort daran erinnerte? Ganz kann ich es nicht erklären, denn ich war nie ein Raufer und auch nicht besonders sportlich. Mir gefiel es aber, verschiedene Sportarten nachzuahmen, um eine Idee davon zu bekommen.

Gut war ich nur beim Tischtennis und das ist es auch, was ich im Park neben meiner Wohnung in Innsbruck wieder anfangen möchte. Dort trifft sich regelmäßig eine Gruppe älterer Herren und spielt Tischtennis. Einer von ihnen ist Chinese und nennt sich Josef. Da er einmal vergeblich auf seinen Spielpartner wartete, lud er mich ein, mit ihm zu spielen, und siehe da, ich konnte es noch. Bestimmte, in der Kindheit gelernte Bewegungsabläufe bleiben gespeichert und sind wieder abrufbar. Boxen würde ich aber sicher nicht wieder anfangen.

Branko Lustig

Branko Lustig und >Karl Stojka habe ich nicht in meiner Kindheit kennengelernt. Doch häufig denke ich daran, dass Branko und Karl in dem Alter, an das ich mich in diesem Buch als an meine schöne, kaum beschwerte Kindheit erinnere, im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau waren. Karl wurde 1931 im Burgenland als Kind einer Roma-Familie und Branko 1932 in Osijek im Königreich Jugoslawien als Jude geboren.

Branko Lustig, der zweifache Oscarpreisträger, hat mich nach der gemeinsamen Auszeichnung im Los Angeles Museum of the Holocaust so behandelt, als würden wir uns schon seit der Kindheit kennen. Wir trafen uns am nächsten Tag bei Starbucks, und zwei Jahre später besuchte er mich in meiner Innviertler Heimat und hängte sich beim Spaziergang durch Braunau am Inn bei mir ein, als wäre er der Lustig Branko.

>Firmung und Bar Mitzwa werden immer wieder verglichen. Die Firmung gehört zu den sieben Sakramenten der katholischen Kirche und bildet zusammen mit Taufe und der Erstkommunion die Sakramente der christlichen Initiation. Bar Mitzwa (von aramäisch כּוּן ‚Sohn‘ und hebräisch מצוה ‚Gebot‘), für Mädchen Bat Mitzwa, bedeutet im Judentum die religiöse Mündigkeit. Buben erreichen sie im Alter von dreizehn Jahren.

Meine Firmung erfolgte durch Erzbischof Andreas Rohrer im Salzburger Dom, mein Freund Branko Lustig hat seine Bar Mitzwa 2011 mit Rabbi Mark Blazer in Auschwitz nachgeholt. Die Zeremonie und seine Rede kann man auf Youtube hören und sehen. Bei der Oscarverleihung 1993 erwähnt Branko Lustig seine Häftlingsnummer A 3317. Er trug sie in Auschwitz als Kind. Immer wenn ich mir seine von einem Zettel abgelesene Dankesrede anhöre, denke ich an dieses Kind. Und damit immer auch an das Kind, das ich beim Auwirt in St. Georgen sein durfte.

Briefträger

Der Briefträger war in meiner Kindheit noch so etwas wie eine Amtsperson in Uniform. Aber wie der Gendarm und Finanzer war er natürlich auch unser Gast.

Ich kann so genau über den Briefträger berichten, weil ich später als Gymnasiast in den Ferien auch Briefträger war und mit dem Puch-Moped von Oberndorf den ganzen Zustellungsbereich abfuhr. Seine große Umhängetasche war, wenn er auf seiner Tour zu uns kam, meist beinahe leer. Er kam am Nachmittag, nachdem er so gut wie alles erledigt hatte.

Da der Briefträger am Ende des Monats auch die Renten und andere Geldbeträge bar auszahlte, hatte er eine ausziehbare Stahlrute dabei. Diese wurde von uns *Totschläger* genannt. Wie ich als Ferialbriefträger selbst erfahren habe, konnten das an die fünfzigtausend Schilling sein. Zum Vergleich: 1960 waren laut dem historischen Währungsrechner *eurologisch.at* 50.000 Schilling in etwa so viel wert wie heute 30 000 Euro.

Täglich brachte uns der Briefträger die >Salzburger Nachrichten, in regelmäßigen Abständen Werbung und ab und zu einen Brief oder das von meinem Bruder Toni sehnhchst erwartete Paket. Wieder aus eigener Erfahrung weiß ich, dass der Briefträger auch Zeit für ein kurzes Gespräch und den Austausch von mündlichen Nachrichten auf der Strecke von Vollern, Jauchsdorf, Obereching, Untereching, Irlach und Au hatte.

Obwohl das Postamt Wildshut viel näher gewesen wäre, war es wegen der Landesgrenze nicht mehr für uns zuständig. Gemeindegrenzen spielten keine Rolle. Der Briefträger stellte aber nicht nur Briefe zu, er öffnete auch den beim Auwirt befestigten Postkasten und entnahm die dort eingeworfene Post. Wir nannten alles, was der Briefträger mitbrachte oder entgegennahm, auch *die Post*.

Eine schon als Kind immer wieder gehörte Weisheit durfte ich als Aushilfpostler auch erfahren. Wer selbst nicht viel

besitzt, gibt oft am offenherzigsten. Das kann man heute im Internet bei diversen Tests mitverfolgen. Obdachlose geben vermeintlich Armen den gewünschten Dollar und Reiche gehen unachtsam vorbei oder geben vor, kein Geld bei sich zu haben. Als ich am Ende meines Ferialjobs tatsächlich auch die Rente auszahlen durfte, bekam ich von den Kleinrentnern das meiste Trinkgeld. Auch auf ein *Schnapsperl* wäre ich eingeladen worden, aber ich habe schon damals keinen Alkohol getrunken.

Brücken

Das Wasser eines Flusses oder Baches fließt wie von selbst zu seinem Bestimmungsort, und dieser ist bei unseren Gewässern das Schwarze Meer. Egal, woher der Bach oder das auch noch so kleine Bächlein kommt, es fließt in die >Moosach, die Moosach in die Salzach, diese in den Inn, der Inn in die Donau und die Donau ins Schwarze Meer. Auf den Brücken bewegen sich die Menschen hin und her. Jeder in die Richtung, in die er sich bewegen will. Wir haben die Wahl, das Wasser hat seine Bestimmung.

Die Moosachbrücke vor dem Auwirt war vor dem Umbau nicht nur die Verbindung zwischen den Bundesländern Salzburg und Oberösterreich, sie war besonders bei Regen und Eis äußerst gefährlich. Dauernd kam es zu schweren Unfällen und das Gelände war kaum repariert, schon krachte es wieder. Aber auf der Landstraße war es auch sonst gefährlich, die glatte Fahrbahn auf der Brücke spitzte diese Gefahr nur noch zu.

2009 haben die Bürgermeister der Gemeinden St. Georgen und St. Pantaleon, Friedrich Amerhauser und Herbert Huber, die Moosachbrücke neben der Erinnerungsstätte Lager Weyer zur *Brücke der Erinnerung* erklärt.

Berühmt ist die zwischen 1901 und 1903 unter der Herrschaft von Kaiser Franz Joseph I. und Prinzregent Luitpold von Bayern errichtete Salzachbrücke zwischen Oberndorf

und Laufen. Für uns Buben war sie aber weniger wegen ihrer Konstruktion und der beiden Staatswappen, sondern wegen der Möglichkeit zum >Schmuggeln interessant. Die Salzachbrücke verschaffte uns den Zugang zum geliebten Spielzeuggeschäft Fial in der bayerischen Stadt Laufen.

Bürgermeister Franz Meislinger

Franz Meislinger war Bürgermeister der Gemeinde St. Georgen bei Salzburg von 1954 bis 1964 und, unterbrochen durch den Bürmooser Karl Zillner, wieder von 1967 bis 1979. Also von einem Jahr vor meiner Geburt bis kurz vor meiner Promotion zum Dr. phil. an der Universität Salzburg. Der Mattheisbauer aus Moospirach war aber vor allem auch Stammgast beim Auwirt. Der *Mattheis*, wie wir ihn nannten, spielte bei uns mit dem Bäcker Landertinger aus St. Pantaleon und dem Metzgermeister Fritz Eidenhammer aus Wildshut Karten. Diese Namen hat mir Sigi Hartmann aus Bürmoos bei einem Treffen mit Weihbischof Franz Scharl beim Schmiedl Wirt in Eching in Erinnerung gerufen. Ein Foto zeigt den *Mattheis* aber auch in vertrauter Runde mit Professor Georg Rendl, Dechant Michael Neureiter und Oberlehrer Josef Wegmeyer. Bei diesen gemütlichen Treffen der religiösen, intellektuellen und politischen Dorfelite war ich natürlich nicht dabei, im Gastzimmer durfte ich ihn aber erleben.

Der Mattheis war nicht nur Bauer in Moospirach, er hatte auch das von seiner Frau geerbte Felberanwesen in >Pontigon zu verwalten. Er verband also, wie mein Vater, beide Nachbargemeinden. Als Typ erinnerte der Bürgermeister von Innsbruck und spätere Landeshauptmann Herwig van Staa an den Bürgermeister meiner Kindheit. Und tatsächlich haben sie etwas gemeinsam und gründeten als Folge eines Streites in der ÖVP eine eigene Wahlliste: Franz Meislinger 1974 die *Heimatliste* und Herwig van Staa 1994 *Für Innsbruck*. Beide waren erfolgreich und beide wurden damit Bürgermeister.

Unser Mattheisbauer war also hier dem Schwiegersohn von Eduard Wallnöfer um zwanzig Jahre voraus.

Bürmoos

Bürmoos war in meiner Kindheit, obwohl nicht weiter entfernt als Wildshut, St. Pantaleon und Obereching, doch weit weg. Zwar nicht hinter den Bergen, aber doch tief im >Stierling verborgen.

Es gab zwar bereits die Lokalbahn von Trimmelkam nach Bürmoos und von dort weiter nach Salzburg, aber erschlossen hat sich mir diese im 19. Jahrhundert entstandene und erst 1967 von St. Georgen und Lamprechtshausen selbstständig gewordene Gemeinde erst später. Auch die weiter entfernten Riedersbach und Trimmelkam und das noch viel weiter entfernte >Ettenu waren, letzteres wegen der Besuche bei Tante Emmy, viel näher als Bürmoos. Als ich bereits täglich über Wildshut und Riedersbach mit meinem Cousin Hansi und meinem Nachbarn >Simibauer Karli nach Ostermiething in die Hauptschule radelte, wurde Bürmoos plötzlich eine eigene Gemeinde und unser Bürgermeister Karl Zillner deren erster Bürgermeister. Das schwarze St. Georgen hatte tatsächlich von 1964 bis 1967 mit Karl Zillner einen roten Bürgermeister, den jedoch meine Mutter sehr schätzte. Das war für manche, wie ich bereits als Volksschüler mitbekommen hatte, schwer zuzuordnen. Wie konnte eine katholisch geprägte Landgemeinde einen roten Bürgermeister haben? Durch die Abtrennung des roten Bürmooser Anteils hatte wieder alles seine Ordnung und nach dem roten Eisenbahner wurde der Mattheisbauer Franz Meislinger aus Moospirach erneut unser Bürgermeister.

Mein Volksschullehrer Franz Oberleitner war für seine Zeit durchaus aufgeschlossen, das Naheliegendste hat er uns jedoch trotzdem nicht näher gebracht. Das Rendlhaus war nämlich in Sichtweite direkt unter der Volksschule, aber ich erinnere mich nicht, dass er jemals gesagt hätte, dass dort der Schriftsteller Georg Rendl lebt und wir auch etwas von

ihm lesen könnten. Es wäre wunderbar gewesen, wenn neben Dechant Michael Neureiter auch Georg Rendl zu uns in das Klassenzimmer gekommen wäre. Was für eine andere Welt hätte sich für uns Kinder damit auf tun können. Mit Georg Rendl hätten wir so auch Bürmoos entdecken können, denn mit seiner Romantrilogie *Die Glasbläser von Bürmoos* hat er *Die Menschen im Moor*, *Die Glasbläser* und *Das Gespenst aus Stahl* packend beschrieben. Die über siebenhundert Seiten wären für uns Volksschüler natürlich nicht verkraftbar gewesen, aber ein erstes Hineinriechen hätte schon gereicht und wir hätten als einfache Kinder vom Land ein Gespür für Literatur bekommen können. Diesen Zugang zur Literatur hat mir dann einige Jahre später >Karlheinz Schönswetter in der Hauptschule Ostermiething durch die >Hamburger Lesehefte vermittelt.

Erstaunlich genug habe ich Bürmoos erst als Gymnasiast ab 1970 und durch meine Freundschaft mit meinem Mitschüler Alois Fuchs und Pfarrer Alois Stiefler entdeckt.

Charakter

Meinen Eltern kam es mehr auf die Überzeugung als auf die bloße Meinung an. Meinungen kommen und gehen, aber die Überzeugung bleibt. Sie interessierten sich für den Charakter des jeweiligen Menschen und weniger für das bloße Erscheinungsbild. In einem Gasthaus mit all den verschiedenen Menschen hat man ausreichend Untersuchungsgegenstände für Charakterstudien. Oft hörte ich die Bemerkung *der hat einen guten* oder *der hat einen schlechten Charakter*. Dabei ging es nicht um eine situationsabhängige, sondern eine grundsätzliche Beobachtung und Einschätzung. Ähnlich, wie unser Nachbar Georg Rendl in seinem Buch *Haus in Gottes Hand* die Menschen beobachtete und einschätzte.

Meine Mutter hat für sich behalten, wie sie ihre Mitmenschen einschätzt. Das ging als Wirtin auch nicht anders, denn unsere Gäste konnten wir uns nicht aussuchen. Die mussten

wir *nehmen, wie sie sind*, das war einer ihrer Leitsprüche. Eine gute Wirtin muss auch eine gute Menschenkennerin sein und meine Mutter war es. Meinem Vater fehlte dazu oft die notwendige Distanz und er hat sich auch richtig eingemischt. Wenn ich mich später im Leben diesbezüglich mehr an meine Mutter und weniger an meinen Vater gehalten hätte, hätte ich es leichter gehabt.

Das blaue Zimmer

Das >Haus der Kindheit sollte zumindest ein Geheimnis in sich bergen. Nicht nur draußen in der Welt, auch im eigenen Haus muss es diesen Ort geben. Beim Auwirt war es das blaue Zimmer. Ein kleiner Raum hinter dem großen Schlafzimmer meiner Eltern. Da das Schlafzimmer meiner Eltern über dem Gastzimmer lag, lag das blaue Zimmer über der Schank, dem schmalen Raum hinter dem Gastzimmer, wo die Getränke untergebracht waren.

Wenn schon das Schlafzimmer der Eltern nicht zu betreten war, dann erst recht nicht das blaue Zimmer dahinter. Niemand konnte erklären, für wen dieses Zimmer mit blauen Möbeln eingerichtet worden war und wozu es überhaupt gut sein sollte. Außer eben, um eine Menge von Geheimnissen zu bewahren. Eines davon war, die meist schon Wochen vorher gekauften Weihnachtsgeschenke zu verstecken.

Wir wollten keine Spielverderber sein, daher ließen wir Buben unsere Mutter beziehungsweise die Tante im Glauben, wir wüssten nicht, wo die Weihnachtsgeschenke aufbewahrt werden. Dies führte unter anderem zu folgender Bewandnis: Mein Cousin Hansi wünschte sich einen Zauberkasten und er konnte davon ausgehen, dass er diesen auch bekommen wird. Mutter und Tante sorgten immer dafür, dass das Christkind unsere Wünsche erfüllen konnte. Hansi schlich sich also ins blaue Zimmer, öffnete das Paket, das darauf schließen ließ, dass sich darin sein Zauberkasten befand, und las die

Beschreibung der Zaubertricks. Man wird erahnen, wie der Heilige Abend verlief: Kaum hatte Hansi den Zauberkasten ausgepackt, beherrschte er auch schon die Tricks, ohne sie erlernen zu müssen. Hansi hat uns so verzaubert, dass wir allmählich glaubten, dass er tatsächlich zaubern kann.

Zaubertricks leben von der Illusion, dass die Zauberei echt sein könnte. Mein Cousin Hansi konnte uns dank des blauen Zimmers diese Illusion vermitteln.

Dechant Michael Neureiter

Michael Neureiter wurde 1899 in Kuchl geboren und war seit 1934 Pfarrer und Dechant von St. Georgen. Daneben gab es in meiner Kindheit noch die Kooperatoren Engelbert Wagner (1956-1960), Johann Widroither (1960-1965), Vinzenz Baldermaier (1965-1966) und Ignaz Binggl (1966-1970). Die Kooperatoren habe ich aber nur als seine braven Assistenten in Erinnerung, die zentrale Figur am Pfarrhof und beim Religionsunterricht in der Volksschule direkt unter der Kirche war der Dechant. Ignaz Binggl wurde später Pfarrer in St. Georgen und war bei meinen Besuchen in meiner Heimat ein guter Gesprächspartner und Freund. Über seine Zeit als Kooperator haben wir meiner Erinnerung nach aber nicht gesprochen und so kann ich jetzt hier auch nichts darüber berichten.

Dechant Michael Neureiter sehe ich nicht nur in seinem Ornat die Messe lesen, sondern auch mit Bildtafeln zu uns in die Volksschule kommen und vor dem Pfarrhof Brevier beten, aber auch mit seiner Virginia-Zigarre als leutseligen Mann. Ein Foto im Buch *Heimat St. Georgen* von Georg Thalmaier bestätigt diesen Eindruck. Mit seiner Zigarre oder Pfeife – Hannes erinnert sich, dass der Dechant vor allem Pfeife geraucht und den Tabak selbst gemischt hat – hätte er auch gut zum Auwirts-Stammtisch gepasst, und tatsächlich gab es ja am Pfarrhof in der Zwischenkriegszeit auch ein Gasthaus. Ein >Latein sprechender Gast! Was hätte das für ein Bild abgegeben.

Im Religionsunterricht habe ich ihn als nachsichtigen und einfühlsamen Lehrer in Erinnerung: *Wenn du etwas angestellt hast, musst du es bekennen und beichten, und alles ist wieder gut.* Das war für mich von 1961 bis 1966 der Dechant.

Mein sechs Jahre älterer Bruder Toni war Ministrant und bestätigt diesen Eindruck. Dechant Neureiter hat jede nur erlaubte Neuerung im Gottesdienst auch gleich umgesetzt, aber das war so manchem St. Georgener gar nicht recht. Das sogenannte Speisgitter wurde baldigst eliminiert und der Volksaltar eingeführt. Mindestens eine Kirchenrenovierung Anfang der 1960er Jahre hat er durchgezogen und wir hatten auf einmal eine Gasstrahlungsheizung und ein automatisches Läutwerk. An kalten Wintertagen waren die Plätze in der Nähe dieser Heizstrahler auch besonders begehrt. Er war gegenüber dem technischen Fortschritt sehr aufgeschlossen und mein Bruder mochte ihn. Mit ihm gab es zwar keinen wie bei den Nachbargemeinden üblichen jährlichen Ministrantenausflug, dafür aber zu Dreikönig eine Tee- und Keksjause.

Aus heutiger Sicht etwas absolut Außerordentliches hat unser Dechant im Religionsunterricht praktiziert: Er führte das Kreuzzeichen mit der linken Hand aus, um uns Kinder in der Nachahmung nicht zu irritieren. Letzteres fällt meist nur Linkshändern auf. Mein Bruder bemerkt als Linkshänder auch sehr bald in jedem Film, in Geschäften und bei handwerklichen Tätigkeiten, wenn die Personen mit ihrer linken Hand mehr oder weniger geschickt zu Werke gehen. Aus wissenschaftlicher Sicht weiß die Menschheit heute schon mehr über die Mondoberfläche als über das Wesen der Linkshändigkeit.

Der Schatz im Silbersee

Als Erwachsener habe ich manchmal auf die Frage nach meinem Lieblingsfilm mit *Der Schatz im Silbersee* geantwortet. Das war natürlich nur Spaß und nicht ernst gemeint, es war aber ein Hinweis auf meine Kindheit und die Erinnerung an die Sonntagsnachmittage im Kino Trimmelkam.

Ich habe nie Karl May gelesen, aber einige Verfilmungen gesehen. Wirklich fasziniert hat mich nur *Der Schatz im Silbersee* 1962. *Winnetou 1, 2 und 3* und *Der letzte Mohikaner* habe ich nicht mehr in Erinnerung und sie erschienen mir schon damals nur wie nicht unbedingt notwendige Fortsetzungen. Die Erinnerung an dieses erste strahlende Kinoerlebnis hat aber sicher auch damit zu tun, dass ich durch den Ausflug zum Königssee meinen Silbersee gefunden hatte. Die Fahrt mit dem Boot nach St. Bartholomä und das Echo vom Königssee verstärkten diese Magie. Um mir diesen Zauber der Kindheit zu erhalten, habe ich es seither vermieden, den Königssee noch einmal zu besuchen.

Den Tod des Old-Shatterhand-Darstellers Lex Barker habe ich 1977 nicht wahrgenommen, aber als Pierre Brice 2015 starb, war das auch ein schmerzlicher Abschied vom Winnetou meiner Kindheit. Beim Indianerspielen war ich natürlich ein Indianer und es ist daher auch kein Zufall, dass ich auf einem Foto vom Fasching in der Volksschule der Einzige mit Federschmuck bin. Meine Liebe zu den Indianern ging so weit, dass ich nicht nur versuchte, mich mit Hühnerfedern dem beeindruckenden Federschmuck der richtigen Indianer anzunähern, ich bat meine Tante Hilda auch, mir eine Indianerhose aus dem Stoff alter Kartoffelsäcke zu schneiden.

Als ich später an der Universität Oslo Norwegisch lernte, war in meiner Klasse ein Angehöriger des Volkes der Dakota, das der Sprachfamilie der Sioux angehört, und wir haben uns sofort gut verstanden. Er hat Norwegisch gelernt, weil er mit den Sami in Nordnorwegen Kontakt aufnehmen und zumindest ein bisschen mit ihnen Norwegisch sprechen wollte. Ich will jetzt meine Kindheit nicht romantisieren, aber meine besondere Beziehung zu Tilman Zülch und der von ihm gegründeten Gesellschaft für bedrohte Völker hat hier und in einem Besuch von fahrenden Familien auf der Wiese direkt neben dem Auwirt ihren Ursprung. Besagte Wiese mit Apfelbäumen voller dunkelroter Äpfel hat mein Vater später zum >Eisstockschießplatz umgegraben.

Lang nach dem Abebben der Winnetou-Begeisterung in den Kinos und lang nach meiner Faszination für den Schatz im Silbersee erfuhr ich aber auch, dass der 1908 in Bad Ischl geborene Regisseur des Films Harald Reinl seine Karriere als Assistent von Leni Riefenstahl begonnen hatte. Er hat zwischen 1940 und 1944 am Film *Tiefeland* mitgearbeitet, und dabei wurden Sinti und Roma eingesetzt, die später im Vernichtungslager Auschwitz ermordet wurden.

Dietmar Schönherr

Bevor es abgerissen und an dieser Stelle das Haus der Musik errichtet wurde, war ich öfter im Stadtcafé in Innsbruck, um die Süddeutsche Zeitung zu lesen. Es kamen meist wenige Gäste, aber einmal sah ich zwei Tische von mir entfernt Dietmar Schönherr sitzen. Ohne zu zögern, ging ich zu ihm und fragte ihn, ob ich kurz mit ihm sprechen dürfte. Seine Antwort war: *Huck di her*. Mit diesem Gespräch begann unsere Freundschaft. Hauptthema war für uns Nicaragua. Das von ihm unterstützte Projekt Casa de los Tres Mundos von Ernesto Cardenal wurde Sozialdienst-Einsatzstelle des Vereins Österreichischer Auslandsdienst.

In Erinnerung habe ich vor allem Dietmar Schönherrs tiefe Enttäuschung über die Entwicklung seines Freundes Daniel Ortega. *Daniel ist ein Diktator geworden*, war sein unmissverständliches Urteil. 2010 hat Dietmar Schönherr auf meine Anregung hin den vom Verein für Zeitgeschichte und der Stadt Braunau am Inn vergebenen Egon-Ranshofen-Wertheimer-Preis erhalten.

Damit sind wir in meiner Innviertler Heimat, aber noch lange nicht in meiner Kindheit. Dietmar Schönherr war jedoch tatsächlich mit seiner Frau Vivi Bach Gast beim Auwirt und besonders von unserem kleinen Laden begeistert. Ich war nicht zuhause, als sie bei uns waren, und bei unseren Begegnungen habe ich ihn nicht darauf angesprochen. Aber beim Auwirt war dieser Besuch Gesprächsthema, denn die beiden

waren seit der ersten von ZDF und ORF ausgestrahlten Sendung *Wünsch Dir was* am 20. Dezember 1969 sehr bekannt, und, wie konnte es bei Dietmar Schönherr anders sein, auch umstritten.

Als Elfjähriger habe ich ihn 1966 als Major Cliff Allister McLane, Kommandant des Schnellen Raumkreuzers Orion, am Samstagabend in der siebenteiligen ZDF-Serie >Raumpatrouille Orion gern gesehen.

Dubček, Svoboda

In meiner Kindheit bewegten mich drei politische Ereignisse: Der >Wahlkampf 1966, der >Sechstagekrieg vom 5. bis 10. Juni 1967 und der Prager Frühling 1968.

Gleichsam beteiligt habe ich mich am Prager Frühling. Wir Buben waren am Heuboden und riefen durch das Stadlfenster in den Hof hinunter: Dubček, Svoboda, Dubček, Svoboda.

Alexander Dubček war Generalsekretär der kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, Ludvík Svoboda war Staatspräsident. Beide standen für Freiheit, vor allem für die Freiheit von der Unterdrückung durch die Sowjetunion. Ich habe von meinem Vater von klein auf gelernt, dass es zwei Diktaturen und Gegner der Freiheit gibt: den Nationalsozialismus und den Kommunismus. Nachdem der Nationalsozialismus besiegt war, blieb in halb Europa und direkt an der Grenze zu Österreich noch der Kommunismus übrig. Obwohl Alexander Dubček und Ludvík Svoboda auch Kommunisten waren, waren sie für die Freiheit. Für die Freiheit von sowjetischer Bevormundung und für einen eigenen, freieren Kommunismus.

Mein Vater war in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gewesen und hat trotzdem nie schlecht über die Russen gesprochen. Ganz im Gegenteil, er hat mir vermittelt, dass die Menschen in Russland auch unterdrückt werden. Da 1968 mit Ausnahme von Rumänien alle Mitglieder des Warschauer Paktes Truppen in die Tschechoslowakei entsandt hatten, wurde

mir als Hauptschüler klar, dass es auch für uns gefährlich werden kann. Ein Jahr nach dem Sechstagekrieg gab es für mich als Kind wieder eine klare Linie zwischen Gut und Böse. Obwohl wir als Kinder bei unseren Indianer- und Kriegsspielen mit unseren Spielzeugpistolen aufeinander schossen, war ich ein friedliebender Junge. Mir gefiel daher der gewaltlose Widerstand gegen die sowjetischen Panzer, und im Studium der Politikwissenschaft wurde Friedensforschung zu einem meiner Hauptthemen. Mit meinem „Schlachtruf“ Dubček, Svoboda rief ich also nicht zur Schlacht, sondern zur Standhaftigkeit ohne Waffen auf.

Eduard Zimmermann

Eduard Zimmermann und seine österreichischen Assistenten Teddy Podgorsky, der spätere ORF-Generalintendant, und Peter Nidetzky gehörten zu den bekanntesten und einprägsamsten Persönlichkeiten meiner Kindheit.

Es war bei der ersten Ausstrahlung von *Aktenzeichen XY ... ungelöst* mit Eduard Zimmermann so ähnlich wie bei der ersten Sendung von *Wünsch Dir was* zwei Jahre später: Die Aufregung war groß und die Gäste beim Auwirt sprachen darüber. Eduard Zimmermann war mit seiner Verbrecherjagd eher für rechte und Dietmar Schönherr mit seinen gesellschaftskritischen Fragestellungen eher für linke Zeitgenossen interessant. Die politischen Auseinandersetzungen zu diesen beiden Persönlichkeiten beziehungsweise ihren Fernsehsendungen bekam ich als Hauptschüler nicht nur im Gastzimmer, sondern auch durch die Salzburger Nachrichten mit, die meine Mutter abonniert hatte.

In meiner Erinnerung sind vor allem die prägnanten Stimmen von Eduard Zimmermann und Peter Nidetzky und die damit verbundene Ernsthaftigkeit abgespeichert. Über Youtube zugängliche Aufnahmen bestätigen diesen Eindruck. Dass die Anrufmöglichkeit bei *Aktenzeichen XY* zum Verna-

dern eines Nachbarn verleiten konnte, habe ich jedoch auch gespürt, aber viel mehr berührte mich, dass Eduard Zimmermann trotz seiner sachlichen Sprache und der hart wirkenden Stimme ein Herz für die Opfer hatte. Wenn in der jeweils nächsten Sendung über Fahndungserfolge berichtet werden konnte, hatte ich die Genugtuung, dass sich Verbrechen doch nicht lohnen und sich die Gerechtigkeit durchsetzen kann.

In den nachfolgenden Jahrzehnten verlor ich das Interesse an *Aktenzeichen XY* und mir ist erst jetzt beim Schreiben dieses Buches bewusst geworden, dass es die Sendung noch gibt. Noch immer im ZDF und moderiert von Rudi Cerne, ebenfalls aus München. Ich habe mir eine Folge angesehen, aber mir fehlte die Dramatik. Die Titelmelodie erinnert nicht mehr an einen Tatortkrimi und Rudi Cerne präsentiert die Fälle wie in der *Tagesschau*. Bei Eduard Zimmermann war man, vor allem als Kind, sofort Teil der Fahndung. Er nahm einen mit und konnte für das Gute begeistern.

Die von ARD, ORF und SRG produzierte Krimiserie *Tatort* hat am Ende meiner Kindheit 1970 begonnen. Interessiert hat sie mich nie so richtig, denn in Kriminalfilmen geht es überwiegend um die Darstellung der Verbrechen und damit um eine, aus meiner Sicht, Glorifizierung der Verbrecher. Für mich die einzige Ausnahme: *Columbo* mit Peter Falk. Die Faszination der ab Oktober 1969 in der ARD ausgestrahlten TV-Serie aus den USA begann ich aber erst im Gymnasium durch die Lektüre von *Schuld und Sühne* von Fjodor Dostojewski zu verstehen. Im Gegensatz zu *Aktenzeichen XY* und *Tatort* wissen wir bei *Columbo* von Anfang an, wer der Täter ist, und wir können den Kriminalinspektor dabei beobachten, wie er der Aufklärung Schritt für Schritt näher kommt. Man nennt das invertierte Detektivgeschichte. Hier steht eindeutig nicht der Täter, sondern der unbeholfen wirkende oder sich unbeholfen gebende Ermittler im Mittelpunkt.

Einschussloch

Bei der Renovierung des Kirchturms der Dekanatspfarrkirche St. Georgen bei Salzburg vor gut 20 Jahren entstand ein großes Rätsel: Woher stammt das Einschussloch in der Kirchturmkuugel? Man tippte zuerst auf den Zweiten Weltkrieg, aber im Zweiten Weltkrieg gab es keine Kampfhandlungen in unserer Gemeinde. Wer konnte dann mit einem großkalibrigen Gewehr auf die vergoldete Kugel geschossen haben? Ein Jäger kam wohl nicht in Frage, und die einmarschierenden US-Soldaten hatten sich laut Überlieferung sehr friedlich verhalten und keinen Schuss abgegeben. Franz Meislinger und Josef Stadler berichten in der von Hannes Miller 1989 herausgegebenen *Heimatchronik von St. Georgen bei Salzburg* ausführlich über diese Zeit und bestätigen diesen Eindruck. Wie ist dann dieses Einschussloch zu erklären? Man fand darauf keine Antwort.

Ich kann das Rätsel lösen. Es waren Buben aus der Nachbarschaft. Wer dabei war und wer geschossen hat, wüsste ich nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen. Aber einer von ihnen, da bin ich mir sicher, hat mit einem Karabiner aus einigen hundert Metern Entfernung auf die Kugel geschossen. Ich habe noch deutlich den lauten Schuss und mit einer gewissen Zeitverzögerung das Ping des Treffers im Ohr.

Der Schütze ist vielleicht bereits verstorben, jedoch auch sonst würde wohl niemand mehr Interesse daran haben, die damals nicht strafmündigen Kinder nachträglich zu verfolgen. Meine Recherche im Internet hat ergeben, dass es sich um einen Karabiner k98 gehandelt haben könnte. Die in Wikipedia abgebildeten Patronen des Kalibers 7,92 × 57 mm entsprechen in etwa dem, was ich damals als Zwölf-, Dreizehnjähriger gesehen habe. Woher die Buben das Gewehr und die Patronen hatten, weiß ich nicht. Aber in den 1950er und 1960er Jahren waren Waffen aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg keine Seltenheit. Nicht wenige dieser Waffen gelangten in die Hände von Kindern und Jugendlichen.

Eismann

Am Sonntagnachmittag kam der Ballada aus Riedersbach nicht als einer von drei Bäckern mit dem Brot, sondern als freudig erwarteter Eismann. Nachbarn brachten eigene Gefäße mit und kauften große Portionen, wir nur zwei oder drei Kugeln. Gespart wurde also nicht nur beim >Sonntagskracherl, sondern auch beim zweiten kindlichen Sonntagsvergnügen, dem Speiseeis. Wir stellten uns alle brav an, bis wir an der Reihe waren. Ich höre noch das leise Knacken des Eisportionierers, mit dem Herr Ballada aus den zwei, drei verschiedenen Eisbottichen gleich geformte Kugeln herausnehmen konnte. Er fuhr oben entlang oder griff auch schon mal tiefer hinunter, wenn ein Eisbehälter nicht mehr so voll war. Mit dem von ihm erzeugten Knacken setzte er die jeweilige Kugel geschickt auf die unten spitze und oben wie ein Kelch geformte Eistüte. Das bloße Fallenlassen der Eiskugeln in das von unseren Nachbarn mitgebrachte Geschirr konnte da nicht mithalten. Die aufgetürmten Eiskugeln auf der Tüte, die *Gupf*, wie sie bei uns hießen, waren im Vergleich dazu ein kleines Kunstwerk, das beim Schlecken von mir auch entsprechend andachtsvoll behandelt wurde. Nicht nur, weil sie schön aussahen, sondern auch, weil sie leicht hinunterfallen hätten können.

Obwohl ich in Innsbruck immer wieder mit dem Fahrrad an Eisläden vorbeifahre und mir jederzeit eine große Portion kaufen könnte, mache ich das nicht, sondern belasse die Erinnerung an das Eis dort, wo sie hingehört: in die Sommer meiner Kindheit. Beim >Sonntagskracherl ist es jedoch seit meinen häufigeren Bahnfahrten nach Oberndorf und St. Georgen anders. Beim Warten auf die Lokalbahn in der ÖBB Lounge in Salzburg gönne ich mir ab und zu eine Cola oder einen Almdudler. Sonst trinke ich im Alltag Kaffee, Wasser und manchmal Holundersaft. Zuhause habe ich keine Softdrinks und ich käme auch nie auf die Idee, mir im Kaffeehaus eines dieser gesüßten Getränke zu bestellen.

Eisstockschießen

Eisstockschießen verbindet alles, was in dieser Zeit für mich Männerleben im positiven Sinn ausgemacht hat. Männer treffen sich zu einem ruhigen, konzentrierten Spiel und schaden damit niemandem, wie das sonst so oft der Fall ist, wenn sich Männer entfalten wollen. Man denke nur an laute Motorräder, schnelle Autos, die Jagd, Fischen und natürlich Wirtshausraufereien. Obwohl ich die >Jagd und das >Fischen nach intensiver Beschäftigung differenzierter und nicht mehr so ablehnend sehe, denn Jäger und Fischer sind immer mehr auch zu Hegern und Pflegern und damit zu Naturschützern geworden.

Zuerst musste beim Eisstockschießen der Wetterbericht verfolgt und das Eis auf der *Honeilacken*, dem Sporerweiher oder dem Baggersee geprüft werden, ob es bereits oder noch trägt. Schließlich durften die sechs bis zehn eng zusammenstehenden Männer nicht einbrechen. Die betreffenden Gewässer waren zwar nicht tief, aber unangenehm wäre so ein Unfall trotzdem gewesen.

Ganz anders wurde das, als der Mühlberger Andre vor dem Auwirt nach mühsamer Errichtung der Wasserzufuhr von der Moosach und dem Angleichen des Bodens Eisstockschießen auf der Wiese ermöglichte.

Wie immer, wenn sich mein Vater etwas Neues ausdachte, wurde er am Anfang belächelt. Wie konnte man auch auf die Idee kommen, ein Rohr über sechs, sieben, acht Meter durch die Erde zu schlagen, um eine >Wasserleitung zu errichten! Als das Eis direkt vor dem Auwirt blitzte, kamen sie natürlich alle und der Platz war eine der neuen Attraktionen. Wir Kinder durften bei der sonntäglichen Zusammenkunft der Männer nur zusehen, aber während der Woche blieb die Eisfläche ganz uns überlassen.

Mein Vater war ein Anhänger des deutschen Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Wegen unserer Grenznähe interessierte

uns die deutsche Politik mindestens genau so wie die österreichische und daher hatten wir auch mitbekommen, dass Konrad Adenauer Urlaub in Cadenabbia am Comer See machte. Die Fotos vom Bocciaspieler Adenauer erinnerten mich an meinen Vater beim Eisstockschießen. Dieser Vergleich hat ihm gefallen.

Erich Bayerl

Erich Bayerl war für mich der Inbegriff von Abenteuerertum und Geld. Bei ihm gab es große Scheine, nicht 20 oder 50 Schilling, sondern vom Hunderter aufwärts. Ob und wie viele davon er bei seinen Besuchen beim Auwirt ließ, daran erinnere ich mich nicht mehr. Onkel Erich, wie wir ihn nannten, war Oberwachmann bei der Polizei in Salzburg gewesen und hatte die erste Chance genützt, aus der kleinen, nach seinem Empfinden offenbar zu engen Welt auszubrechen und sich für die Polizeitruppe der Vereinten Nationen zu melden. Eine Google-Anfrage bestätigt diesen Eindruck, denn in der Zeitschrift *Öffentliche Sicherheit* wird erwähnt, dass Polizeioberwachmann Erich Bayerl von der BPD Salzburg später nicht mehr zur Salzburger Polizei zurückgekehrt ist, sondern im Dienst der UNO blieb. Unter dem Titel *Brennpunkt Naher Osten* berichtet Werner Sabitzer, dass im Jahr 1958 die ersten österreichischen Polizisten und Gendarmen bei UN-Friedensmissionen im Ausland eingesetzt wurden. Onkel Erich war dabei.

Bei ihm waren aber nicht nur die Geldscheine groß, sondern auch er selber - Mindestmaß für einen UN-Polizisten waren 177 cm Körpergröße - und groß war auch sein Amischlitten. So wurden damals die amerikanischen Autos mit Heckflossen genannt. Ich erinnere mich, dass das Auto von Onkel Erich tief lag, elendig lang war, irgendwie anders fuhr und weich in sich zusammensank. Später haben wir diese Autos in amerikanischen Filmen und Serien gesehen, und einmal habe ich

gelesen, dass in Deutschland angeblich Zuhälter diese Autos fahren, um ihren Status zu bestätigen. Bei Onkel Erich war aber natürlich alles legal, nicht nur das, sein Status kam direkt von der Polizei, und zwar vom höchsten, was man sich nur vorstellen kann: von der Weltpolizei der Vereinten Nationen! Aber Onkel Erich war trotzdem einfach Onkel Erich.

Der Polizeidienst bei den Vereinten Nationen bot nicht nur die Möglichkeit, andere Länder und Kulturen kennenzulernen, sondern war auch von der Bezahlung her attraktiv. Je nach Destination war der UNO-Sold wegen des damaligen hohen Dollar-Kurses vier- bis fünfmal so hoch wie das Gehalt bei der österreichischen Exekutive. Dazu kamen das hohe Sozialprestige als UNO-Angehöriger und die Möglichkeit, Familienangehörige in einige Einsatzgebiete mitzunehmen, etwa nach Jerusalem. Im Juni 1958 teilte die Personalabteilung des europäischen Büros der UNO in Genf dem österreichischen Innenministerium mit, dass beabsichtigt sei, folgende acht Österreicher in die Polizeitruppe der Vereinten Nationen aufzunehmen: Josef Strasser, Kurt Gawron und Johann Barak von der Bundespolizeidirektion (BPD) Wien, Reinhold Braier, Norbert Halmdienst und Helmut Eder vom Landesgendarmeriekommando (LGK) Steiermark, Johann Hobisch von der BPD Klagenfurt, Alois Brandmayr von der BPD Linz sowie Polizeioberwachmann Erich Bayerl von der BPD Salzburg, der später nicht mehr zur Salzburger Polizei zurückkehrte, sondern im Dienst der UNO verblieb. (Öffentliche Sicherheit 1-2/2011).

Onkel Erich war also der Einzige dieser Truppe, der bei der UNO blieb, und ich ahnte durch ihn, den Lichtbildervortrag von >Kierner Max über Südafrika, den Amateurfunker Josef Forsthofer und unseren Nachbarn Georg Rendl, dass es mich auch vom Auwirt in eine andere, größere Welt ziehen wird.

Wie nahe ich dieser ganz großen, vor allem geistigen Welt bereits damals war, weiß ich erst heute, denn Georg Rendl besaß Bücher von Stefan Zweig, die er vor dessen Flucht aus Salzburg erhalten hatte. Zum Lesen und damit zu dem, was

mein Leben bis heute vor allem ausmacht, hat mich mein begnadeter Klassenvorstand Karlheinz Schönswetter in der Hauptschule Ostermiething durch die >Hamburger Lesehefte gebracht.

Erich von Däniken

Der 1935 geborene Schweizer Erich von Däniken hat, so Wikipedia, *die pseudowissenschaftliche Prä-Astronautik einem breiten Lesepublikum bekannt gemacht*. Sein erstes Buch *Erinnerungen an die Zukunft. Ungelöste Rätsel der Vergangenheit* war am 9. Dezember 1968 auf Platz eins der Spiegel-Bestsellerliste und ging auch an mir nicht spurlos vorbei. Seine «phantastische Wissenschaft» verstand der Schweizer eloquent vorzutragen. Ich las damals nicht wie der >Kaiser Franzi und andere die seit 1961 wöchentlich erscheinenden Perry-Rhodan-Hefte, sondern ließ mich stattdessen von Däniken auf die von ihm erfundenen Besucher aus dem Kosmos ein. Nur wenige Jahre vorher hatte uns das Raumschiff Orion auf Weltallabenteuer mitgenommen und gleichzeitig fand am 20. Juli 1969 die erste >Mondlandung von Apollo 11 statt. Also etwas viel Weltall auf einmal. Zum einen die vom Kaiser Franzi bis in jede Einzelheit erzählte Science-Fiction von Perry Rhodan und die reale bis heute, seit der letzten Mondlandung durch Apollo 17 am 11. Dezember 1972 nicht wiederholte Landung von Menschen auf dem Mond, und dazwischen dieser Erich von Däniken mit seinen fantastischen Geschichten. Dass wir nicht die einzigen intelligenten Lebewesen im Universum sind, schien mir nachvollziehbar, nur dass eine andere, uns weit überlegene Intelligenz ausgerechnet unsere Erde besucht haben sollte, erschien mir schon als Dreizehnjähriger äußerst unwahrscheinlich.

Weil es wegen der Mondlandung oft in der Zeitung erwähnt wurde, wusste ich, dass die Entfernung von der Erde zum Mond 1,28 Lichtsekunden beträgt. Ich begann mir daher

über die Entfernungen zum nächsten Fixstern Proxima Centauri und darüber hinaus Gedanken zu machen. Sie beträgt 4,237 Lichtjahre. Selbst wenn ein Raumschiff Lichtgeschwindigkeit erreichen würde, wäre es von unserem nächsten Stern zu uns über vier Jahre unterwegs. Mit der Mondfahrt war mir also klar, dass der Kontakt mit Außerirdischen wegen der großen Entfernungen im Universum de facto unmöglich sein wird. Außer diese Außerirdischen können schneller als das Licht fliegen.

Damit sind wir wieder bei Erich von Däniken. War nicht auch der französische Schriftsteller Jules Verne mit seinem Roman *De la Terre à la Lune (Von der Erde zum Mond)* 1865 unvorstellbare Science-Fiction? Aber hundert Jahre später flogen tatsächlich Menschen zum Mond! Ich erlebte daher als Bub realisierte Science-Fiction. Ein Klassiker des Zukunftsromans wurde vor unser aller Augen via Fernsehübertragung Wirklichkeit. Vielleicht erklärt das den medialen Rummel und die Faszination, die *Erinnerungen an die Zukunft* bei einem breiten Publikum auslösten. Warum sollte die von Erich von Däniken erzählte Geschichte nicht auch Realität sein? In diesem Fall nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Zumal der Film zu seinem Buch für einen Oscar als bester Dokumentarfilm nominiert war.

Aber einmal ganz abgesehen davon, nicht wenige glaubten damals und glauben es noch heute, dass die Amerikaner gar nicht auf dem Mond gelandet sind und alles nur inszeniert wurde.

Erinnerung

Die Gehirnforschung lehrt uns, dass wir uns an das erinnern, was uns einmal wichtig war und weiter wichtig ist. Was uns nicht interessiert, vergessen wir. Unser Gedächtnis ist also kein Computer. Es kann auch ungefragt Inhalte hinzufügen. Wir sind dann überzeugt, uns an etwas zu erinnern, was so gar nicht stattgefunden hat. Trotzdem wäre das aber immer noch

meine Erinnerung. Diese Überlegungen sind nicht neu. Goethe hat kurz nach seinem 60. Geburtstag begonnen, ein Buch über seine ersten fünfundzwanzig Lebensjahre zu schreiben. Herausgekommen ist seine Autobiographie mit dem durchaus verständlichen Titel *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*.

So großzügig wollte ich mit meinen Erinnerungen nicht umgehen. Soweit es möglich war, habe ich versucht, sie durch Dokumente zu stützen. Noch wichtiger war mir jedoch der Abgleich mit dem, was meinem Bruder Anton und meinen Cousins Hannes und Josef im Gedächtnis geblieben ist. Wenn einer von ihnen, oder vielleicht sogar alle drei, die gleiche Erinnerung hatten wie ich, dann habe ich sie in diesem Buch festgehalten.

Ettenau

Viele Ortsnamen an Salzach und Inn zwischen Salzburg und Passau enden auf Au. Neben dem wohl bekanntesten Braunau am Inn sind das u.a. Lettensau in meiner Heimatgemeinde St. Georgen und Werfenau in der Gemeinde St. Radegund. St. Radegund wurde durch den 1971 im Fernsehen ausgestrahlten Film *Der Fall Jägerstätter* von Axel Corti bekannt. Axel Corti lebte seit 1967 in unserer Nähe im ehemaligen Pfarrhof in Arnsdorf. Über Franz Jägerstätter habe ich aber von meinem Vater schon früher, wie bei uns üblich, unter seinem Hausnamen >Leherbauer gehört. Aber jetzt soll es um Ettenau gehen. Wenn es hieß, wir fahren nach Ettenau, dann besuchten wir die Tante Emmy in ihrem kleinen Kaffeehaus direkt an der Salzachbrücke hinüber nach Tittmoning. Ob Tante Emmy eine richtige Tante war, weiß ich bis heute nicht, aber das war damals und ist heute auch nicht so wichtig, für uns war sie die Tante Emmy und damit hatte es sich.

Aber jetzt endlich zum Café der Tante Emmy. Obwohl es, von Österreich aus gesehen, abgelegen in der Au lag und es in Ettenau nur einige verstreute Häuser gab, ging es bei Tante

Emmy zu wie im Café Tomaselli in Salzburg. Es gab nicht wie beim Auwirt Bier und eine Speckwurst, sondern Kaffee und Kuchen. Offensichtlich hervorragende Kuchen, denn die gut gekleideten Damen kamen über die Brücke aus Tittmoning. Dreißig Jahre früher hätte es auch Frau Ratzinger sein können, denn der Vater des späteren Papstes Benedikt XVI. war von 1929 bis 1932 Gendarmerie-Kommissar in Tittmoning. Joseph Ratzinger schreibt in seinem Buch *Aus meinem Leben*, dass Tittmoning *das Traumland meiner Kindheit* geblieben ist. Weiter erinnert sich Joseph Kardinal Ratzinger 1998: *Wir gingen gerne ins benachbarte Österreich. Es war ein eigenes Gefühl, mit wenigen Schritten „im Ausland“ zu sein, in dem doch die gleiche Sprache und mit geringen Unterschieden sogar der gleiche Dialekt wie bei uns gesprochen wurde.*

Genau so erging es mir, nur umgekehrt. Besonders reizvoll war das nahe Ausland aber in der anderen bayerischen Kleinstadt Laufen, denn von dort konnten wir die beim Fial gekauften kleinen Spielsachen schmuggeln.

In der Ettenau kam das natürlich nicht in Frage, denn da waren wir ganz unter der Obhut der Tante Emmy.

Fahrrad

Die Fahrräder waren bei uns Auwirtsbuben eine besondere Sache. Es war wie bei den Geschenken zu >Weihnachten ab dem Hauptschulalter: Das Fahrrad war kein Spiel-, sondern ein *Werkzeug*. Uns ermöglichten die Räder die tägliche Fahrt zur Hauptschule nach Ostermiething. Sie hatten also vor allem den Zweck, den bei den Pendlern die Autos haben. Sie transportierten uns vom Wohnort zum - in unserem Fall - Schulort und wieder zurück.

Vor dem Fahrrad hatten wir zur spielerischen Entwicklung eine lange Reihe anderer Fortbewegungsmittel getestet. Dazu gehörten Dreiradler, Tretroller, Schlitten, Schier, Rollschuhe, Schlittschuhe und natürlich auch eine Seifenkiste. Was im Winter das >Schispringen, war für kurze Zeit im Sommer das

Seifenkistenfahren. Ein Kleinkinderfahrrad, wie man es heute oft sieht, hatten wir nicht. Das wäre zu teuer und wohl wegen der nahen Landstraße auch zu gefährlich gewesen.

Aber reines Verkehrsmittel war das Fahrrad natürlich für uns nicht. Pendler verwenden ihr Auto ja auch nicht nur für den Arbeitsweg. Besonders war das Fahrrad für mich, weil ich dafür mit zehn Jahren den einzigen >Führerschein meines Lebens erwarb. Die Prüfung wurde von einem Gendarmen abgenommen und wir erhielten einen Ausweis und einen Wimpel. Diese Führerscheinprüfung war eine weitere Möglichkeit, uns mit den Erwachsenen zu vergleichen und zumindest ansatzweise auf die gleiche Stufe zu stellen.

Nicht nur auf der gleichen Stufe, sondern auf der gleichen Fläche wie die Erwachsenen in ihren Autos bewegten wir uns mit dem Fahrrad auf der Landstraße. Da es natürlich noch keinen eigenen Fahrradweg gab, war das gefährlich.

Fensterln

Das Wort *Fensterln* hörte ich immer wieder im Gasthaus und von älteren Buben. Laut einer anonym bleiben wollenden Quelle, die einmal einen Freund zwecks Fensterln nach Holzhausen begleitet hat, ging das Prozedere so: Man musste die Leiter suchen und mit kleinen Steinchen an einem Fenster, bei dem man sich natürlich nicht irren durfte, anklopfen. Falls man die Leiter nicht selbst gefunden hat, hat man zuerst angeklopft und die Freundin am Fenster danach gefragt. Sobald die Leiter angelehnt war, konnte es für den Verehrer gefährlich werden, wenn nicht so freundlich gesinnte andere junge Männer sie wegnahmen oder, noch schlimmer, den Eindringling verprügelten. Die Rivalität zwischen Eching und Holzhausen und die Mittlerfunktion von St. Georgen und vom Auwirt sind mir bekannt und es ist daher naheliegend und glaubwürdig, was mir diese zuverlässige Quelle noch übermittelte. Es soll nämlich vorgekommen sein, dass junge Holzhauser eindringende Echinger und umgekehrt Echinger eindringende

Holzhauser verdroschen haben. Wenn es nicht der Wahrheit entspricht, ist es gut erfunden und sagt viel über das Verhältnis der beiden St. Georgener Dörfer Eching und Holzhausen aus. Obwohl sich in meiner Kindheit junge Menschen schon bei verschiedensten Gelegenheiten treffen konnten, wurde dieser Brauch weiter gepflegt. Oder zumindest das Reden darüber, denn es könnte durchaus auch sein, dass meine ansonsten zuverlässige Quelle in diesem Fall doch gefunkt hat. Fensterln hatte etwas Verwegenes, Romantisches und Zärtliches. Denn meist kam es nur zu langen Gesprächen am Fenster, weil der Verehrer auf der Leiter stehen blieb. Was wiederum nicht ungefährlich war, denn - und da wären wir wieder bei den Revierkämpfen der jungen Männer dieser Zeit.

Fernrohr

Bevor ich mein Fernrohr bekam, hatte sich Hansi ein Mikroskop gewünscht. Meine Mutter kaufte es ihm in Salzburg und löste zuerst ein Schmunzeln aus, als sie im betreffenden Fachgeschäft nach einem Horoskop für ihren Neffen fragte. Es war jedoch schnell zu klären und für Hansi begann mit dem Mikroskop eines der nächsten großen Abenteuer. Alles, vom Haar bis zur Fliege, wurde einer genauen Untersuchung unterzogen und bei allem tat sich durch den bloßen Blick durch die Linse eine neue, faszinierende Welt auf.

Mich zog es jedoch zum Weltraum. Meine Eltern waren sehr sparsam und man gab daher nicht wahllos einfach Geld für Spielsachen aus. Mit zunehmendem Alter musste ich als Hauptschüler jede Geldausgabe genau begründen. Mit meiner großen Mondkarte und der nachleuchtenden Sternenkarte konnte ich besonders meinen Vater nicht nur von meiner Begeisterung, sondern auch von meinen ersten Astronomie-Kenntnissen überzeugen.

Die Sternenkarte musste kurz mit der Taschenlampe bestrahlt werden und sie leuchtete dann von selbst. Mit Hilfe dieser drehbaren Sternenkarte konnte ich auch genau fest-

stellen, welcher Himmelskörper kein Stern, sondern ein Planet war. Mit bloßem Auge waren je nach Uhrzeit Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn zu sehen. Manchmal kam noch Uranus hinzu.

Aus meinen zwei Astronomie-Büchern kannte ich die vier größten Jupitermonde Io, Europa, Ganymed und Kallisto. Sie werden auch die Galileischen Monde genannt, weil sie Galileo Galilei 1610 als Erster beschrieb. Als ich sie plötzlich durch mein Fernrohr mit 60facher Vergrößerung sah, kam ich mir vor wie Galileo Galilei. Ab diesem Zeitpunkt wollte ich Astronom werden, aber später musste ich erkennen, dass Astronomie vor allem aus Mathematik besteht und diese nicht gerade zu meinen Stärken gehört.

Das Fernrohr meiner Kindheit steht neben mir auf dem Schreibtisch, aber es funktioniert leider nicht mehr. Ein ähnliches Fernrohr wäre im Internet für 39 Euro leicht zu erwerben. Ob ich damit einen Blick zu den Galileischen Monden und damit zurück in meine Kindheit wagen sollte?

Fernsehen

Der Fernseher kam in meiner Kindheit über die Jahre immer näher. Am Anfang durften wir einmal in der Woche zum *Bama* nach Reith, um am Mittwochnachmittag das Kinderprogramm anzusehen. Zuerst kamen Kasperl und Pezi und dann >Fury oder Lassie. Später gingen wir zu Luggi und Theresia Matzinger, zum *Simibauer Karli* und schlussendlich kam der Fernseher doch auch zu uns in die Küche über das Kanapee.

Fernsehen war ein sich über Jahre erstreckender Prozess der Annäherung. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich auf die Idee gekommen wäre, als vier-, fünfjähriger Bub öfter als einmal in der Woche fernzusehen. So war es auch genau richtig, denn wir haben uns unser eigenes Programm gestaltet. In echt, im Gastzimmer mit den Gästen oder wo immer es uns im Freien hintrieb. Wir waren unsere eigenen Darsteller und

nicht nur Konsumenten. Fernsehen war wie der Eismann und das >Sonntagskracherl. Zeitlich begrenzt, um ausreichend Zeit für das Grenzenlose zu haben.

Die Fernseherlebnisse waren über einige Jahre nur Fiktion. In den US-Serien Fury, Lassie und ab 1962 Bonanza erlebten wir amerikanische Familien auf dem Land. Also so ähnlich wie bei uns beim Auwirt, aber doch mit großen Unterschieden. Anders waren zum Beispiel die Kühlschränke und ungewohnt die Milchflaschen. Wir hatten überhaupt keine Milchflaschen, und wie die Figuren redeten, daran mussten wir uns erst gewöhnen.

Die Realität kam für mich 1963 mit dem >Grubenunglück von Lengede ins Fernsehen, die Politik ab 1966 mit Beginn meiner Hauptschulzeit, und zwar gleich die große Politik Deutschlands und nicht die provinzielle Österreichs. Ich kann mich nicht an die Bundeskanzler Alfons Gorbach oder Josef Klaus im Fernsehen erinnern, an Konrad Adenauer und Willy Brandt allerdings schon.

Mich hat im deutschen Fernsehen auch die andere, meinem Empfinden nach genauere Sprache fasziniert. Außerdem ging alles schneller, zuerst kam ein zweites Programm dazu, eben das ZDF, und dann das Farbfernsehen. Es wurde groß angekündigt. Wir sahen zu, wie am 25. August 1967 der damalige deutsche Außenminister Willy Brandt auf einen Knopf drückte - aber unser Schwarz-Weiß-Bild wurde trotzdem nicht farbig, wie ich einen Moment lang gedacht hatte. Wir hatten natürlich noch keinen Farbfernseher.

Dass wir in Österreich am 1. Januar 1969 nachzogen und auch das Farbfernsehen eingeführt wurde, hat sich in meinen Erinnerungen nicht verankert. Die Sendung einer Konfrontation mit den beiden Parteivorsitzenden Josef Klaus und Bruno Kreisky aus meinem letzten Hauptschuljahr ist mir jedoch im Gedächtnis geblieben, vor allem Kreiskys gekonntes Spiel mit seiner Brille und das beiderseitige Rascheln in den Papieren.

Firmung

Das *Katholische Religionsbüchlein*, das wir in der Volksschule verwendeten, schreibt in der 30. Auflage aus dem Jahr 1960 auf Seite 134: *Das Sakrament der Firmung wird gewöhnlich von einem Bischof gespendet. (...) Der Bischof legt dem Firmling die Hand auf das Haupt und macht ihm mit Chrisam ein Kreuz auf die Stirne. Dabei spricht er: ‚Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrisam des Heiles (...)‘.*

Doch woran erinnern sich Gleichaltrige, wenn ich sie nach ihrer Firmung frage? Genau wie ich an den Ausflug mit dem Firmpaten und das ganze Drumherum und weniger an die sakramentale Handlung. Für den Hauptschüler war bei der Firmung das religiöse Erlebnis ein geringeres als für den Volksschüler bei der Erstkommunion. Das hat auch damit zu tun, dass man sich als Firmling abgeklärt geben musste. Man war ja kein kleines Kind mehr wie bei der Erstkommunion. Wir erhielten deshalb auch eine Armbanduhr als Zeichen dafür, dass es ab jetzt gilt, auch zeitliche Verpflichtungen einzuhalten.

Die entscheidende Frage vor der Firmung war nicht die nach dem Erhalt eines neuen Sakramentes, sondern wer wird mein *Göd*. Obwohl meist von den Eltern schon alles geklärt war, musste man seinen Firmpaten förmlich mit der Formel *Bitte, bitte wirst mei Göd* um seine Zustimmung bitten. Bei mir war das mein Onkel, der Zimmermeister Hans Ostermeier. Wenn diese kleine Mutprobe überstanden war, musste man als Firmling noch *die Watschn* vom Erzbischof überstehen. Die Berührung der Wange wurde von uns am Land nämlich als *Watschn* (Ohrfeige) bezeichnet.

Nach ihren Firmungen im Salzburger Dom machten mein Bruder Anton und meine Cousins Hannes und Josef Ausflüge ins Salzkammergut, ich durfte mich mit meinem Göd aber für etwas ganz Besonderes entscheiden. Wir unternahmen nämlich mit einer Cessna einen Rundflug über der Stadt Salzburg. Heute würde ich das nicht mehr machen, denn diese *Rasen-*

mäher der Lüfte sind eine Lärmplage und eine unerträgliche Rücksichtslosigkeit gegenüber allen Menschen, die sich das anhören müssen. Für mich als Bub war es aber aufregend und für meinen Göd eine Herausforderung. Da ihm übel wurde, war der Rundflug noch lange Gesprächsthema beim Auwirt.

Fischen

Fischen und Luftdruckgewehr sind die zwei Abschnitte, über die ich am liebsten nicht schreiben würde, denn hier kommt etwas zutage, was ich nur schwer verstehen kann.

Ich war schon als Kind tierlieb und wollte alle Tiere beschützen und sie vor Leid bewahren. Warum habe ich dann aber trotzdem mit der Angel gefischt und einige Male mit dem Luftdruckgewehr auf Spatzen geschossen? Obwohl ich wusste, dass auch Fische leiden, habe ich alles mit den anderen Buben mitgemacht und mir eine Angel gebastelt und das dazugehörige Fischzeug wie Angelschnur, Rolle und natürlich die Angelhaken besorgt. Auf die Angelhaken haben wir nicht nur Brot, sondern auch lebende Würmer gehängt. Wir mussten sie dafür durchbohren. Würmer sind einfachere Lebewesen und uns nicht so nahe wie Haustiere. Aber uns war auch bewusst, dass die meisten unserer Tiere gegessen wurden. Wir haben es auch miterlebt, wie Hühner geköpft und Schweine geschlachtet wurden. Aber das war eine Notwendigkeit, weil wir nun einmal auch Fleisch gegessen haben. Auch unsere Katzen haben Mäuse gefangen und manchmal leider auch einen Vogel. So ist nun einmal die Natur. Aber wie heute von Sportfischerei gesprochen wird, war es für uns Buben auch eine Art Sport, Tiere zu quälen.

Im Fischteich meines Vaters war es später etwas anderes, denn die Fische wurden nicht aus Spaß gequält, sondern mit einem Netz aus dem Wasser geholt und schnell getötet. Bei Anglern musste ich immer wieder sehen, dass sie die gefangenen Fische im Freien zappeln ließen und sich nichts dabei

dachten. Es sind halt nur Fische und Fische haben keine oder nur wenige Gefühle.

Soweit zum Unverständnis gegenüber meinem eigenen damaligen Verhalten und dem Mitleid, das ich noch heute für diese Fische empfinde. Fischen war eben doch eines der Abenteuer meiner Kindheit. Aber vielleicht doch nicht so sehr das Fischen an sich, sondern mehr das ganze Drumherum. Wir standen früh auf, bereiteten uns gemeinsam vor und achteten darauf, nicht erwischt zu werden. Denn wir hatten natürlich keine Fischereikarte. Wo hätten wir die Erlaubnis für den Teich in der Au auch einholen sollen?

Fix und Foxi

Wenn Mama etwas in der Stadt Salzburg zu erledigen hatte, brachte sie häufig Rolf Kaukas *Fix und Foxi* mit. Wer Rolf Kauka war, wusste ich als Kind natürlich nicht. Umso interessanter ist es jetzt für mich, im Internet etwas über diese umstrittene Persönlichkeit zu lesen. In Bezug auf Fix und Foxi und das restliche Inventar hatte ich aber irgendwie das Gefühl, für diese gezeichneten Figuren schon als ganz kleines Kind zu groß zu sein. Wer bereits im Lesezirkel blättert und sich mit den Wirtshausgästen unterhält, kann doch nicht diese albernen Füchse und den noch dümmere Lupo mögen. Lupo neigte zu Streichen und kleineren Gaunereien, aber das war, so kam es mir vor, lächerlich im Gegensatz zu dem, was ich mit den Nachbarbuben und vor allem mit meinem Cousin Hansi unternahm.

Also warum dann Fix und Foxi? Die Antwort ist schlussendlich einfach, denn ich war natürlich trotzdem ein Kind und vor allem fiel mir in der Volksschule anfangs das Lesen schwer. Da halfen die vielen Bilder und der spärliche Text. Zur Not konnte man die einfach gestrickten Geschichten auch ohne zu lesen verstehen. Außerdem ließ ich mir von den Älteren vorlesen. Da beim Auwirt nicht aus Büchern vorgelesen

wurde, auch nicht die Weihnachtsgeschichte am Heiligen Abend, die wir stattdessen gemeinsam in der Mette hörten, boten diese bunten Hefte eine Möglichkeit der Nähe. Die Zeichnungen zu sehen und dabei vorgelesen zu bekommen, hatte den starken Zauber des Verbindenden, an das ich mich mit Wohlbehagen erinnere.

Friedhöfe

Schon als Kind mochte ich Friedhöfe. Ich wusste noch nichts über die Herkunft des Wortes Friedhof, aber ich verstand schon, dass es mit Frieden und Umsorgtsein zu tun hat. Wie eine Henne ihre Küken so beschützte die Kirche auf dem Friedhof die Toten. Die Friedhofsmauer schloss den Bereich wie eine Festungsmauer ab. Aus dem Althochdeutschen *frit-hof*, der Bezeichnung für den eingefriedeten Bereich, wurde ein Hof des Friedens. Aber wie auch immer, diese in sich abgeschlossene *Friedhofsruhe* ließ mich beim Vorbeigehen an den Gräbern rund um die Kirche in St. Georgen und St. Pantaleon nachdenklich werden. Hier ruhen alle Menschen gleich. Auf allen Grabsteinen und Grabkreuzen stand der Name des Verstorbenen und manchmal gab es auch ein Foto. Wenn ich auf dem Land eine Dorfkirche betrete, wandere ich durch den Friedhof und denke an meine Kindheit. Nach Überwindung meiner Todesangst als Volksschüler war das Ende des Lebens auf der Erde wieder in ganz weite Ferne gerückt.

Gestorben waren mit wenigen Ausnahmen wie dem Pfarrhof Hansi alte Menschen. Nach meinem Gefühl so alt, dass ich mir dieses Alter kaum vorstellen konnte. Die Friedhöfe mit den vielen Gräbern waren wie die >Kriegerdenkmäler Orte des Innehaltens, aber nicht der Angst. Später habe ich oft gehört, dass sich Angehörige meiner Generation vor einem weiteren Krieg fürchteten. Bei mir war das nie der Fall, ich war immer zuversichtlich.

Friseur

Unser Friseur war eine Friseurin: Maria Buchstätter in Obereching neben der Landstraße. Da ich mir meine Haare am liebsten von meinem Vater schneiden ließ, ging ich am Anfang nicht so gerne zu ihr. Für uns Buben war das Haarschneiden überhaupt eine einfache Sache und deshalb kam es bei meinem Bruder Toni auch vor, dass sie vom *Richischneider* geschnitten wurden. Da ein Schneider mit der Schere umgehen konnte, konnte er mit der Schere auch Haare schneiden. Davon ging man irgendwie aus und es war ja auch so. Die Friseurin mit Meisterprüfung sah das naturgemäß nicht so gerne.

Bei den Frauen und manchen Männern war es schon etwas komplizierter. Frauen ließen sich vor allem für besondere Anlässe die Haare richten. Meine Mutter trug ihre langen Haare hinten gebunden und das Schneiden war deshalb mit keinem besonderen Aufwand verbunden.

Komplizierter war das aber bei Männern, die sich mit ihrer Glatze nicht abfinden wollten und deshalb einen *Schummelscheitel* trugen. Mir fiel das im Gastzimmer und in der Kirche auf, wenn sie den Hut herunternahmen. Im Gastzimmer konnte ich die Männer genau beobachten. Mich interessierte alles, ihre Kleidung, Schuhe und ihr ganzes Benehmen.

In der Kirche bemerkte ich, dass Männer nach dem Herunternehmen des Hutes die Haare richteten. Oft versuchten sie vergeblich, ihre als *Zwangsanleihe* über die Glatze gelegten oder sogar geklebten Haare wieder in die richtige Fassung zu bringen. Wer sich dieser Gefahr nicht aussetzen wollte, konnte in der Gaststube den Hut auflassen, während der Sonntagsmesse war das nicht erlaubt.

Da gefiel mir mein Vater, der Mühlberger Andre, viel besser. Er stand zu seiner Glatze und hatte dazu diese einfache Erklärung: *Wo der Geist soll walten, können sich keine Haare halten.* Trotzdem hätte er gerne auch noch volles Haar gehabt und die Glatze war vielleicht auch ein Grund, warum er am liebsten

einen Hut trug. Andererseits trugen damals alle Männer Hüte. Einen Mann ohne Hut konnte man sich kaum vorstellen.

Führerschein

Ein Auto ist ein Fortbewegungsmittel, eine große Faszination wie sonst bei den meisten Buben und jungen Männern ging für mich nie davon aus.

Weil man trotzdem für Notfälle den Führerschein haben sollte, meldete ich mich zur Prüfung an und bestand den theoretischen Teil, beim praktischen Teil, also beim Fahren, bin ich aber durchgefallen. Ich war nicht wie üblich in einer Fahrschule, sondern nahm den Fahrunterricht bei meinem Bruder Toni. Aber damit greife ich jetzt vor, denn hier geht es nur um meine Kindheit. Vielleicht war es die instinktive Ablehnung, doch nicht mit einem Auto fahren zu wollen, die schon in meiner Kindheit angelegt war und dazu geführt hat, dass ich mich nicht wirklich dafür interessierte, wie man so ein Fahrzeug fehlerfrei beherrscht.

Die einzigen Autos, die ich für kurze Zeit mit einer gewissen Freude bewegte, waren die kleinen Elektroautos beim >Oberinnviertler Volksfest. Ein Auto war für mich wie ein Spielzeug, das man mit dem Älterwerden nicht mehr benötigt.

Fürst Auersperg

Alois Auersperg wurde 1897 in unserer Nachbarschaft auf Schloss Weitwörth bei Nußdorf geboren und ist 1984 in der Stadt Salzburg gestorben. Er war ein Salzburger Nachfahre der Fürsten von Auersperg. 1919 wurde in Deutschland und in Österreich der Adel abgeschafft. In Österreich ist auch das Führen von Adelstiteln verboten. Trotzdem war Alois Auersperg für uns „der Fürst“. Aber damit auch nicht mehr als ein größerer Bauer mit Eigenheiten. Sein Name hatte eine lange Überlieferung und er hatte auch das Fischrecht an der Moos-

ach und anderen Gewässern. Sonst ist er aber meiner Erinnerung nach als Gast beim Auwirt nicht besonders aufgefallen. Er war angezogen wie andere Bauern und meine Mutter war auch nicht unterwürfig, was dem Fürsten Auersperg sicher auch nicht gefallen hätte. Zu Gast war er wahrscheinlich beim Auwirt, um sich an der Moosach und am >Pladenbach umzusehen.

Als Student der Politik- und Rechtswissenschaften an der Universität Salzburg sollte ich ihn genauer kennenlernen, weil mein Vater einen Fischteich im Mühlbach hinter dem Sägewerk Ratkowitsch anlegen wollte. Fürst Auersperg gab meinem Vater natürlich die Erlaubnis, erklärte mir aber, dass es wichtig ist, bestimmte historische Rechte einzuhalten, weniger aus finanziellem Interesse, sondern zur Aufrechterhaltung und Fortsetzung der Familiengeschichte. An diese Begegnung denke ich mit Wohlwollen, wenn ich an Schloss Weitwörth vorbeifahre, das inzwischen von der Familie Auersperg in Mietwohnungen umgebaut wurde.

Fury

Unter den US-Fernsehserien habe ich *Fury* am stärksten in Erinnerung. Um Recht und Gerechtigkeit und den jeweiligen Sieg der Guten über die Bösen ging es auch bei *Lassie*, *Flipper*, *Rauchende Colts* und besonders bei *Bonanza*. Vater Ben Cartwright verteidigt mit seinen drei Söhnen Adam, Hoss und Little Joe ihr Recht auf Eigenständigkeit auf ihrer großen Ranch Ponderosa. Mit 531 Folgen war nur noch die Serie *Rauchende Colts* erfolgreicher.

Um mein Bubenherz zu erreichen, waren *Bonanza* und *Rauchende Colts* in der Hauptschule nicht nur etwas spät dran, diese Serien waren mir schon als Kind zu simpel. Mir wurde zu viel geschossen und zu viel zugeschlagen. Da die Serie mit dem Delfin *Flipper* auch erst 1966 ins deutsche Fernsehen kam, blieben für den Vier- bis Zehnjährigen nur noch *Lassie*

und *Fury*. Bei aller Liebe zu Hunden, der Collie Lassie konnte einfach mit dem Pferd Fury nicht mithalten. Pferde gab es auch in den anderen US-Fernsehserien, aber Fury blieb frei und der auf der Broken Wheel Ranch von Jim Newton aufgenommene Waisenjunge Joey erwarb sich das Vertrauen des Pferdes nicht durch Zwang, sondern nur durch Liebe. Er hat es aber nicht nur so gemacht, weil er als Neunjähriger dieses wilde American Saddlebred Horse (Rapphengst) ohnehin nicht mit einem Lasso fangen und zureiten hätte können; er konnte nicht anders, weil er einen Freund suchte, der ihm vertraute. Bei *Fury* gab es also nicht nur diese einfach gestrickten Handlungsmuster, in diesen kurzen Filmen ging es um echte Beziehungen zwischen echten Menschen.

Ich habe in den vergangenen Wochen viele Stunden damit zugebracht, mir Filme aus der Zeit meiner Kindheit anzusehen. Dabei habe ich versucht zu prüfen, ob das naive Kind in mir reagiert oder nur der in den letzten über sechzig Jahren erworbene und immer ausgeprägtere Verstand. Natürlich habe ich mich möglichst umfassend informiert und mir eine Menge Fragen gestellt. Beim Ansehen versuchte ich aber im wahrsten Sinne des Wortes den Verstand auszuschalten und wie der damalige Auwirts Andi zu reagieren. Das gelang mir nur bei *Fury*, nur auf der Broken Wheel Ranch war ich wieder das Kind von damals.

Ich gestehe es ein, dass es mich zu Tränen gerührt hat, wenn dem Jungen auch in verhängnisvollen Situationen endlich geglaubt wurde. Was ich von Anfang an als Sohn von Andreas und Franziska Maislinger haben durfte, musste sich das Waisenkind Joey erst erkämpfen: eine >sichere Bindung.

Galgenhügel

Jede einzelne Wiese und jeder Hügel hatten bei uns einen Namen. Meist waren die Namen naheliegend und sofort verständlich. Unsere Wiese neben dem Haus des Schriftstellers

Georg Rendl hieß Rendlwiese, und der Teich, der unterhalb von Wildshut neben der Moosach im Zuge des ersten Tagbaus entstanden war, folgerichtig die Bergwerkslacke. Die meisten Namen waren also nicht alt und bedurften keiner weiteren Erklärung. Aber warum hieß dann der kleine Hügel auf der anderen Seite der Moosach-Brücke neben der Haberl-Tankstelle Galgenhügel? Stand dort tatsächlich einmal ein Galgen, oder war damit eine der vielen erfundenen Geschichten verbunden, die sich Männer im Wirtshaus gerne erzählten und mit denen man Kindern einen Schrecken einjagen konnte? Natürlich wusste ich schon als Volksschüler, dass es die Todesstrafe gab und Menschen auf verschiedenste Weise in grausamster Form hingerichtet worden sind. Aber doch nicht direkt vor unserem Haus, wo ich mit unseren Nachbarkindern unterwegs war! Ohne Sicherheit zu haben, was nun tatsächlich auf dem Galgenhügel geschehen ist, war es ein eigenartiges Gefühl, wenn ich das Wort hörte. Trotzdem wurde „Galgenhügel“ genauso selbstverständlich ausgesprochen wie Moosach, Bergwerkslacke oder der gegenüberliegende Pfarrhofshügel.

Die letzte Hinrichtung am Wildshuter Galgenhügel fand 1822 statt. Am 3.5.1820 hatte man Regina Resch zu Loidersdorf ermordet aufgefunden. Neben der Leiche lag eine blutige Ofengabel. Da die Frau allgemein als Hexe verschrien war, erzählte sich das Landvolk, sie sei vom Höllenfürsten selbst geholt worden. Die Sache schien dann auch einzuschlafen. Noch im Winter 1821 erschien in Wildshut (Pfleger Karl Josef Hermann) ein verstaubter Wandersmann und bat, vor den Pfleger geführt zu werden. Diesem erzählte er, er sei der Sohn der ermordeten Regina Resch, sein nagendes Gewissen habe ihn hierher geführt, er habe seine Mutter ermordet und bitte um die gerechte Strafe. Im Sinne des damals geltenden Strafgesetzes von 1803 trat ein Kriminalgericht (...) von drei Richtern von Braunau, Mauerkirchen und Wildshut zusammen und verurteilte Anton Resch zum Tod durch den Strang. Am 3.3.1822 ertönte dann zum letztenmal das Wildshuter Armesünderglöcklein; Pfarrer Thomas

Dax aus St. Pantaleon gab dem Delinquenten das Geleite zur Richtstätte. Beim Vollzuge der Hinrichtung soll der erste Strick gerissen sein und erst ein zweiter soll das verfehlte Leben des Anton Resch beendet haben.

So berichtet der damalige Vorsteher des Bezirksgerichtes Wildshut, Alfred Desatz (1929 - 2017), in der von ihm 1979 herausgegebenen Chronik ST. PANTALEON 200 JAHRE INNVIERTTEL BEI ÖSTERREICH. Es war also doch richtig, was mein Vater erzählte, aber ich als Bub nicht so recht glauben konnte, weil es so sehr aus der Zeit der Sagen und Mythen zu kommen schien. Mein Vater hatte nämlich etwas von einem reumütigen Sohn, einer Mutter, die als Hexe verdächtigt wurde, und dem gerissenen Strick erzählt. Alles schien zu unwahrscheinlich und konnte daher nur erfunden sein. Bei uns wurde doch im 19. Jahrhundert niemand mehr als Hexe verfolgt, niemand meldet sich freiwillig zur Exekution, und das mit dem gerissenen Strick musste auch ausgedacht sein! War es aber nicht, denn Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfred Desatz hat sich auf Akten des bereits 930 urkundlich erwähnten Gerichtes Wildshut gestützt.

Gehschule

Ein Laufgitter, auch Laufstall, Ställchen oder Gehschule, ist eine Abgrenzung für eine geschützte Spielfläche bzw. Aufenthaltsfläche für ein Kleinkind, um es bei Abwesenheit der Aufsichtsperson vor Unfällen und Verletzungen zu schützen. Wikipedia liefert eine genaue Beschreibung dessen, worum es in diesem Abschnitt geht. Meine Mutter und meine Tante waren zwar nicht abwesend, aber ich und zuvor mein älterer Bruder Toni und mein Cousin Hansi wurden durch diese sichere Spielfläche vor möglichen Gefahren geschützt. Der Auwirt war eben kein in sich abgegrenztes Privathaus, sondern offen in alle Richtungen: von der Küche in das Gastzimmer und von dort über das Vorhaus direkt auf den Hof und zur Landstraße.

Diese verlief unmittelbar neben dem Haus und war, wie sich später zeigte, wegen der ständig zunehmenden Mobilität äußerst gefährlich.

Obwohl ich mich an die Zeit in der Gehschule selbst nicht erinnern kann, hat mir mein älterer Bruder viel darüber erzählt. Meine Gehschule stand meist entweder in der Küche neben dem Kanapee oder in der Gaststube. Da bei uns im Gasthaus immer etwas los war, war ich offenbar schon als Kleinkind mitten im Geschehen und konnte das Kommen und Gehen beobachten.

Später, in einer Art privater Zeitrechnung, hörte ich oft: „*Als der Andi noch in der Gehschule war*“, oder „*Als der Hansi noch in der Gehschule war*“, oder „*Als der Toni noch in der Gehschule war.*“ Das Wort *Gehschule* hatte daher einen guten Klang und stand für die nächsten Schritte im Leben. Obwohl sie wie ein Käfig aussah, war sie keiner. Es war eher wie Fernsehen.

Gendarmerie

Das Wort „Gendarm“ kommt bekanntlich aus dem Französischen und bedeutet nach der Wortherkunft „Bewaffneter“. Die *Schandinga*, wie wir die Gendarmen nannten, waren in Wildshut und Obereching stationiert. Der für uns zuständige *Schandinga* war der Franz Klabacher und wie nicht anders zu erwarten, war er auch unser Gast. Er fuhr mit einem schwarzen Puch-Moped, hatte natürlich eine Uniform und an seiner rechten Seite trug er, wie sollte es als „Bewaffneter“ anders sein, eine große Pistolentasche. Das war eigenartig und doch wieder ganz normal, denn auch andere Gäste hatten ihre Besonderheiten. Der Klabacher hatte halt eine große Pistole und dass er im Ernstfall damit auch auf einen Dieb oder Einbrecher schießen hätte können, war jenseits unserer Vorstellungswelt. Auch eine Verfolgungsjagd war mit seinem Moped kaum denkbar.

Der *Schandinga* war also ein Nachbar wie alle anderen auch und trotzdem taten wir Buben so, als hätten wir uns vor ihm in Acht zu nehmen, quasi Räuber und Gendarm in echt. Denn der Klabacher hätte nichts zu sagen gehabt, wenn er zum Beispiel mich mit meiner Penton den Kirchenweg hinauf- oder neben der Moosach zum Sägewerk Ratkowitsch hinüberbrettern gesehen und vor allem gehört hätte. Auf Privatgrund war mir das auch als Hauptschüler ohne Führerschein erlaubt, solange die jeweiligen Eigentümer der Güterwege nichts dagegen hatten. Und weder der Dechant noch der Ratkowitsch Hermann hatten etwas dagegen, wenn wir Buben versuchten zur Schau zu stellen, wie vermeintlich erwachsen wir bereits waren.

In der Au auf meiner Triumphfahrt nach Irlach zum Kaiser Franzi wäre das wahrscheinlich schon anders gewesen, denn ich nehme an, Forstwege durften von Mopeds und Motorrädern schon damals nicht befahren werden. Das verbuche ich einmal in meinen Erinnerungen als Mutprobe in mehrfachem Sinn. Andererseits gehörte der Wald nicht unbedingt zu Klabachers bevorzugtem Kontrollgebiet. Wen oder was hätte er dort zu suchen gehabt?

Über die *Schandinga* von Wildshut und Obereching gab es natürlich auch eine Menge wahrer und erfundener Geschichten. Zu den wahren Geschichten gehört die Tatsache, dass Hansi wegen eines kaputten Fahrradlichtes einem Gendarmen in Wildshut zehn oder mehr Schilling, so genau kann er sich nicht mehr erinnern, Strafe zahlen musste. Da er das Geld nicht bei sich hatte, bat er darum, nachhause fahren zu dürfen. Schlau, wie er war, hat er seine Zehn-Groschen-Sammlung geplündert und den Betrag mit einem Sack kleiner Münzen bezahlt. Das war genauso Gesprächsthema beim Auwirt wie die Maßregelung Klabachers durch meinen Vater, als dieser mit seinem Volkswagen auf dem privaten Kirchenweg zu uns herunterfuhr. Zu gerne haben mein Vater und andere immer wieder versucht, auch einmal einen *Schandinga* bei etwas zu ertappen. Aber meist war das nur Gerede, denn schlussendlich kam es darauf an, dass jeder den anderen leben ließ.

Georg Rendl

Georg Rendl war Maler und Schriftsteller. So steht es auch auf seinem Grabkreuz neben der Kirche in St. Georgen. Er war unser Nachbar und lebte im Rendlhaus neben unserer Rendlwiese. Im Sommer war daher unser Arbeitsplatz beim Heueinfahren direkt neben ihm. Wir waren uns nahe, aber unsere Welten blieben sich trotzdem fremd. Dabei war er ein genauer Beobachter des Lebens auf dem Lande, Teil davon wollte er als Intellektueller jedoch nicht sein. In seinem 1951 in großer Auflage bei der Buchgemeinschaft Donauland in Wien erschienenen Roman *Haus in Gottes Hand* legt er Zeugnis ab von seiner präzisen, von Empathie getragenen Beobachtungsgabe. Es blieb aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eine einseitige Beziehung, denn er wollte schlussendlich von seiner bäuerlichen Umgebung gar nicht verstanden werden, weil er es den Bauern und Arbeitern nicht zutraute, ihn zu verstehen. Dabei war er doch auch Arbeiter. In *Haus in Gottes Hand* schreibt er auf Seite 57: *Wir hatten uns von dem Umgang mit den Bauern der Gemeinde keine übertriebene Vorstellung gemacht, wir hatten nicht erhofft, Freundschaften zu finden oder „Anregung“ zu erhalten. Unsere Aufgaben im Leben sind allzu verschieden, auch unsere Art des Schauens und unsere Form des Denkens. Wir denken über andere Dinge nach als sie, und von den gleichen Dingen denken wir anders, so sehr anders, daß sie die Worte, die man dafür gebrauchen muss, als Fremdworte empfinden würden.*

Obwohl bei uns kaum jemand dieses oder andere Bücher von ihm gelesen hatte, sprach es sich doch herum, wie Georg Rendl über uns dachte und wie er uns beschrieb. Die meisten unserer Nachbarn lehnten ihn daher ab.

Mein >Großvater hingegen war ihm ein guter Nachbar, wie Rendl in *Haus in Gottes Hand* schreibt:

Wir lernten den Wirt bald inwendig und auswendig kennen. Wir sind gute Nachbarn geworden und geblieben. Nicht selten auch waren wir seine Gäste. Er war ein verhinderter „Herr“:

Er litt sein ganzes Leben lang darunter, daß er keinen größeren Besitz hatte und daß er trotz peinlicher Sparsamkeit seine kleine Sache nicht vergrößern konnte. Er war ein kluger Mann, schlau und phantasievoll. Er war ein Herr: Wenn er einem ein Glas Bier hinstellte, hatte man das Gefühl, als erweise er einem eine große Gnade, und wenn man die Zeche bezahlte, so nahm er das Geld mit einer Miene, als wollte er am liebsten darauf verzichten. Man mußte ihn so nehmen, wie er war, und er war ein guter Mensch.

Nach einem Schlaganfall, den er an der Häckselmaschine erlitt, lebte er noch ein paar mühselige Jahre, gelähmt und der Sprache kaum noch fähig. Barbara und ich holten ihn zuweilen im Rollstuhl zu uns in den Garten, und wenn er dann die Blumenpracht sah, so versuchte er „Herbstblumen“ zu sagen. Und da es ihm nicht gelang, begann er zu weinen. Zu ihm kam der Tod als Erlöser. (Seite 45f.)

Mein Großvater ist vor meiner Geburt gestorben, wie gerne hätte ich mit Rendl über ihn und seine anderen Beobachtungen gesprochen. Nachdem Rendls Frau Bertha in den Pfarrhof übersiedelt war, kam sie regelmäßig zu uns Mittagessen. Gespräche mit der hageren Frau habe ich leider nicht in Erinnerung. Dafür aber den „Herrn Professor Rendl“, wie er meist angesprochen wurde, wenn er nach der Frühmesse den Auwirt besuchte und meine Mutter fragte: „Fannerl, hast einen Kaffee?“

Bisweilen bat Rendl meinen Bruder Toni und meinen Cousin, den Auwirts Hansi, um Gefälligkeiten. Hansi war sogar oft bei ihm. Nachdem sie gemeinsam Beton gemischt hatten, gab er ihm auch Einblick in seine Arbeit. Ähnlich war es bei Toni, der für ihn mit dem Fahrrad Besorgungen erledigte. Ich brachte ihm mit einem kleinen Wagerl eine Kiste Bier. Wahrscheinlich weil ich jünger als Toni und Hansi bin, hat er mir als Volksschüler leider nichts von seiner Welt gezeigt.

Nur am Ende seines Lebens gab es eine Ausnahme. Beim Durchblättern des wunderbaren, vom Salzburger Museum Carolino Augusteum und der Georg-Rendl-Gesellschaft

herausgegebenen Buches *Georg Rendl (1903-1972) Dichter und Maler. Zum 100. Geburtstag* gab es mir auf Seite 122 einen Stich, denn beim Betrachten des 1971 kurz vor seinem Tod gemalten Bildes *Mohnblume auf Gelb* meinte ich mich zu erinnern, dass ich dabei war, als es entstand, und er mir seine Maltechnik erklärte. Damals war ich bereits Gymnasiast in Salzburg und lebte in seiner Welt, von der er leider ausging, dass wir sie nicht verstehen würden. Dass ich bereits als Kind Sehnsucht nach dieser Welt hatte, hat er nicht erkannt, und ich konnte es natürlich nicht aussprechen. Es war ja damals nur eine Ahnung und noch kein Wissen.

Grenzstein

In der Nähe des Auwirts gibt es einige Grenzsteine. Auf der Website des Salzburger Bildungswerkes kann man sich genauer darüber informieren. Hier will ich daher diese historisch äußerst bemerkenswerten Grenzsteine nicht beschreiben, denn in meiner frühen Kindheit ging es um genau einen dieser Grenzsteine.

Ohne bereits an der Salzach gewesen zu sein, wusste ich vom Finanzer (Finanzbeamten), der unser Gast war, dass die Salzach die Grenze zu Deutschland markiert und er darauf achten muss, dass dort nicht geschmuggelt wird. Viel zu tun hatte er dabei nicht, denn der Finanzer erschien mir eher wie ein entspannter Jäger, der behaglich durch den Wald streift und auf einem seiner Hochstände Ausschau nach dem Wild hält, um schlussendlich beim Auwirt einzukehren und ein Bier zu trinken. Die Staatsgrenze war also tief im Wald und auf der anderen Seite der Salzach war Deutschland, über das ich durch den Lesezirkel und von Erzählungen schon einiges wusste. Die Jäger organisierten einmal im Jahr ihre Treibjagd und dann war so richtig etwas los, beim Finanzer war das nie der Fall. Bei ihm war alles ruhig und gemächlich.

Aber jetzt zu diesem einen besonderen Grenzstein. Er befindet sich noch heute an derselben Stelle, ich betone das deshalb, weil einige dieser historischen Grenzsteine von den Eigentümern der Grundstücke versetzt worden sind.

Ich ging mit meinem Vater in Richtung Au und nachdem ich in der Volksschule die Buchstaben gelernt hatte, konnte ich das S auf der einen Seite des Steines lesen und richtig daraus schließen, dass es Salzburg bedeuten muss. Aber warum war auf der anderen Seite des Steines ein B? Da es die Grenze zwischen den Bundesländern Salzburg und Oberösterreich ist, müsste dort doch ein O oder OÖ stehen? Mein Vater gab mir die Antwort, die mich lange sehr faszinierte: Bis zur Angliederung des Innviertels an Österreich im Jahr 1779 war hier die Grenze zwischen dem Fürsterzbistum Salzburg und dem Königreich Bayern. Hier war also eine richtige Staatsgrenze. Das war aufregend und ich sprach oft davon.

Großmutter

Meine Großmutter Fanny Gietzinger starb am 6. Jänner 1925 an Blutvergiftung. Sie wurde 35 Jahre alt und musste fünf Kinder zurücklassen: meine Mutter, die noch nicht einmal sieben Jahre alt war, meine zwei Jahre alte Tante Hilda und ihren Zwillingbruder *Fritzi*, der zu einer Ziehfamilie kam und im Pladenbach ertrunken ist, und Anton und Felix, der aus dem Krieg nicht mehr heimgekehrt ist. Auf dem Sterbebild meiner Auwirts-Oma steht ein rührendes Gedicht:

*Vater! wenn die Kinder fragen:
Wo ist unser Mutter hin?
Um mich weinen, um mich klagen,
Sag, daß ich im Himmel bin.
Kinder! wenn der Vater weinet,
Trocknet ihm die Tränen ab,
Pflanzet, wenn die Sonne scheint,
Mir eine Rose auf das Grab.*

Ich hatte weder beim Auwirt noch in >Mühlberg Großeltern. Mir kam es als Kind eigenartig vor, wenn andere Kinder über Oma und Opa sprachen. Für mich gab es sie nur auf alten Fotos, auf den Sterbebildern und auf dem Grabstein. Die Großeltern lebten nur in der Erinnerung meiner Eltern.

Das Foto meiner Großmutter Fanny Gietzinger hängt neben dem des Großvaters in meiner Wohnung. Sie war eine schöne Frau.

Großvater

Mein Großvater Felix Gietzinger ist bereits vor meiner Geburt gestorben und ich kenne ihn daher nur von Fotos und Schilderungen. Georg Rendl hat ihn in *Haus in Gottes Hand* so beschrieben:

Im Herbst, als wir noch bauten, kam ein Mann aus der Nachbarschaft: Er trieb eine Kuh auf die Weide, und die Weide war ein Stück Wiese vor dem Hause. Ich bereitete Mörtel. Der Mann legte die Fingerspitzen an den Hutrand. Das war sein vorsichtiger Gruß. Ich zog den Hut. Er kam näher und tat verwundert: „Gebaut wird da?“ Das wußte er nun schon seit Wochen, überdies hatte ich schon einige Male Bier bei ihm holen lassen. Er war der Wirt nahe der Brücke. „Wir bauen doch schon seit vier Wochen“, sagte ich. „Schon seit vier Wochen? Darf man nachschauen?“ Freilich durfte er. Sein Gesicht war voll Gram und Verdruß. Man hatte ihm, wie ich später erfuhr, ein paar Tage vorher einen Floh ins Ohr gesetzt.

Als er sich ein paar Minuten lang umgesehen hatte, kam er wieder zu mir und sagte, in die Diele zeigend: „Groß, viel zu groß!“ „Meinen Sie?“ Ich wußte nichts anderes zu antworten. „Wenn ich 's Ihnen sage, dann wird es schon so sein“, entgegnete er gereizt. Ich stand vor einem Rätsel. Was ging es ihn an, wie groß oder klein ich meine Wohnräume haben wollte! Ich wollte ihn schon fragen, was er eigentlich wolle, als er auf sein Ziel losschoß: „Meine Gaststube ist weit als die Hälfte kleiner, und ich bring 'sie nie voll. Wie wollen Sie denn diesen Saal da füllen? Wie wollen

Sie denn existieren, wenn ich kaum durchkomme? Und ich habe Kühe und Äcker.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich meinen Saal füllen möchte? Wozu soll ich ihn denn füllen?“ fragte ich, da ich noch immer nicht sicher war, was er meinte.

„Warum verstellen Sie sich denn? Sie wollen doch ein Gasthaus aufmachen!“ rief er. „Ich ein Gasthaus? Aber wer sagt Ihnen denn das?“ „Die Leute sagen es!“ „Ja, die werden es besser wissen als ich!“ Er seufzte: „Die Leute! Die Leute!“ Er war aber noch nicht ganz sicher, ob ich ihm etwa bloß ausgewichen war und ob die Leute vielleicht doch recht hatten. Er versuchte noch herauszubekommen, ob wir reich oder arm seien, aber ich hatte keinen Grund, ihm darüber Auskunft zu geben. Ich sah, daß seine Neugierde größer war als der Hunger der Kuh. Sie hatte die ganze Zeit über dagestanden, ohne einen einzigen Grashalm zu fressen. Der Wirt trieb sie dann heim.

Einmal ganz abgesehen davon, dass unser Gastzimmer größer war als die Diele im Rendlhaus, mit dem Bau des Salettls hatten wir einen Saal, der bei Bällen, Hochzeiten und anderen Veranstaltungen bis zum letzten Stuhl gefüllt war. Dazu hatten wir noch Platz für eine Tanzfläche und die dazugehörige Musikgruppe.

Das hätte meinem Großvater gefallen, er durfte es aber nicht mehr erleben.

Grubenunglück von Lengede

Die Rettung der Bergleute vom Eisenerzbergwerk Lengede-Broistedt war ein großes Fernsehereignis meiner Kindheit. Am 24. Oktober 1963 wurden 129 Bergleute eingeschlossen. Die Rettung von elf Bergleuten nach vierzehn Tagen ging als *Wunder von Lengede* in die Geschichte ein und wurde am 7. November 1963 live im Fernsehen übertragen.

Die Rettung von Menschenleben ist immer berührend, wir freuen uns mit den Geretteten und sind den Rettern dankbar.

Diese Rettung ging uns aber besonders nahe, denn Bergleute gehörten bei uns zu den Stammgästen und das Bergwerk Trimmelkam war ganz in der Nähe. Dort wurde 1948 mit dem Bergbau begonnen und in der Folge auch die Lokalbahn von Bürmoos nach Trimmelkam erweitert und die 150 Meter lange Eisenbahnbrücke über die Moosach errichtet. Wenn man mit der inzwischen bis Ostermiething erweiterten Lokalbahn über die Eisenbahnbrücke fährt, sieht man unten in der Schlucht das Sägewerk meines Cousins Erich mit der großen Aufschrift MAISLINGER-HOLZ.

Obwohl sich das Grubenunglück von Lengede weit entfernt in der Nähe von Braunschweig in Niedersachsen ereignete, hätte es auch bei uns sein können. Bergleute sind überall gefährdet und bei uns war nicht nur ein Klärteich wie in Lengede, sondern der Höllerersee in der Nähe. Dass man sogar daran dachte, diesen 21 Meter tiefen See im Falle einer Erweiterung des Kohleabbaus auszupumpen, erfuhr ich erst von Robert Tkaut beim Besuch seines Bergbaumuseums mit meinem Bruder Toni während der Arbeit an meinen Kindheitserinnerungen.

Ich habe mir inzwischen mehrmals die Berichte über das *Wunder von Lengede* im Internet angesehen und jedesmal hatte ich starke Emotionen. Bei dieser Rettungsaktion bündelte sich für den achtjährigen Volksschüler vieles von dem, was seine Ideale ausmachte: Leben zu schützen und zu retten. Beim Schreiben und dem damit verbundenen intensiven Austausch über meine Kindheit kann ich mir die damaligen Gefühle und Gedanken immer besser vergegenwärtigen. Dass der amerikanische Präsident >John F. Kennedy mit Konrad Adenauer und Willy Brandt in diesem Jahr 1963 im offenen Wagen durch Berlin fuhr, bekam ich auch mit, es war jedoch nur mit einer vagen Ahnung verbunden. Verstanden habe ich die politischen Zusammenhänge natürlich noch nicht. Sein *Ich bin ein Berliner* konnte noch nicht die Wirkung erzielen wie das Dubček, Svoboda fünf Jahre später.

Die Bilder der Rettung von Lengede sind mir hingegen bis heute gegenwärtig. Die stärkste Erinnerung habe ich an das sich drehende Rad auf dem Rettungsturm und den Zylinder, der in die Tiefe gelassen wurde. Mir ist er wie eine Bombe vorgekommen, dass der Zylinder tatsächlich „Rettungsbombe“ genannt wurde, erinnere ich nicht. Wie nahe Zerstörung und Rettung beisammen sein können und wie sehr beides mit der von Menschen geschaffenen Technik verbunden ist, spürte ich aber. Ein Rettungswagen hatte meinen Vater sechs Jahre zuvor ins Unfallkrankenhaus nach Salzburg gebracht und damit gerettet, ein anderes Auto hätte mich wahrscheinlich getötet, wenn es eine andere Kühlerhaube gehabt hätte, und einige meiner geliebten >Katz<en wurden von Autos überfahren. Überleben und Tod waren mir schon als Kind nahe.

Hamburger Lesehefte

Die von unserem Klassenvorstand Karlheinz Schwöbber mitgebrachten Hamburger Lesehefte hatten es in sich. Meiner Erinnerung nach waren es fünf Hefte für jeden Schüler, drei Titel weiß ich noch: KLEIDER MACHEN LEUTE von Gottfried Keller, DIE SCHWARZE SPINNE von Jeremias Gotthelf und WILHELM TELL von Friedrich Schiller. Äußerlich wirkten sie mit den Zeichnungen von Ingeborg Strang-Friis eher altmodisch, um nicht zu sagen hausbacken. Und dann Lesehefte! Das klingt wie Lesezirkel. Aber vom Lesezirkel wusste ich schon, dass man sich von der äußerlichen Biederkeit nicht abschrecken lassen sollte, denn auf den Inhalt kommt es schlussendlich an. Außerdem klang Hamburg nach Seefahrt und weitem Meer. Also nicht die kleine, sondern die große Welt.

Das Programm unseres Klassenvorstandes in der Hauptschule Ostermiething war so einfach wie revolutionär: Wir begannen ein Heft nach dem anderen gemeinsam zu lesen und ich konnte es zuerst nicht fassen, was sich da für mich auftrat. In diesen kleinen Heften verbarg sich die große, von

mir bis jetzt noch nicht zugängliche Literatur. Wie konnte es sein, dass ich schon nach wenigen Seiten so gefangen werden konnte? Bis zu diesem gemeinsamen Leseerlebnis war für mich Freiheit nur in der freien Natur denkbar, jetzt fand ich sie, indem ich mich von Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Friedrich Schiller in die von ihnen erfundene Welt entführen ließ.

Handwerker

Ohne das heute übliche Marketing hatten die Handwerker meiner Kindheit einen Namen. Sie mussten ihn sich nicht künstlich durch eine PR-Agentur schaffen und von einem Designer ein Logo entwickeln lassen. Mit *Winterschneider*, *Schuster Max* oder der *Schmied am Seebach* war alles gesagt. Dazu kamen noch der *Schmied in der Moosach*, der *Richi-schneider*, der *Wenglertischler* und einige mehr. Ich durfte sie alle bei der Arbeit besuchen und den Lärm in der Schmiede, aber auch die völlige Stille in der kleinen Schneiderei wahrnehmen. Alle waren für mich zu Fuß oder später mit dem Fahrrad erreichbar.

Die meisten waren ein Einmann- oder ein Kleinunternehmen mit einem Lehrling und einem Gesellen. Jedes Handwerk hat mich in seiner Form fasziniert, am meisten wahrscheinlich der *Schuster Max*, von uns wie *Schuasta Max* ausgesprochen, wie er aus einem Stück Leder diese unglaublich eleganten Schuhe machen konnte. Für mich wurden nie Schuhe nach Maß angefertigt. Ich musste ihm unsere Schuhe zur Reparatur bringen und sah ihm bei der Arbeit zu, wenn er kleine Schäden gleich ausbesserte.

Ähnlich war es beim *Schmied am Seebach*, der bei uns *Schmied am Seebach* hieß, bei dem wir uns etwas zusammenschweißen ließen und anschließend zusahen, wie er am schweren Amboss glühendes Eisen formte.

Auch wer nicht wie ich das Handwerk am Land noch erleben durfte, kennt einige der geläufigsten Redewendungen

dazu. *Der versteht sein Handwerk* wird heute als höchstes Kompliment für alle verwendet, die gute und zuverlässige Arbeit leisten. Widersprüchlich ist die Behauptung *Handwerk hat goldenen Boden*, denn einerseits werden heute dringend Handwerker gesucht und können gutes Geld verdienen, aber der Ursprung dürfte ein anderer sein und auf einen mittelalterlichen Spott zurückgehen. Zumindest findet man diese Herleitung an mehreren Stellen im Internet. Den goldenen Boden gab es demnach im leeren Brotbeutel des Webers, wenn die Sonne hineinschien.

Die Handwerker meiner Kindheit hatten zwar genug zu essen, aber reich wurde keiner von ihnen. Sie führten alle ein einfaches und bescheidenes Leben.

Hans Ostermeier

Der Zimmermeister Johann Ostermeier wohnte nach der Hochzeit mit meiner Tante Hilda zwar auch beim Auwirt, aber er blieb in seiner eigenen Welt. Deshalb wurde er auch nicht zum *Auwirts Hans*. Er blieb ganz Pontigoner und wurde nie St. Georgener. In St. Pantaleon war seine Zimmerei und dort ging er auch in die Kirche und ins Wirtshaus.

Wichtig für ihn war der Schützenverein mit dem >Schießstand neben der Moosach, in der Nähe vom später errichteten Mahnmal und der *Brücke der Erinnerung*. Streng genommen war der Schießstand bereits auf dem Boden der Gemeinde St. Georgen, aber das spielte damals und spielt auch heute keine Rolle. Zwischen den Gemeinden meiner Heimat geht vieles hin und her und meist wird nicht so genau abgegrenzt.

Das Kleinkalibergewehr vom *Zimmamoasta* hatte nicht Kimme und Korn, sondern einen Diopter. Über Kimme und Korn hätte Onkel Hans nur gelächelt, denn bei den Wettkämpfen am Schießstand kam es darauf an, aus fünfzig Metern Entfernung genau in die Mitte zu treffen. Einmal wurde er Schützenkönig und durfte ein Jahr die Schützenkette tragen. Der Schützenkönig wurde nicht durch einfaches Zusammen-

zählen der erzielten Ringe ermittelt, Schützenkönig wurde der, der den einen besten Schuss abgab. Man hat also auf hundertstel Millimeter genau gemessen. Das war faszinierend, aber doch einfach auch Zufall. Wie es halt bei einem König so ist, der wird man im richtigen Leben auch häufig durch Zufall der Erstgeburt in einem Königshaus.

Wenn sich auch der Respekt vor seinem einjährigen Königtum in Grenzen hielt, seine Arbeit als Zimmermeister hat mich mehr als beeindruckt. Wie er die Zimmerei aus dem Nichts aufbaute und die Dachstühle in seiner Werkstatt in Pontigon *abband*. Der Abbund ist das maßgerechte Anreißen, Bearbeiten und Zusammenpassen des zukünftigen Dachstuhls. Bei ihm konnte ich Handwerk auf höchstem Niveau in allen Arbeitsschritten beobachten, und ich war sogar einmal dabei, als der Dachstuhl auf ein gemauertes Haus gestellt wurde. Abgeschlossen wurde die Arbeit mit der *Firstweih*, dem Richtfest mit dem ganz oben befestigten Firstbäumchen mit bunten Schleifen. Bunt wie bei den von seinem Sohn Seppi beobachteten *Indianerkühen*.

Hauptschule Ostermiething

Das Wort Hauptschule gefällt mir und ich habe daher nicht verstanden, dass dieser bewährte österreichische Schultyp zuerst in Neue Mittelschule und dann in Mittelschule umbenannt wurde. Die Bezeichnung Hauptschule war perfekt und ich mochte meine Hauptschule Ostermiething vom ersten Tag an. Da die Hauptschule von 1966 bis 1970 die Zeit zwischen den fünf Jahren Volksschule und den vier Jahren Gymnasium bis zu Matura war, hätte bei mir natürlich auch die Bezeichnung Mittelschule gepasst. Aber Mittelschule klingt für mich nach Mittelmaß, Hauptschule hingegen wie nach einem erhabenen Haupt.

Die Hauptschule Ostermiething hat die Mädchen und Buben vom Land nach der Volksschule tatsächlich aufrecht gehen lassen, im Gegensatz dazu wurden viele Kinder, die

mit zehn Jahren ins Gymnasium und damit vielfach auch in ein Internat geschickt wurden, gebrochen. Sie berichten von schweren Jahren.

Anfangsprobleme wie in der Volksschule wegen meiner >Legasthenie gab es in der Hauptschule nicht. Ich konnte sofort voller Freude und mit großen Erwartungen in die neue Umgebung einsteigen. Den Schulweg legten wir jeden Tag mit dem Fahrrad zurück, sechs Kilometer hin und sechs Kilometer wieder heim, nur manchmal im Winter fuhren wir mit dem Bus, und schon gar nicht wurden wir, wie heute oft üblich, von Vater oder Mutter im Auto zur Schule gefahren.

Meine Mutter hatte für meinen Bruder Toni die Entscheidung getroffen, dass er nicht die für uns zuständige Hauptschule Oberndorf, sondern die Hauptschule Ostermiething im Bezirk Braunau besucht. Mein Cousin Hansi und ich folgten ganz selbstverständlich diesem Beispiel und eroberten uns damit nach dem angrenzenden St. Pantaleon einen noch viel größeren Teil des oberen Innviertels. Durch den Besuch der Hauptschule Ostermiething wurde ich auch zum richtigen Innviertler und durch meine Erfahrungen in diesen vier Jahren auch zum Oberösterreicher.

Da ich inzwischen über vier Jahrzehnte in Innsbruck lebe, bin ich Salzburger, Oberösterreicher und Tiroler. Ich habe also drei Landeshauptleute und drei Bischöfe. Alois Kothgasser war zuerst mein Bischof in Innsbruck und dann mein Erzbischof in Salzburg. Bei seinem Nachfolger Manfred Scheuer war es ähnlich, er war zuerst mein Bischof in Tirol und dann in Oberösterreich. Bischof Manfred treffe ich jedes Jahr beim Gedenken an Franz Jägerstätter in Tarsdorf und St. Radegund, den Nachbargemeinden von Ostermiething.

Haus der Kindheit

Unter den vielen Büchern, die ich in diesem Sommer über die Kindheit lese, hat mich das fingierte Tagebuch *Das Haus der Kindheit* von Marie Luise Kaschnitz aus dem Jahr 1956

nicht mehr losgelassen. Ein Mann fragt dort die Ich-Erzählerin nach dem *Haus der Kindheit*. Als sie wissen will, warum er dieses ihr nicht bekannte Haus finden will, gibt er zur Antwort: „*Ich habe dort zu tun, ich werde alt.*“ Die Schweizer Germanistin Elsbeth Pulver schrieb dazu: „In Analogie zum ‘magischen Theater’ in Hesses ‘Steppenwolf’ wird die Protagonistin von einem geheimnisvollen Museum, eben dem ‘Haus der Kindheit’, angezogen und darin veranlaßt, ja gezwungen, ihre Kindheitserlebnisse in einem schmerzhaften Prozeß des Wiedererlebens ins Bewußtsein zu holen.“

Wenn ich das Haus meiner Kindheit betrete und diese Zeit wieder erlebe, ist es kein schmerzhafter Prozess, denn meine Bilder sind ganz anders. Sie sind voller Farbe und Vitalität.

Eines davon ist dieses: Mein Vater mäht kräftig und geschickt mit einer Sense das Gras am Hügel vor dem Auwirt. Bevor er einen >Traktor mit auf der rechten Seite montiertem Mähwerk zur Verfügung hatte, mähte er mit Unterstützung einiger Nachbarn auch größere flache Wiesen.

Das Mähen mit einer Sense sieht einfacher aus, als es ist, denn zu leicht stößt man mit der Sensenspitze in die Erde oder mäht zu flach. Es kommt also nicht nur auf den kraftvollen Schwung, sondern auch auf die richtige Dosierung an. Bei meinem Vater war das bei jedem Sensenschwung der Fall.

Obwohl das Mähen mit Kraft verbunden war, hatte es etwas Meditatives. Mein Vater musste die Schwünge immer wieder unterbrechen, um die Sense zu wetzen. Es war wie das Spiel mit einer Geige. Der Wetzstein wechselte, von meinem Vater kunstvoll geführt, von einer Seite zur anderen, die ganze Sense entlang. Zuerst hat er aber mit einem Grasbüschel das Sensenblatt gereinigt. Alles hatte seinen klar vorgegebenen Ablauf und doch war es jedes Mal anders. Den Wetzstein hatte er im *Kumpf* (Köcher) untergebracht. Dort befand sich Wasser, denn der Wetzstein musste feucht sein.

In Kindheitserinnerungen wird häufig über die harte Arbeit geklagt. Wir Auwirtsbuben mussten auch mithelfen. In diesem Fall nicht beim Mähen, dafür aber beim morgendlichen

Zerstreuen des tauigen und abendlichen Zusammenrechen des getrockneten Grases, das wir nach zwei, drei sonnenreichen Tagen als Heu einfuhren und auf dem Heuboden lagerten. Einem Ort politischer Kundgebungen und ganz eigener Entdeckungen.

Haus der Verantwortung

Nach dem *Haus der Kindheit* folgt unausweichlich ein Haus der Verantwortung.

Zwischen >Mozart und Hitler geboren, wusste ich früh vom schwierigen Erbe der Stadt Braunau am Inn. Die Diskussion um die Nutzung des Hitler-Geburtshauses ist jedoch erst viel später nach meiner Kindheit entstanden. Durch die Gründung der Braunauer Zeitgeschichte-Tage 1992 habe ich mich daran beteiligt.

Meine Mutter hatte neben den Salzburger Nachrichten und dem *Rupertboten*, dem späteren *Rupertusblatt*, auch die *Neue Warte am Inn* gelesen. Wir haben diese Wochenzeitung wegen der vielen kleinen Nachrichten auch liebevoll *Stomppfratschn* genannt. Die beiden Chefredakteure der Nachfolgezeitung *Braunauer Rundschau*, Erich Marschall und Reinhold Klika, hatten 1986 durch einen Kommentar und im Februar 2000 durch die Initiative «Braunau setzt ein Zeichen» wichtige Impulse für mehr Geschichtsbewusstsein in der belasteten Stadt Braunau am Inn gesetzt.

Gerne würde ich aus dem heruntergekommenen *Hitlerhaus* in der Salzburger Vorstadt 15 einen Ort der Begegnung machen und damit der ganzen Stadt Braunau am Inn eine andere weltweite Bedeutung geben. Wenn ich sage, dass ich aus St. Georgen komme, muss ich damit rechnen, dass es mit dem viel bekannteren St. Georgen im Attergau oder den vielen anderen St. Georgen verwechselt wird. Georg ist ein legendärer christlicher Heiliger, welcher der Überlieferung zufolge zu Beginn der Christenverfolgung unter Diokletian (284–305)

ein Martyrium erlitt. In den orthodoxen Kirchen wird er als Groß- bzw. Erzmärtyrer verehrt. Also kein Wunder, dass sich viele Orte unter seinen besonderen Schutz stellen wollten.

Ganz anders ist die Reaktion, wenn jemand sagt, dass er aus Braunau stammt. Dann heißt es fast immer: Hitler. Wenn mich schon die vergleichsweise harmlose Verwechslung mit St. Georgen im Attergau nervt, wie ist es dann erst, wenn man bei der Nennung seines Geburts- oder Wohnortes ständig mit Adolf Hitler konfrontiert wird?

Um das zu ändern, braucht die Stadt Braunau am Inn eine angesehene und möglichst weltbekannte Einrichtung, die man positiv mit dieser kleinen Stadt verbindet. Der 1948 als Sohn von Holocaust-Überlebenden in Linz geborene und in Braunau aufgewachsene Cary Lowe ist fest davon überzeugt, dass die Idee House of Responsibility diese Kraft hätte. Nachdem sich auch Oscarpreisträger Branko Lustig bei den 21. Braunauer Zeitgeschichte-Tagen „Schwieriges Erbe“ dafür ausgesprochen hat, bleibt es an Bürgermeister Johannes Waidbacher und dem für das Hitler-Geburtshaus zuständigen Innenminister Gerhard Karner, es zu realisieren.

Hausaufgaben

Hausaufgaben sind bei allen Schulkindern Hausaufgaben. Was sollte man daher darüber zu berichten haben? Sie sind entweder leicht oder schwer zu erledigen und meist unbeliebt, weil natürlich besonders am Lande das Abenteuer im Freien lockt.

Wie nicht anders zu erwarten, erledigten wir Auwirtsbuben die Hausaufgaben im Gastzimmer. Und zwar am Tisch neben der Schank und dem Stammtisch. Auf diesem Tisch lag auch der Lesezirkel. Außer in den ersten zwei Volksschuljahren, als ich nicht lesen und schreiben konnte und meine Mutter mir versuchte zu helfen, ging mir alles leicht von der Hand und die Hausaufgaben waren schnell erledigt.

Lernst eh was Gescheites? gehörte zu den typischen Sticheleien unserer Gäste. Am Nachmittag war die Gaststube noch nicht so verraucht wie am Abend, wenn die Stammgäste Karten spielten, und im Nachhinein betrachtet war es eine Atmosphäre, wie sie Schriftsteller in Kaffeehäusern suchen und lieben. Sie wollen dort ungestört, aber doch nicht allein sein. Das Kommen und Gehen und die verschiedenen Rituale erzeugen eine einzigartige Stimmung, die den Geist anregen kann. Das Wiener Kaffeehaus und seine Kaffeehausliteraten wurden dafür weltbekannt.

Heimat

Meine Heimat sind die Orte meiner Kindheit. Heimat entsteht aber auch in jeder Begegnung, in jedem guten Gespräch, manchmal in einem Blick oder in einer Geste. Hier geht es jedoch nicht um eine Definition des auch umstrittenen Heimatbegriffs, sondern um Eindrücke. Dazu ist es wichtig zu wissen, dass mir meine Heimat nie weggenommen wurde, ich wurde nicht wie manche Gleichaltrige gezwungen, als Kind mein Zuhause und damit meine Heimat zu verlassen.

Als die Salzburger Nachrichten im Juni 2021 über das 50-jährige Jubiläum des betreffenden Maturajahrgangs einer Salzburger Internatsschule berichteten, lautete die Überschrift: „In der Nacht weinten die Buben“. Anders als in der Stadt mussten Kinder vom Land, die nach der Volksschule ein Gymnasium besuchten, in ein Internat. Sie berichten vom Heimweh, das sie zu verstecken versuchten, dem Gefühl, damit allein zu sein, und wie schlimm für sie das erste Jahr war. Es war hart, in diesem Alter für eine lange Zeit von daheim wegzumüssen.

Die Heimat bekommt meist erst Bedeutung, wenn man sie, aus welchen Gründen auch immer, verlassen muss. Da dies bei mir nicht der Fall war, muss ich nicht verklärt auf sie zurückblicken. Ich kann deshalb nüchtern darüber nachdenken, was

außer den Beziehungen zu Mensch und Tier schlussendlich meine Heimat ausgemacht hat und noch ausmacht, wenn ich zurückkehre. Es sind die Hügel, die kleinen Wege, die Bäche und die Bergketten weit weg am Horizont. Also nicht bedrohlich nahe wie in Innsbruck, wo ich seit vierzig Jahre lebe. Die Prägung durch die von klein auf erlebte Landschaft bleibt. Ein Bild verbindet sich seit Kindertagen besonders stark mit meiner Heimat, dem nördlichen Flachgau und dem Oberen Innviertel. Ich meine die Kirchtürme, die als erstes sichtbar werden, wenn man sich über eine Erhebung in der Landschaft einem anderen Dorf nähert.

Herzfehler

Angeborene Herzfehler sind die häufigsten Organfehlbildungen bei Neugeborenen. Von 1000 Kindern sind statistisch etwa 7-10 Kinder betroffen. Nicht jedes Kind hat jedoch einen schweren Herzfehler, am häufigsten findet man ein kleines Loch in der Kammerscheidewand (VSD, Ventrikelseptumdefekt), das sich auch noch von alleine mit dem Wachstum des Kindes verschließen kann.

Diese Information der Medizinischen Universität Wien war mir als Volksschüler natürlich nicht zugänglich, als der Schularzt nach dem kurzen Abhören meines Herzens mit einem Stethoskop lapidar ein Wort aussprach und es notierte: Herzfehler. Der Schularzt hörte offensichtlich neben dem ersten und dem zweiten Herzton noch ein außergewöhnliches anderes Geräusch und dieses hätte ein Hinweis auf einen Herzfehler sein können. Über diese Wahrscheinlichkeit sprach der Schularzt aber nicht mit mir. Er ließ mich stattdessen mit dem verhängnisvollen Begriffspaar Herz und Fehler allein. Er hat also nicht irgendeinen Fehler an einem x-beliebigen Teil meines Körpers festgestellt, nein, der Defekt war ganz im Zentrum. Es war bei dem Organ, das sinnbildlich für das Leben steht. Wenn das Herz still steht, ist das Leben zu Ende.

Mein Bruder Toni und andere von mir befragte damalige Volksschüler erinnern sich, dass wir uns bei den Schuluntersuchungen bis auf die Unterhose ausziehen und eine Reihe von Impfungen tapfer über uns ergehen lassen mussten. Für Toni war die lange Nadel furchteinflößend und das Pflaster über dem Einstich machte ihn irgendwie stolz. Für mich hatte das alles keine Bedeutung und ich erinnere mich nicht daran, denn ich hatte einen Herzfehler. Der Arzt hat mir nichts erklärt, nicht davon gesprochen, dass alles noch genauer untersucht werden muss und sich außerdem diese Herzfehler mit dem Wachstum meist ergeben. Ohne Medizin oder Psychologie studiert zu haben, hat meine Mutter das instinktiv richtig eingeschätzt und mir Mut gemacht. Die Todesangst verließ mich aber trotzdem lange nicht.

Später war ich häufig wegen einer Ohrenentzündung bei unserem Hausarzt Dr. Ehrenfried Edelmann in Pontigon. Seine zugreifende, direkte Art hat mir gut getan. Er blickte mit einer Sonde in beide Ohren, sagte etwas von Ohrenschmalz und nahm es ruckzuck mit einem Stäbchen heraus. Bei diesen Besuchen muss ich einmal auch meine Angst vor einem frühen Tod wegen meines Herzfehlers ausgesprochen haben, denn ich ging immer befreit von ihm nachhause. Er wird mich wohl schlussendlich auch mit seinem Stethoskop abgehört haben und zum Schluss gekommen sein, dass ich keinen Herzfehler habe.

Dr. Edelmann war Raucher und starb früh an Krebs. Da mein Vater rechtzeitig mit dem >Rauchen aufgehört hat, hat er oft mit Verwunderung über die fehlende Einsicht unseres Hausarztes gesprochen. Er mochte ihn, denn sie waren sich irgendwie ähnlich.

Heuboden

Was soll nun beim Heuboden so spannend sein, dass ich mich erinnere und auch daran denke, es mitzuteilen? Zuerst

einmal gehörte zum Auwirt auch ein kleiner Bauernhof. Richtige Bauern hätten bei den wenigen Joch Grund und zwei Kühen, drei Schweinen und Hühnern nicht von einem Bauernhof gesprochen. Wir waren auch zuerst und vor allem der Auwirt, zu dem aber auch ein *Sacherl* gehörte. So nannte man damals einen kleinen Bauernhof.

Nachdem wir außer den Tauben meines Vaters, einigen Hühnern und unseren Hasen, Meerschweinchen, >Kropftauben und natürlich Katzen und einem Hund keine Kühe mehr hatten, haben wir noch geheut und das Heu verkauft. Bevor es verkauft wurde, war es auf dem Heuboden. Um diesen Heuboden geht es jetzt. Die umständliche Einleitung schreibe ich, weil ich mit einem anderen Heuboden neben dem *Heubupfn* und der Errichtung von *Heuhöhlen* etwas verbinde, was für uns Kinder ganz natürlich war, wobei ich nicht sicher bin, ob und wie ich darüber berichten soll. Kurzum, wir entdeckten, dass unsere Nachbarmädchen an einer bestimmten Stelle anders aussahen und wir wollten uns das genauer ansehen. Umgekehrt waren die Mädchen auch neugierig, uns Buben genauer zu inspizieren. Später gab es dafür den Begriff Doktorspielen, wir haben dafür keinen Namen gehabt und das war auch egal. Wir wollten uns einfach erkunden.

Im Katechismus der katholischen Religion stand unter sechstes Gebot: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben.“ Im Religionsunterricht haben wir die Zehn Gebote gelernt und vor der Erstkommunion waren wir verpflichtet, das erste Mal zu beichten. Ohne dass es unser Dechant Michael Neureiter direkt ausgesprochen hätte, haben wir schon geahnt, dass das, was wir da so selbstverständlich machten, Unkeuschheit sein muss. Aber im Katechismus steht auch, *durch Unkeuschheit sündigt, wer aus böser Lust Unkeusches denkt oder wünscht, Unkeusches anschaut oder liest, Unkeusches anhört oder redet, Unkeusches tut oder zulässt.* Wenn ich das heute lese, wundere ich mich, was die katholische Kirche damit Kindern alles einreden wollte. Für uns war es keine Lust und schon gar keine

böse Lust. Wir folgten einfach unserer kindlichen Neugierde.

Wenn ich an diese unschuldigen Erkundungen im Heuboden denke, fällt mir auch ein, wie belastend für viele in ihren Kindheitserinnerungen der Druck durch die katholische Kirche ist. Bei mir ist das überhaupt nicht der Fall, denn ich scheine irgendwie mit meinen Nachbarkindern begriffen zu haben, dass wir nichts tun, was Gott so nicht gefallen würde. Gott schuf uns Menschen als Mann und Frau und wir stammen alle von Adam und Eva ab. In der Kirche saßen die Frauen auf der linken und die Männer auf der rechten Seite. Nachdem wir Buben schon viel über unsere Männer-Seite wussten, wollten wir jetzt auch die Mädchen auf der anderen Seite genauer kennenlernen. Dafür war der Heuboden besser geeignet als die Kirche.

Apropos Mann und Frau, etwas später ahnte ich bereits als Kind, dass es auch Menschen gibt, bei denen das mit der Zuordnung Mann und Frau nicht so klar ist. Ich hatte nämlich einen jungen Mann kennengelernt, der sich als Frau sah und sich auch so kleidete. Im Rückblick bin ich erstaunt, dass mir das geradezu selbstverständlich vorkam und ich es als weitere Möglichkeit sah, Mensch zu sein.

Ho, Ho, Ho-Chi Minh

Das war ein Schlachtruf, der mir wie Dubček, Svoboda im Ohr ist. Allerdings von der anderen politischen Seite. Aber das war weit weg und wurde von mir als Bub noch nicht so genau zugeordnet. Es ging mehr um die damit verbundene Dynamik.

Beim Auwirt gab es in meiner Kindheit ab den 60er Jahren einen Fernseher und ich sah schon als Bub deutsche Fernsehnachrichten. Ich wurde also vorwiegend über diese Informationsquelle politisch sozialisiert. Später in Wien kamen mir befreundete Studienkollegen wie im *Tal der Ahnungslosen* vor, denn sie hatten in ihrer Kindheit kein deutsches Fernsehen gesehen und daher für meine Begriffe auch weniger Ahnung.

In der DDR konnte im Raum um Dresden und um Greifswald Westfernsehen nicht empfangen werden und die Auswirkungen sind gut untersucht. Meines Wissens fehlt eine vergleichbare Untersuchung in Österreich, was den Einfluss deutscher Sender in der Zeit vor Kabel- und Satellitenfernsehen betrifft.

Aber zurück zu den Ho-Ho-Ho-Chi-Minh-Rufen und dem damit verbundenen Vietnamkrieg. Warum haben wir 1968 vom Heuboden herunter *Dubček, Svoboda*, aber nicht Ho, Ho, Ho-Chi Minh gerufen? Es war nicht nur wegen der im Vergleich zu Prag unglaublich großen Entfernung nach Südostasien, vielleicht gefiel mir unbewusst auch nicht, dass dieser Protest von Kommunisten gegen die USA gerichtet war. In der Hauptschule hat leider noch niemand mit uns über die aktuelle Politik gesprochen, das kam erst im Gymnasium in Salzburg. Dass ich später trotz dieser inneren Distanz wie andere unreflektiert ein rotes *Che-Guevara-T-Shirt* trug, bleibt mir ein Rätsel. Aber das hat wohl damit zu tun, dass sich kaum ein junger Mensch dieser Ikone entziehen konnte. Nicht von ungefähr kommt Alberto Korda von der Modefotografie. Er hat also genau gewusst, wie er den marxistischen Revolutionär, Guerillaführer und Autor mit diesem Foto richtig in Szene setzen kann.

Ich muss vorsichtig sein, um nicht zu viel von dem, was ich später im Gymnasium und als Student darüber dachte, zurück in meine Kindheit zu projizieren und damit in meiner Erinnerung den Eindruck zu erzeugen, ich hätte die Politik bereits als Hauptschüler so klar gesehen. Ich bin mir aber sicher, dass ich mich gut an das Bewegende der 1960er Jahre mit ihren zahlreichen Einschnitten und Neuerungen erinnern kann und daran, was mir bereits damals missfiel oder mich sogar abstieß. Am deutlichsten nahm ich dieses Gefühl bei der Beatlemania wahr, wo mir die Verführung durch die Beatles und das von ihnen ausgelöste Gekreische der jungen Anhänger*innen zuwider war.

Hochstand

Wenn ich mit der Lokalbahn von Salzburg in Richtung Bürmoos und St. Georgen fahre, fallen mir die zahlreichen Hochstände auf. Die Jäger der Landgemeinden wollen vom Hochstand einen Überblick über den Wildbestand haben. Da sich diese Hochstände meist gut in die Landschaft einfügen, ist daran nichts auszusetzen, und den meisten werden sie auch nicht besonders auffallen.

Für mich haben sie aber eine Bedeutung und bei ihrem Anblick überkommen mich Wehmut, Traurigkeit und Dankbarkeit.

Als wir Buben auf der *Auwirtsleitn* neben dem Auwirt einen Hochstand bauten, sagte mein Vater zu mir, dass er uns die Freude nicht nehmen will, aber ihn erinnert der Hochstand an seine Kriegsgefangenschaft, denn das Lager in der Sowjetunion war genau mit solchen Hochständen umstellt. Für ihn war der Hochstand Ausdruck von Verschleppung und Freiheitsberaubung. Als Katholik war er Gegner der Nationalsozialisten und der Kommunisten. Zuerst zwangen ihn die Nazis in eine deutsche Wehrmachtsuniform und dann sperrten ihn die Kommunisten in ein Lager. Mein Vater war Kriegsgefangener und kein politischer Häftling, sein Lager unterstand aber auch dem Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten NKWD.

Das wusste ich natürlich als Kind noch nicht so genau, ich hörte nur am Stammtisch die Männer über ihre Zeit in der Wehrmacht und in der Kriegsgefangenschaft reden. Die Männer, die von Amerikanern, Engländern oder Franzosen gefangen gehalten worden waren, waren meist früher heimgekommen und hatten es in der Gefangenschaft besser gehabt. Mein Vater klagte aber trotzdem nicht und er vermittelte mir, dass die Gefangenschaft eine Folge des Krieges war. Mit dem Krieg angefangen hatte Hitler und nicht Stalin. Obwohl mein Vater in letzter Konsequenz Stalin genauso ablehnte wie Hitler.

Hochwasser 1959

Über die Jahrhunderte gab es an der Salzach Hochwasser. 1897 führte die Hochwasserkatastrophe zur Beschlussfassung über die Verlegung des Marktes Oberndorf und zum Bau von Neu-Oberndorf, dem heutigen Ortskern der Stadt Oberndorf bei Salzburg. Da die Salzach auch bei uns die Au immer wieder überflutete, waren die Hochwasser in unserem historischen Gedächtnis verankert. Georg Rendl wusste von dieser Gefahr, als er 1938 mit seiner Frau Bertha das Brechibad des großen Pfarrgutes renovierte und zu seinem *Haus in Gottes Hand* machte. In seinem 1951 erschienenen gleichnamigen Roman berichtet er über diese lauende Gefahr: *«Denkst du nie daran, daß es einmal sein könnte?» fragte Barbara, und ich wußte, daß sie an eine Überschwemmung dachte, daß sie sich an das Lichtbild erinnerte, das uns gezeigt worden war. Darauf hatten wir unser Haus bis zu den Fenstern im Wasser gesehen. O ja, ich dachte oft daran, ich gestand es ihr. Immer, wenn meine Freude über unser Wohnen kaum noch sich steigern konnte, dachte ich daran.*

Am 13. August 1959 kam das nach 1899 und 1920 größte Hochwasser und überflutete das Rendlhaus. Über das Verhalten von Georg Rendl wurde noch viele Jahre gesprochen. Er hat es nämlich mit Humor genommen. Ich war vier Jahre alt, als das Hochwasser immer schneller in Richtung Auwirt vordrang. Wir konnten das vom Pfarrhof aus beobachten, ich wusste jedoch, dass für uns keine direkte Gefahr bestand, denn so weit kam ein Hochwasser noch nie. Meine Eltern hatten mir schon damals die in solchen Situationen besonders notwendige Sicherheit vermittelt. Mein Vater wollte sich jedoch auf ein kleines Abenteuer einlassen und mit einem selbstgebautes Wasserfahrzeug zum Rendlhaus fahren. Es kam deshalb zum Streit mit meiner Mutter und laut Erinnerung meines Bruders Toni hat sie sich natürlich durchgesetzt und die Bootsfahrt unseres Vaters verhindert.

Als Kind habe ich dieses Hochwasser als Naturgewalt wahrgenommen. Der Landschaftsökologe Josef Heringer hat mich jedoch bei einer zufälligen Begegnung in der Stiftskirche Laufen vor der alle fünf Jahre stattfindenden Piratenschlacht eines Besseren belehrt. Hochwasser gab es natürlich immer, sie haben jedoch durch die zunehmende Almwirtschaft und die durch den Bergbau verursachte verstärkte Abholzung ab dem 15. Jahrhundert stark zugenommen. Die Gefahr, die da für den kleinen Auwirts Andi sichtbar vom Auwald in Richtung Rendlhaus und Landstraße kroch, war also von uns Menschen verursacht. Ob ich auch das schon damals geahnt habe, weiß ich nicht.

Holzhausen

Die Gemeinde St. Georgen bei Salzburg besteht aus den Dörfern Eching und Holzhausen und vielen Weilern. Juristisch handelt es sich um die drei Katastralgemeinden Holzhausen, St. Georgen und Jauchsdorf.

Hinter diesen Verwaltungseinheiten meiner Heimatgemeinde verbergen sich über Generationen überlieferte Rivalitäten. Diese bestanden in meiner Kindheit vor allem zwischen Holzhausen und Eching. Obwohl Eching noch in Ober- und Untereching geteilt war und auch zwei Kirchen hat, gegen Holzhausen war man vereint. Für mich war Holzhausen als Kind weit entfernt, zwar nicht *hinter den sieben Bergen*, aber doch hinter den Weilern Helmberg und Königsberg. Da die Kinder von Holzhausen eine eigene Volksschule hatten und die Hauptschule in Oberndorf besuchten, gab es kaum Berührungspunkte für uns. Gesehen hat man sich nur bei Festgottesdiensten in der Dekanatspfarrkirche St. Georgen. Holzhausen hatte daher für mich als Kind etwas Geheimnisvolles, fast wie der Stierlingwald mit seiner Kapelle. Dazu gehörte auch, dass, obwohl das Dorf sehr klein ist, es sogar eine spätgotische wunderschöne Kirche hat.

Das Selbstbewusstsein der Holzhauser war legendär und man gönnte vor allem den Echingern nichts. Die Echingern gönnten aber auch umgekehrt den Holzhausern nichts. In der hohen Gemeindepolitik durfte daher der Bürgermeister weder aus Eching noch aus Holzhausen stammen. Bürgermeister Franz Meislinger war *Mattheisbauer* in Moospirach zwischen Eching und Holzhausen und damit konnten sich beide abfinden. Legendär waren die Raufereien zwischen den Halbwüchsigen aus beiden Dörfern. Besonders beim Fensterln konnte es schon einmal zur Sache gehen, wenn sich einer erlaubte, in das fremde Revier einzudringen.

Altbürgermeister Fritz Amerhauser hat mir berichtet, dass die Holzhauser aber auch mit den Frankingern gerauft haben und auch *Scheidln* (Holzscheiter) geflogen sind. Als ich gegenüber meiner Mutter später als Student der Rechtswissenschaften einmal anmerkte, dass Raufereien bei uns auch zu Körperverletzungen führen konnten, war ihre „Rechtsauskunft“ klar: *Das war der Brauch*. Für die Auwirtin hielten sich diese Auseinandersetzungen daher in einem zwischen zwei rivalisierenden Dörfern vorgegebenen Rahmen.

Bis heute wird abwechselnd alle drei Jahre in Eching und Holzhausen ein Maibaum aufgestellt. Die Konkurrenz zeigte sich aber nicht nur in der jeweiligen Höhe des Maibaums, er musste auch vor einem möglichen Diebstahl gesichert werden. Beim Auwirt wurden wilde Geschichten über das *Maibaumstehlen* erzählt. Es handelte sich aber dabei tatsächlich nicht um Diebstahl nach § 127 Strafgesetzbuch, sondern um Brauchtum. Die Maibaumdiebe mussten sich nur an die mündlich überlieferten Regeln halten. Bei einem erfolgreichen Diebstahl musste der Maibaum entsprechend der Tradition mit Getränken ausgelöst werden.

Wie das genau zwischen den Echingern und Holzhausern abgelaufen ist, hätte ich gerne herausbekommen. Als Bub wusste ich das nicht so genau. Das Maibaumstehlen blieb schlussendlich wie das ganze Dorf Holzhausen ein Geheimnis.

Indianerkühe

Der Auwirts Seppi ist sechseinhalb Jahre jünger als ich. Meine sprachlich einprägsamste Erinnerung an unsere gemeinsame Kindheit war seine Rückkehr von einem Ausflug mit seinen Eltern ins Zillertal. Ganz aufgeregt hat er von den *Indianerkühen* berichtet. Er durfte beim Almatrieb der geschmückten Kühe dabei sein, und in seiner Fantasie begab er sich damit in die von ihm so geliebte Welt der Indianer Nordamerikas. Da der vom kleinen Seppi geprägte Begriff *Indianerkühe* allen so gut gefiel, wurde er zum geflügelten Wort für Ausflug und Harmonie zwischen Tier und Mensch und war mit Sympathie für die Ureinwohner Nordamerikas verbunden.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später haben wir ein anderes Bewusstsein für die Verwendung von Begriffen. Gerade bei den Native Americans bin ich mir jedoch nicht sicher, ob damit auch automatisch mehr Verständnis für die Ureinwohner der Vereinigten Staaten und Kanadas verbunden ist. Eine verstärkte Sensibilität bei der Verwendung von Begriffen ist wichtig und unverzichtbar, mehr Akzeptanz muss damit aber noch nicht einhergehen. Umgekehrt sollte man niemandem, der mit den richtigen Begriffen noch nicht so gut umgehen kann, unterstellen, dass er deshalb gegenüber den betreffenden Menschen unsensibler wäre.

Jagd

Die Jagd war bei uns die jährliche Treibjagd und damit selbstverständlicher Teil des Jahreskreises. Der Auwirt war wieder wie bei anderen Aktivitäten der Männer mit dabei. Wir stellten den Anhänger und Traktor zum Transport des erlegten Wildes und bei uns kehrten die Jäger und Treiber nach der Jagd ein. Mein Verhältnis zur Jagd war jedoch zwiespältig, denn zum einen war mir schon als Kind vermittelt worden, dass sich das Wild in seinem Bestand nicht von selbst regu-

liert, zum anderen fand ich es jedoch abstoßend, wenn Menschen Tiere töteten, und das wie bei der Jagd auch noch zu ihrem Vergnügen. Ausgewichen bin ich aber trotzdem nicht, denn es war nicht wie beim >Sauschlachten am Pfarrhof, als ich das Schwein vor Todesangst laut quieken hörte. Bei der Treibjagd hörte ich nur die Schüsse, sah flüchtende Rehe und vom Himmel fallende Fasane.

Obwohl die Jäger also eine notwendige Arbeit leisteten, mochte ich ihr Handwerk nicht. Etwas geändert hat sich meine Einstellung zur Jagd vor einigen Jahren durch ein Gespräch mit meinem verstorbenen Freund Friedrich Dumann auf einer Autofahrt von Braunau am Inn nach Kufstein. Er war Jäger und ich bat ihn, mir von der Jagd zu erzählen und mir das Jagdhandwerk zu erklären. Fritz schilderte mir sehr anschaulich die Karriere eines Hirsches und seine Stellung im Hirschrudel und im Wald. Er kann sich als Herr fühlen, und ohne von seinem bevorstehenden Schicksal zu wissen, wird er am Höhepunkt seines Lebens waidgerecht, also mit einem tödlichen Schuss, erlegt. Wäre er nicht erschossen worden, wäre sein Leben hingegen ganz anders zu Ende gegangen. Von einem stärkeren Junghirsch verdrängt, wäre er elendig zugrunde gegangen.

Ich esse seit vielen Jahren nur noch in Ausnahmefällen Fleisch, und wenn ich ab und zu Wildfleisch esse, denke ich an Fritz Dumann und den von ihm waidgerecht erlegten Hirsch.

Jaro Dvorak

Außer Georg Rendl waren mir bereits als Kind die Namen von zwei weiteren Künstlern aus unserem Umfeld vertraut. Der eine war der Maler und Graphiker Leonhard Stemeseder, ein Verwandter von uns aus dem benachbarten Kirchberg, der in Salzburg lebte und es zu einiger Berühmtheit gebracht hatte. Lisa Staley und Gottfried Tichy bezeichnen ihn 1999 in den *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde*,

veröffentlicht auf ZOBODAT.at, als *vortrefflichen Porträtmaler*. Tatsächlich hat er auch meine Tante Hilda portraitiert. Ich habe ihn aber leider nie persönlich kennengelernt.

Der andere war Jaro Dvorak. Er war in meiner Kindheit neben Georg Rendl *der* Künstler in unserer Gemeinde. Jaro Dvorak wurde 1921 in Wien geboren und übersiedelte 1965 in den kleinen Ort Moosach. Die Ortschaft liegt ganz nahe bei St. Pantaleon, gehört jedoch zur Gemeinde St. Georgen. Jaro Dvorak war im Gegensatz zu Georg Rendl voll integriert und ich hatte das Gefühl, dass ihn alle gern hatten und versuchten, ihn zu unterstützen. Mein Onkel Hans Ostermeier hat den Dachstuhl seines neugebauten Hauses gezimmert und auch ein Ölbild und eine Holzeinlegearbeit von ihm gekauft.

Wenn gleichaltrige Männer über den Krieg sprachen, blieb Jaro Dvorak still. Meiner Erinnerung nach hat aber auch niemand bei ihm nachgefragt und auch ich habe erst als Student von ihm erfahren, dass er vom 15. Mai 1940 bis zur Befreiung durch Soldaten der 7. US-Armee Ende April 1945 im Konzentrationslager Dachau war. In der *Heimatchronik von St. Georgen* schreibt Hannes Miller ausführlicher über ihn.

Jochen Rindt

Mit dem Tod des Formel-1-Rennfahrers Jochen Rindt am 5. September 1970 und dem Schulbeginn im Musisch-pädagogischen Realgymnasium Salzburg ein paar Tage später endete meine Kindheit. Jochen Rindt war Teil meiner Kindheit. Uns gefiel das Heulen der Motoren und die Geschwindigkeit und Eleganz der Formel-1-Rennwagen. Außerdem war es gefährlich, denn fast jedes Jahr gab es einen tödlichen Unfall und meist lag es an den unausgereiften Rennautos und den fehlenden Sicherheitseinrichtungen auf den Rennstrecken. Ich hörte immer wieder, dass Lotus am wenigsten auf Sicherheit achtet und es dem Lotus-Team nur auf den Weltmeistertitel ankommt. Jim Clark wurde 1963 und 1965 mit Lotus Weltmeister.

Jochen Rindt war diese Gefährlichkeit bewusst und er sprach auch darüber. Er war ein lässiger Typ und wurde als der Popstar der Formel 1 bezeichnet. Für mich war aber auch wichtig: Jochen Rindt war Österreicher. Mit Jochen Rindt war das kleine Österreich auf Weltebene dabei. Ähnlich wie bei den Olympischen Winterspielen 1964 in Innsbruck beim Schifahren. Aber Schifahren war nur auf einige wenige Länder beschränkt und hatte irgendwie etwas Provinzielles.

Die Formel 1 war hingegen international. Dort gab es nicht wie im Schisport neben Toni Sailer nur wenige klingende internationale Namen wie Jean-Claude Killy und Marielle Goitschel, in der Formel 1 gab es richtig viele Stars. Ich nenne nur Jack Brabham, Phil Hill, Graham Hill, Jim Clark, John Surtees, Denis Hulme, Jacky Ickx und Jackie Stewart. Diese Namen waren uns ein Begriff und unser Jochen Rindt gehörte dazu. Obwohl er erst 1969 seinen ersten Grand-Prix-Sieg erringen konnte, war er ein Star.

Aber warum endete mit seinem Tod meine Kindheit? Ganz einfach, weil Kindheit auch Naivität und Scheinwelt bedeutet. Man nennt es deshalb auch „geschützte Kindheit“. Aus heutiger Sicht sind diese Formel-1-Rennen ein Wahnsinn. Aber damals haben sie mich wie alle anderen Buben fasziniert.

Jochen Rindt war für mich außerdem nicht nur Rennfahrer. Er und seine kluge und schöne Frau Nina Rindt waren Intellektuelle.

John. F. Kennedy

Bei der Ermordung von John F. Kennedy am 22. November 1963 war ich acht Jahre alt und besuchte die zweite Klasse Volksschule. Der amerikanische Präsident war jung, hatte eine Tochter, die fast so alt war wie ich, und einen Sohn mit drei Jahren, John Junior, der privat John-John genannt wurde. Da wir beim Auwirt den Lesezirkel bezogen, hatte ich in den verschiedenen Zeitschriften Fotos von der Familie Kennedy gesehen. Wichtig und bemerkenswert war, wie ich oft von

meinem Vater gehört hatte, dass der Präsident Katholik war. Amerika wurde zwar als sehr religiös, aber sicher nicht als katholisch wahrgenommen. Die Familien in den US-Fernsehserien meiner Kindheit, Bonanza, Lassie und Fury, kann man sich nicht als Katholiken vorstellen.

Aus den Zeitschriften und den Salzburger Nachrichten waren mir UN-Generalsekretär Sithu U Thant, Konrad Adenauer, Nikita Chruschtschow, Leonid Breschnew, Gamal Abdel Nasser, David Ben-Gurion und die Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. vertraut. Alle unterschieden sich stark von John F. Kennedy, sie waren älter und hatten keine kleinen Kinder oder verständlicherweise keine Kinder. Eine Ausnahme war natürlich die junge englische Königin Elisabeth. Später kam Golda Meir hinzu. Sie mochte ich besonders, auch weil sie meiner Mutter ähnlich sah.

Der junge amerikanische Präsident war uns also so nahe wie kaum ein anderer Politiker. Nicht einmal Bundeskanzler Josef Klaus. Denn obwohl er als Landeshauptmann sogar einmal beim Auwirt war und ich mich 1966 mit meinen damaligen Mitteln am Wahlkampf beteiligte, stand er mir nicht so nahe wie Kennedy. Wenn Buben *Kenn i di, kenn i di nima* (Kenne ich dich, kenne ich dich nicht mehr) riefen, habe ich das nicht lustig gefunden. Ich kann mich erinnern, wie betroffen mich und uns allen im Auwirt die Fotos und Filmaufnahmen des Attentats machten und wie traurig wir waren. Vielleicht kam mir alles aber auch so nahe vor, weil mehrmals der Amischlitten von Erich Bayerl in unserem Hof stand. Ein Stück Amerika kam also direkt zum Auwirt.

Beeindruckt haben mich die großen Begräbnisse von Johannes XXIII., dem Bauernsohn, wie immer betont wurde, und von Konrad Adenauer, den mein Vater so verehrte. Aber bei diesen Begräbnissen gab es keinen dreijährigen Buben, der mit einer kindlichen Geste dem Verstorbenen die letzte Ehre erwies wie der kleine John-John an seinem dritten Geburtstag bei der Trauerfeier für seinen Vater. Das hat uns berührt und das war Gesprächsthema.

Als Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka als Gastgeber und Danielle Spera als Moderatorin am 1. September 2022 im Parlament bei der Festveranstaltung 30 Jahre Gedenkdienst die Botschafterin der Vereinigten Staaten, Victoria Reggie Kennedy, begrüßten, dachte ich bei der Erwähnung des Namens Kennedy auch an die Ermordung von John F. Kennedy. Die US-Botschafterin war mit Senator Edward Kennedy verheiratet.

Kaiser Franzl

Der Kaiser Franzl aus Irlach war nicht Kaiser, sondern Kapo. Wir nannten den *Koasa Franzl* Kapo, weil er ein Anführertyp war und weil wir natürlich nichts von den anderen Bedeutungen dieses Begriffes wussten. *Kaiser* ist der Hausname des im Grundbuch seit 1876 unter der EZ 117 eingetragenen Kaisergutes in Irlach 1. Er war also nicht der Huber Franzl, nicht einmal der *Koasa Franzl*, sondern der *Kapo*. Mit dem Kapo sollte man sich nicht anlegen, denn er war körperlich der Stärkste und uns Gleichaltrigen intellektuell überlegen. Er kannte nicht nur alle Perry-Rhodan-Hefte, sondern las schon früh das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Also nicht wie wir Fix und Foxi und den Lesezirkel, sondern Anspruchsvolleres. Kapo konnte als Hauptschüler das Perry-Rhodan-Universum faszinierend, spannend und ausführlich nacherzählen. Dass so etwas ein besonderes Talent erfordert, hat etliche Jahre später Michael Köhlmeier als Nacherzähler der griechischen Mythologie bewiesen.

Karl Stojka

Wie Branko Lustig habe ich natürlich auch Karl Stojka nicht als Kind gekannt. Aber wenn ich an meine wunderbare Kindheit denke, denke ich auch an Branko und Karl. Beide waren wegen ihrer Herkunft als Kinder in Auschwitz-Birkenau. Branko Lustig als Jude und Karl Stojka als Rom.

In meiner Kindheit in den 50er und 60er Jahren gab es für das Vernichtungsprogramm der Juden und Roma und Sinti in Europa noch keinen Begriff. Durch die Ausstrahlung der US-Miniserie *Holocaust - Die Geschichte der Familie Weiss* im Januar 1979 in Deutschland und zwei Monate später in Österreich wurde der Begriff Holocaust allgemein bekannt. Seit dem Dokumentarfilm *Shoah* von Claude Lanzmann aus dem Jahr 2005 sprechen wir meist von der Shoah. Was hingegen Porajmos bedeutet, wissen nur Insider. Das Wort Porajmos [p^hoʀaj' mos] (auch Porrajmos, deutsch: „das Verschlingen“) bezeichnet den Völkermord an den europäischen Roma in der Zeit des Nationalsozialismus. Er bildet einen Höhepunkt der langen Geschichte von Diskriminierung und Verfolgung.

Branko überlebte die Shoah und Karl den Porajmos. Karl konnte dem Verschlingen seines Volks entkommen. Aber unter Bedingungen, die nachzulesen nur schwer zu ertragen sind. In seinen 1994 erschienenen Erinnerungen *Auf der ganzen Welt zu Hause* berichtet er in einer Offenheit über Auschwitz, wie ich sie sonst nur von Primo Levi kenne. Ich bin dankbar, dass ich 1955 in einem von den Alliierten befreiten Österreich geboren wurde und in Sicherheit aufwachsen durfte.

Karl ging wie Branko auch nach Amerika, kehrte aber trotz seines Erfolges als Kaufmann nach Österreich zurück. Hier durfte ich ihn mehrmals treffen und am 31. März 1996 hat er mir in Wien sein Buch mit BUT BACHT signiert, kurz vor seinem 65. Geburtstag am 20. April 1996. Karl Stojka hat immer wieder in seiner pffiffigen Art darauf hingewiesen, dass er mit Adolf Hitler den Geburtstag teilt. But Bacht ist Romanes und heißt so viel wie *Viel Glück* oder *Viel Erfolg*.

Karlheinz Schönswetter

Mein Glück war es, dass ich in jedem meiner Lebensabschnitte begnadete Lehrer hatte. In meiner Kindheit und Jugend waren es vor allem Karlheinz Schönswetter in der

Hauptschule Ostermiething und Herbert Hofer im Musik-pädagogischen Realgymnasium in Salzburg, die mich nicht nur annahmen, sondern die Fähigkeit hatten, mir die nächsten Schritte in andere, mir noch verschlossene Welten zu ermöglichen. Während des Studiums war es der Politikwissenschaftler Anton Pelinka, der meinen Prozess des eigenen Denkens vorantrieb. Er war im wahrsten Sinne des Wortes mein Doktorvater.

Auf die Frage, was ihren 2006 verstorbenen Mann als Lehrer ausmachte, antwortete mir seine Witwe Kunigunde Schöns-wetter: Er lebte das Kopf-Herz-Hand-Prinzip des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi. Und tatsächlich, bei unserem *Schönsi* waren Denken, Gefühle und Handeln nicht voneinander getrennt. Wir sprachen im Deutschunterricht nicht nur über Literatur und einzelne Schriftsteller, er brachte uns gleich eine große Schachtel voller Hamburger Lesehefte mit in die Klasse und wir lasen gemeinsam.

Nicht anders war es mit den von uns verunstalteten >Schulbänken. Wir wurden nicht, wie sonst meist üblich, deshalb gerüffelt, sondern von ihm angeleitet, den Tischplatten den früheren Glanz wiederzugeben. Diese Verbindung von intellektuellem Anspruch und dem für uns Landbuben vertrauten Zupacken sprach uns sehr an. Beim erneuten Lesen der Novelle *Die schwarze Spinne* wurde mir wieder klar, dass diese Lektüre eine Herausforderung für uns Hauptschüler darstellte.

Später wurde unser *Schönsi* Direktor der Hauptschule St. Pantaleon. Dort habe ich in den 1980er Jahren einen Workshop über das ehemalige „Arbeitserziehungs- und Zigeunersammellager“ Weyer gehalten. Der nach Pontigon zugezogene Schriftsteller Ludwig Laher hat darüber 2001 den in mehrere Sprachen übersetzten Roman *Herzfleischartung* veröffentlicht. Das Mahnmal an der Moosach wurde vom Bildhauer Dieter Schmidt aus Fridolfing gestaltet.

Ein von mir nicht selbst miterlebter Vorfall ist aus Karlheinz Schönswetters Zeit in St. Pantaleon überliefert und hätte genau so auch in Ostermiething geschehen können. Pfarrer Johann Schausberger beklagte sich beim Direktor über das Verhalten eines Schülers und erwartete Unterstützung durch eine kräftige Standpauke. Nach einer kurzen Denkpause sagte der Herr Direktor zum eingeschüchterten Schüler *Geb und sündige von jetzt an nicht mehr!* Ich nehme an, der Schüler wusste nicht, dass es so im Evangelium nach Johannes, Kapitel 8, Vers 11 steht. Aber der Pfarrer dürfte gewusst haben, was dem in Vers 7 vorangeht: *Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.*

Katzen

Unsere Katzen wurden nach der Farbe des Felles benannt. Wir hatten daher eine *Grawei*, eine *Rotei* und eine *Schwarzzei*. Die Katzen hatte ich besonders lieb und ich streichelte sie oft stundenlang. Die meisten von ihnen hatten aber leider nur ein kurzes Leben, denn sie wurden entweder von einem Auto auf der Landstraße oder einem Traktor auf der Wiese überfahren. Einmal hatte eine schwarze Katze knapp überlebt und ich kümmerte mich um sie. Der Tierarzt wurde deshalb nicht geholt, Tierärzte waren meiner Erinnerung nach bei uns am Land nur für große Nutztiere da. Tierärzte beeindruckten uns außerdem, da sie schon damals im Auto einen CB-Funk besaßen.

Katzen hatten ein freies Leben voller Abenteuer, aber eben auch voller Gefahren. Sie haben nicht nur Mäuse und andere kleine Tiere getötet, sie wurden auch getötet. Nicht nur von Autos und Traktoren, sondern auch von Jägern. Beim auf der jährlichen Treibjagd erlegten Wild fand sich neben Fasanen, Hasen und Rehen immer wieder eine Katze. Aus der Sicht der Jäger hatten eben Katzen im Wald oder auch nur in der Nähe des Waldes nichts zu suchen.

Kiemer Max

Der Kiemer Max hatte gleich drei Namen: Für uns war er der Kiemer Max, denn man nannte damals die Menschen nach ihrem Hausnamen.

Geboren wurde er am 6. Oktober 1912 auf dem Kirchmayergut in Untereching als Maximilian Gietzinger. Mit dem Eintritt bei den Marienhiller Missionaren erhielt er den neuen Namen Konrad. Ich kann mich aber nicht daran erinnern, dass wir ihn jemals Pater Konrad genannt hätten, für uns blieb er der Kiemer Max. Im Buch *Heimat St. Georgen* von Georg Thalmaier lese ich, dass Pater Konrad mit *anderen Missionaren noch vom Heiligen Vater Pius XII. in Audienz empfangen* wurde. Er war in der *Heidenmission*, so nannte man das damals, in Südafrika.

Der Kiemer Max war fünfmal auf Heimaturlaub in St. Georgen, und bei einem dieser Aufenthalte hielt er beim Auwirt einen Lichtbildervortrag.

Mit meinem Bruder Toni erinnere ich mich an einen schlaksigen Mann in einem etwas zerknitterten dunklen Anzug. Er war dadurch etwas von uns abgehoben, aber nicht zu sehr, und wir waren deshalb auch in keiner Weise eingeschüchtert. Ein Lichtbildervortrag im Saal des erst einige Jahre zuvor gebauten Salettls war etwas Besonderes und vor allem waren es andere, schwarze Menschen, die wir auf den Fotos sahen. Der Kiemer Max sprach voller Respekt von der Zulu-Kultur, aber doch mit dem klaren Bewusstsein, dass nur die katholische Kirche ihnen den wahren Glauben bringen kann und er damit als Missionar eine unverzichtbare Aufgabe übernimmt.

Nachdem der von mir, Andreas Hörtnagl und Michael Prochazka 1998 gegründete Verein Österreichischer Auslandsdienst stärker auch in afrikanischen Ländern aktiv wurde, wurde ich immer skeptischer gegenüber dem damit verbundenen Auftreten junger weißer Österreicher in schwarzen Gemeinschaften. Bei Präsentationen sieht man dauernd ähnliche

Fotos von einem großen Weißen im Zentrum, umringt von kleineren Schwarzen.

Die jungen österreichischen Auslandsdiener*innen missionieren nicht und gehen nicht, wie damals Pater Konrad, davon aus, dass sie den Heiden den wahren Glauben bringen müssen, aber dafür werden sie oft umso mehr angehimmelt.

Kirchen

In meiner Heimatgemeinde St. Georgen bei Salzburg gibt es vier Kirchen: in Obereching, Untereching, Holzhausen und die Dekanatspfarrkirche St. Georgen. Die Nachbar- und Heimatgemeinde meines Vaters St. Pantaleon hat neben der alten Pfarrkirche im Dorf noch eine zweite, 1953 in der Bergarbeiter-Siedlung Riedersbach errichtete neue Kirche.

Eine Besonderheit war in meiner Kindheit, dass wir die Kirche im gegenüberliegenden Fridolfing sahen und hörten. Wegen der fehlenden >Überfuhr war diese aber fast unerreichtbar weit entfernt. Die nächsten Salzachbrücken sind erst in Oberndorf-Laufen und Eettenau-Tittmoning. Bis zur Errichtung des Kohlekraftwerkes Riedersbach 1969 waren die Kirchtürme die höchsten Gebäude und markierten die Landschaft. Wie könnte es anders sein, unser Kirchturm überragte natürlich alle anderen und war von allen Seiten sichtbar. Bei Ausflügen konnten wir uns an unserem Kirchturm mit seiner goldenen Kugel orientieren. Später hatte diese goldene Kugel einen ganz besonderen Reiz und führte zum Rätsel Einschussloch.

Kondensstreifen

Die Welt meiner Kindheit war klein und überschaubar. Daher gab es die Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten und Neues zu entdecken. Der Auwirt war wie alle Wirtshäuser in dieser Zeit eine Art verkleinerte Welt, denn die Welt kam hier

zusammen, um sich auszutauschen. Anders war der Sternenhimmel. Schon als kleines Kind staunte ich, dass es dort immer weiter geht und ich es nicht ergründen kann. Ein Fernrohr mit 60facher Vergrößerung, mit dem ich die Jupitermonde sehen konnte, erhielt ich erst später. Waren es in der Nacht die vielen Sterne und natürlich der Mond, von denen diese Faszination ausging, so waren es am Tag die Kondensstreifen. Wegen der großen Entfernung von sieben, acht oder mehr Kilometern konnten wir die Flugzeuge nicht hören, aber sie hinterließen jeweils zwei oder vier Streifen. Je nachdem, ob sie zwei oder vier Düsen hatten.

Obwohl wir in der Au nicht einmal die Größe eines Dorfes hatten, waren wir mit der großen Kirche und dem Dechant irgendwie bedeutend. Unser Dechant war mehr als ein Pfarrer, er war eine Art kleiner Bischof, denn ihm unterstanden andere Pfarrer. Unsere Kirche war daher nicht einfach eine Pfarrkirche, sondern eben eine Dekanatspfarrkirche. Und direkt neben unserem Haus war nicht nur die Grenze zwischen zwei Gemeinden und den zwei Bundesländern Salzburg und Oberösterreich, das war vor 1779 eine richtige Staatsgrenze. Das hatte für mich als Kind Bedeutung, gesteigert wurde diese Bedeutung aber noch am Himmel, denn wir waren am Himmel ein richtiger Mittelpunkt. Aber nicht nur der Mittelpunkt von einigen Pfarren, über uns kreuzten sich nämlich zwei bedeutende Luftfahrtstrecken und deshalb kreuzten sich auch die Kondensstreifen.

Ich wusste oder vermutete, was nach den Nachbarorten und Gemeinden Eching, Bürmoos, St. Pantaleon und Laufen oder Tittmoning kam. Es war jeweils eine andere Gemeinde mit Häusern, einer Kirche und Menschen. Aber was war mit den Flugzeugen über uns? Woher kamen sie und wohin flogen sie? Und warum kreuzten sich ihre Wege ausgerechnet über uns? Orientiert haben sich die Flugzeuge durch eine ganz in unserer Nähe errichtete Bodenstation. Diese sah aus wie ein Raumschiff, und später habe ich erfahren, dass es sich um

eine Doppler-VOR-Bodenstation handelt. Worüber uns damals niemand so richtig Auskunft geben konnte, darüber kann sich heute jedes Kind ganz einfach im Internet informieren.

Krampustag

Vor Weihnachten musste noch der Besuch der Krampusse überstanden werden. Mit dem Nikolaus und den dazugehörigen *Krampei*, so nannten wir die finsternen Gestalten, war es so eine eigene Sache. Wir wussten natürlich, dass sich hinter den Masken und der zotteligen Kleidung größere Nachbarbuben verbargen, aber ganz trauten wir der Sache doch nicht. Obwohl uns klar war, dass es nicht wirklich gefährlich sein kann, hatten wir doch ein mulmiges Gefühl und sicherten uns hinter dem Küchentisch dadurch ab, dass links und rechts von uns Mama und Tante Hilda saßen, um den Zugriff eines *Krampeis* zu verhindern.

Die vermeintliche Mutprobe bestand darin, dass wir uns vor dem Besuch der Krampusse vornahmen, auf die herausfordernde Frage des Nikolaus, *Kannst du beten?*, nicht zu reagieren. Mit einem Nein und dem damit verbundenen Risiko, von einem Krampei über den Küchentisch gezogen zu werden, hätte ich als vier-, fünfjähriger Auwirts Andi viel Mut bewiesen und wäre der Held der nächsten Tage gewesen. Aber warum hier den Helden spielen? Es machte einfach mehr Sinn, kurz die Hände zu falten, und vorbei war der Zauber.

Apropos Zauber. Es war wohl wie bei Märchen oder *Lassie* und *Fury* im Fernsehen: ohne eine gewisse Spannung und die Überwindung von Angst keine Befriedigung. Da es die Auwirtsleute mit ihren Kindern auch am Krampustag gut meinten, gab es vom Nikolaus kleine Geschenke, und da Toni länger sehr brav gewesen war, erhielt er vom Nikolaus sogar seine geliebte *Kapselpistole* zurück.

Faszinierend am Nikolausbrauch war die Verbindung zwischen echter und an Fasching erinnernde Kleidung. Durch

den regelmäßigen Besuch des Sonntagsgottesdienstes wusste ich, dass der Dechant und sein Kooperator genau so gekleidet waren wie der Nikolaus. Bloß dass der noch eine Bischofsmütze, einen Stab und einen weißen Bart trug.

Krankheiten

Gefühlt war ich als Kind nie krank. Die Behauptung des Schularztes in der Volksschule war eine Fehldiagnose und die Lese- und Rechtschreibschwäche ist eine Disposition und keine Krankheit.

Auch das Bettnässen hatte keine organischen, sondern psychische Ursachen. Nachdem ich plötzlich lesen und schreiben konnte und auch keine Angst mehr vor dem Sterben hatte, war ich auch kein Bettnässer mehr. Richtig krank waren aber Toni und Hansi. Toni bekam Gelbsucht und Hansi hatte Scharlach. Da beide Krankheiten ansteckend sind, mussten auch Seppi und ich davor geschützt werden. Mein sieben Jahre jüngerer Cousin Josef erinnert sich, dass diese Schutzvorkehrungen mit einem Riesenaufwand verbunden waren.

Toni besuchte nach der Hauptschule Ostermiething ab September 1965 die HTL Salzburg. Nach den Weihnachtsferien erkrankte er an Gelbsucht und war einige Zeit zuhause. Nach seiner Rückkehr wurde in der HTL wenig Rücksicht auf seine längere Abwesenheit genommen und er musste das Schuljahr unterbrechen und im Herbst erneut in die erste Klasse einsteigen. Da es für meinen größeren Bruder schwer gewesen war, von der Volks- in die Hauptschule zu wechseln, beunruhigte es offenbar niemanden von uns, zumindest kann ich mich nicht erinnern, dass es bei ihm auch von der Hauptschule in die HTL nicht so glatt ging. Er arbeitete nach der Erkrankung einige Monate bei Elektro Miesenberger in Oberndorf und Laufen. Dabei eignete er sich für die HTL nützliche praktische Fähigkeiten an. Manche gingen in dieser Zeit sogar davon aus, dass er eine Elektrolehre abschließen würde. Besondere

Quarantänemaßnahmen sind Toni nicht in Erinnerung, er hat nur seit der Gelbsucht eine gewisse Abneigung gegen Fett.

Schlimmer habe ich den Scharlach von Hansi in Erinnerung. Mein Cousin Hannes musste Wochen in einem abgeschlossenen Zimmer im Krankenhaus Ostermiething verbringen. Aber wie Kinder nun einmal sind, Toni und ich sorgten uns schon um Hansi, aber in besonderem Maß auch um sein Spielzeug. Er hatte nämlich im Krankenhaus, zum Trost, von seiner Mutter einen großen Matadorbaukasten geschenkt bekommen. Wir waren beunruhigt, denn es gab das Gerücht, dass dieser Baukasten infiziert sei und er ihn, sobald Hansi wieder gesund war, nicht mit nach Hause nehmen dürfte und wir nie damit spielen können. Gott sei Dank kamen aber beide zurück in den Auwirt.

Kriegerdenkmäler

Kriegerdenkmäler erinnern in ganz Österreich in jedem Dorf an die Gefallenen und Vermissten der beiden Weltkriege und stehen als Totengedenken wie der Friedhof meist neben der Kirche. In meinem Fall geht es um die Kriegerdenkmäler in St. Pantaleon und St. Georgen bei Salzburg. In St. Georgen betet ein Soldat mit Gewehr auf einem Sockel mit der Aufschrift HEIMAT GEDENKE FÜR DICH GABEN WIR UNSER LEBEN, und das Denkmal in St. Pantaleon zeigt einen getroffenen, niedersinkenden Soldaten. Auf einem noch größeren Sockel steht ICH HATT' EINEN KAMERADEN.

Dem Auwirts Andi gaben diese beiden Denkmäler viel zu grübeln. Wie konnte es soweit kommen, dass junge Männer im Ersten und Zweiten Weltkrieg ihr Leben geben mussten? Und für welche Heimat? Meine Heimat waren der Auwirt, die Nachbarn und die engere Umgebung.

Ich erinnere mich, wie ich mit meinem Vater vor dem Kriegerdenkmal in St. Pantaleon stehe und mir etwas auffiel. Ich bemerkte nämlich plötzlich, dass der Name Anton Maislinger

auf beiden Seiten steht, bei den Gefallenen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs. Ich dachte, ich hätte einen Fehler entdeckt, noch dazu in Stein gemeißelt! Doch es war tatsächlich, wie mein Vater sofort erläuterte, in beiden Kriegen ein Anton Maislinger gefallen. Im Ersten Weltkrieg war es Anton Maislinger, der Bruder seines Vaters, der in Russland „für Gott, Kaiser und Vaterland“ fiel, und im Zweiten Weltkrieg war es Anton Maislinger, sein eigener Bruder, der auch in Russland fiel, diesmal „für Führer, Volk und Vaterland“.

Mein Vater war trotz seiner zwei schweren Arbeitsunfälle ein athletischer Mann und ausgezeichneter Tänzer. Er verstand es daher auch, sich elegant, aber wenn es notwendig gewesen wäre, auch zackig zu bewegen. Aber warum zeigte er seine Zackigkeit nicht bei den Aufmärschen des Kameradschaftsbundes in St. Georgen und St. Pantaleon? Ohne es zu verstehen, es aber irgendwie zu ahnen, habe ich ihn einmal danach gefragt, und seine Antwort fährt mir noch heute in die Glieder: „Ich musste in einer fremden Armee dienen.“ Mein Vater war ein gläubiger Katholik und Anhänger von Engelbert Dollfuß. Für ihn war der *kleine Mann*, wie er ihn nannte, als Opfer der Nazis ein Märtyrer. Wenn überhaupt, dann hätte er aus Überzeugung nur im österreichischen Bundesheer gegen das Deutsche Reich gekämpft.

Kropf

Meine Mutter hatte einen Kropf. Das schien so selbstverständlich wie der *hohe Haaransatz* meines Vaters.

Im Gegensatz zur Glatze hätte man gegen den Kropf etwas machen können und es wurde auch immer wieder über eine Kropfoperation gesprochen. Mama war weltgewandt und kannte sich wegen der Unfälle meines Vaters auch im Salzburger Unfallkrankenhaus gut aus und konnte mit Ärzten umgehen. Diese hatten ihr wiederholt zu einer schon damals vergleichsweise einfachen Operation geraten. Der Kropf

meiner Mutter wurde aber größer und die Operation hinausgeschoben.

Trotz ihres Aussehens habe ich mich für meine Mutter nicht geschämt. Sie war auch und gerade beim Umgang mit höheren Persönlichkeiten so selbstbewusst in ihrem Auftreten, dass das Aussehen dabei keine Rolle spielte. Man sagte mir schon damals voraus, dass ich wie mein Vater auch eine Glatze bekommen werde und wohl auch wie meine Mutter einen Kropf. Beides ist eingetroffen, aber in abgeschwächter Form, denn ich habe schütteres Haar, aber keine Vollglatze, und auch meine Schilddrüse ist vergrößert, aber noch nicht so stark, dass es bemerkbar ist und operiert werden müsste.

Der erst sehr spät operierte Kropf war sichtbarer Ausdruck für die Bescheidenheit der Auwirts Fanny. Als sie sich dann endlich doch operieren ließ, war sie jedoch froh und hat sich über ihr unnötiges Hinausschieben selbst sehr gewundert.

Kropftauben

Das Wort klingt einmal auf Anhieb nicht sympathisch. Wer hat schon gerne einen Kropf, und bei Tauben denken viele zuerst an Taubenkot. Der Wiener Sänger Georg Kreisler wurde sogar mit seinem Lied über das *Taubenvergiften* berühmt. Er wurde deshalb zwar auch kritisiert und sein Lied durfte eine Zeitlang im Rundfunk nicht gesendet werden, er sprach aber offensichtlich doch ein Gefühl an, das in nicht wenigen Menschen steckt. Also warum Kropftauben? Neben Eisstockschießen und Tanzen gehörte das Züchten von Kropftauben zu den Leidenschaften meines Vaters. Warum er sich gerade diese, auch für mich als Kind wegen ihrer Unförmigkeit nicht anziehenden Tiere ausgesucht hat, habe ich nie erfahren, aber für ihn hatten sie eine besondere Faszination, und vor dem Besuch einer Kleintierausstellung wurde der schönste *Kröpfer* noch genau inspiziert und einzelne kleinste Federn behutsam entfernt. Für die Präsentation musste eben alles seine Ordnung haben.

Zu den Präsentationen hat mich mein Vater häufig mitgenommen. Da wir kein Auto hatten, fuhren wir meist mit dem Trafikanten Eidenhammer aus Riedersbach mit. Woran ich mich gerne erinnere, ist das bunte Leben bei den Kleintierausstellungen. Dort gab es nämlich nicht nur die von mir nicht so geliebten Tauben, sondern auch Meerschweinchen und Hasen. Offensichtlich war ich auch schon als Kind ein begeisterter „Verhaltensforscher“, denn ich beobachtete nicht nur die Tiere, sondern vor allem auch die Kleintierzüchter mit ihrem Gehabe und ihrem Stolz auf den Zuchterfolg. Es war bei den Männern eine Mischung zwischen Tierliebe und den eigenen kreativen Fähigkeiten. Denn die von ihnen ausgestellten Tiere kamen ja nicht einfach so auf die Welt, sie waren ein vom Züchter geschaffenes Kunstwerk.

Ich will jetzt nicht zu viel in das damalige Kind hineinprojizieren und davon ausgehen, dass mir schon damals die Zucht von Haustieren missfallen wäre, und ich wusste auch noch nichts vom Leiden bestimmter Hunde- und Katzenrassen, die wegen ihrer vermeintlichen Schönheit kaum atmen können. Bei aller Tierliebe ging es mir aber bei diesen Ausflügen um das gemeinsame Erlebnis mit meinem Vater und meine Freude an seiner Freude. Mir war schon klar, dass es mein Vater im Leben nicht leicht hatte und er 1958 einen schweren Arbeitsunfall nur knapp überlebt hatte, umso mehr gefiel es mir, wenn er in einer seiner Leidenschaften so richtig aufgehen konnte. Und Kropftauben zu züchten war eine seiner ganz großen Leidenschaften.

Küche

Die Küche war nicht nur Küche, sondern auch Gastzimmer und sie hieß natürlich *Kuchi* und am *Kuchitisch* durften sich am Vormittag besondere Stammgäste treffen. Zu ihnen gehörten der Ziegelfabrikant Sepp Waha, die Bäcker Ballada und Franz Lanzendorfer, der Jäger Franz Hauthaler, Franz Breitwieser, der *Kaiser Franz* aus Irlach und der Metzger

Eidenhammer Fritz aus Wildshut, der seinen eigenen Leberkäse mitbrachte. Für sie galten besondere Regeln, denn in der *Kuchi* durfte nicht über Politik gesprochen und nicht Karten gespielt werden. Das war der Brauch wie der Stamplatz für Bertha Rendl, nachdem sie sich von Georg Rendl getrennt hatte. Sie saß unter dem Radio neben der *Anrichte* gegenüber dem Holzherd. Auf der *Anrichte* bekam sie auch ihr Gratisessen serviert. Das war so selbstverständlich wie die Essenspakete für die Nachbarin Lisi, die mein Onkel Hans auf dem Weg zu seiner Zimmerei in St. Pantaleon mitnahm. Meine Mama hat immer gesagt, bei uns darf niemand Hunger leiden. Bei uns gab es keine Obdachlosen, aber der Auwirt war eine Art *VinziRast*, bevor diese in den 90er Jahren in Wien gegründet wurde.

Laden

Beim Auwirt gab es neben der Gaststube auch noch eine Trafik und einen Krämerladen. Später habe ich erfahren, dass diese kleinen, sympathischen Geschäfte in Deutschland Tante-Emma-Laden und in Ostösterreich Greißlerei heißen. Beide Begriffe hätten mir nicht gefallen, und wenn jemand unseren ehrenwerten kleinen Laden so genannt hätte, hätten wir ihn komisch angeschaut. Unser Laden war klein, und doch hatte ich als Kind den Eindruck, dass es dort fast alles gibt, was man braucht. Bei uns Kindern fanden Produkte des täglichen Gebrauchs wie Mehl und Zucker allerdings wenig Beachtung, das Sortiment, das wir interessant fanden, musste gut schmecken und Freude machen: Kaugummi, Schokolade und Zuckerln jeder Art.

Obwohl die Ladentür nie versperrt war und es meiner Erinnerung nach keine dem >Sonntagskracherl ähnliche Beschränkung gab, hat keiner von uns Auwirtsbuben zu viel Schokolade gegessen und keiner von uns ist dick geworden. Wir konnten also mit dem in diesem Bereich schon damals

vorhandenen Schlaraffenland gut umgehen. Die Ladentür war aber auch in einem anderen Sinn nicht versperrt, denn es gab wegen dem Wirtshausbetrieb nicht die vom Gesetz vorgeschriebenen Öffnungszeiten. Beim Auwirt konnte man also wie heute am Bahnhof auch am Sonntag einkaufen. Nur erlaubt war das nicht, und meine Mutter und meine Tante mussten jederzeit mit Kontrollen und Strafe rechnen.

Bestellt wurden die Waren bei Handelsvertretern, die von uns Reisende genannt wurden. Diese Reisenden kamen zu uns ins Wirtshaus und zeigten meiner Tante Hilda das Angebot in einem Katalog. Meiner Erinnerung nach wurden wir Buben nicht hinzugezogen, aber wir durften auch so sicher sein, dass etwas für uns dabei war. Einer dieser Reisenden wurde durch seine Aufmerksamkeit ganz entscheidend für die Zukunft meines Bruders. Er erinnert sich auch daran, dass sie neben dem Katalog auch große eckige Koffer dabei hatten und kleinere Produkte direkt verkaufen konnten.

Landstraße

Die Landstraße neben dem Auwirt bedeutete Leben und Tod. Das klingt dramatisch und zugespitzt, entspricht aber der Wahrheit. Über die Landstraße erhielten wir alle nicht selbst produzierten Lebensmittel und auf der Landstraße wurde Leben vernichtet. Einige meiner geliebten Katzen wurden überfahren und zwei Nachbarn getötet. Ohne Schutzengel hätte mein Leben auf dieser Landstraße direkt vor dem Auwirt schon vor meiner Schulzeit zu Ende gehen können. Meine Mutter hat immer wieder gesagt, dass ich einen besonders aufmerksamen Schutzengel habe. Das mag wohl auch sein, aber der Hauptgrund meines Überlebens war wohl die Form der vorderen Motorhaube beim >VW Käfer. Wäre es ein Mercedes oder ein anderes vorne flaches Auto gewesen, hätte ich vielleicht nicht überlebt. Obwohl auf dem Land lebend, waren wir also den Gefahren des Straßenverkehrs ausgesetzt.

Aufpassen und *Vorsicht wegen der Autos* waren daher von Mama oft gehörte Warnungen.

Richtig mit der Landstraße zu leben haben wir mit der täglichen Radfahrt zur Hauptschule Ostermiething angefangen. Von 1966 bis 1970 fuhr ich täglich auf meinem Puch-Fahrrad sechs Kilometer hin und zurück. In beide Richtungen jeweils vor und nach Wildshut je nach Fahrtrichtung mit einer Steigung und einem Gefälle verbunden. Auf der Hinfahrt konnten wir es hinunter nach Riedersbach und bei der Heimfahrt von Wildshut heim ohne weitere Anstrengung laufen lassen. Beim Auwirt war es eine oft gehörte Behauptung, dass die Buben wegen dem anstrengenden Schulweg so feste Oberschenkel bekommen haben.

Lärm

Lärm ist mir entweder nicht aufgefallen oder ich habe ihn bewusst erzeugt.

Um es modern auszudrücken, Lärm war für mich positiv konnotiert. Lärm bedeutete Kraft, Fortschritt und Freude. Meine >Penton gefiel mir nicht nur, weil ich mit ihr lässig durch die Gegend fahren konnte, sondern auch, weil sie einen *Spruch* hatte. Ein kaum hörbares Elektro-Motorrad hätte keine Faszination ausgeübt und war schlicht undenkbar. Die laute Kühlanlage im Salettl war genau so Fortschritt wie eine Motorsäge oder ein großer Traktor.

Damit nicht genug, haben wir uns auch noch *Hundsschrecker* und Schweizerkracher gekauft. Wie sehr sich meine Einstellung dazu geändert hat, merkt man schon daran, dass ich mich erfolgreich für ein Verbot des Verkaufs von Schweizerkrachern eingesetzt habe. Natürlich habe ich dabei daran gedacht, dass ich als Bub auch gerne Schweizerkracher gezündet habe. Wir kauften sie einzeln und hatten nur wenige zur Verfügung. Mit den Jahren wurden sie jedoch billige Massenware und schon Wochen vor Silvester überall massenhaft gezündet.

Hundsschrecker waren kleine, besonders laute Knaller, die mit einer Pistole abgeschossen wurden. Wie der Name schon sagt, konnte man damit Hunde und andere Tiere erschrecken. Dafür hatte ich trotz aller Tierliebe noch kein Gespür.

Latein

Warum Latein, das ich erst im Gymnasium in Salzburg gelernt habe? Dass ich dieser alten, auch als tot bezeichneten Sprache einen Abschnitt zukommen lasse, hat damit zu tun, dass sie in meiner Kindheit nicht als tot wahrgenommen wurde, ganz im Gegenteil, sie vermittelte mehr als Leben, nämlich das ewige Leben nach dem Tod. Latein war die Sprache, die der Dechant in der Kirche bei der Heiligen Messe mit Gott gesprochen hat. Der verstand Latein, wir haben die unverständlichen Sätze nur nachgesprochen und dabei irgendwie geahnt, dass sie wichtiger und bedeutungsvoller als alle in unserer Sprache gesprochenen Sätze waren. Die in der Volksschule mühsam erlernte Schriftsprache war schon etwas, was uns über das alltägliche Leben hinausgehoben hat, um wie viel mehr dann aber erst das völlig unverständliche Latein.

Keine Ahnung, warum ich im Gegensatz zu meinem Bruder Toni nicht Ministrant wurde. Der Auwirts Toni hat nämlich einige lateinische Formeln auswendig lernen müssen. Verstanden haben er und die anderen >Ministranten die lateinischen Sätze aber genau so wenig wie ich. Das war aber offensichtlich auch der Sinn der Sache, denn in der Heiligen Messe sollte es ja über das Grasmähen, die Stallarbeit oder auch Wirtshausesgespräche hinausgehen. Es war Gottesdienst. Als sich dann als eines der Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils der Dechant nicht mehr nach vorne zum Allerheiligsten, sondern vor dem Volksaltar zu uns Sterblichen wandte und nicht mehr Latein sprach, war ein Teil des Zaubers verloren. Als ob wir nicht mehr mit Anzug und Krawatte, sondern wie heute üblich in Alltagskleidung zur Kirche gegangen wären.

Legasthenie

Die von meiner Mutter ausgesprochenen Sätze *Der Andi konned lesen* und *Dann is eam der Knopf aufgangen* stehen in der Volksschule am Anfang und Ende meiner Lese- und Rechtschreibstörung.

Niemand fand eine Erklärung dafür, dass ich so lange nicht lesen und schreiben lernte. Ich war ein aufgewecktes und lernbereites Kind, hatte aber nicht die Fähigkeit, Buchstaben sinnvoll aneinanderzureihen und deren Bedeutung zu erkennen. Es war gespenstisch, ich blickte auf etwas Geschriebenes und sah nur ein großes Durcheinander. Um zu üben, las mir meine Mutter zuhause kurze Texte vor, die ich mir merkte und dann in der Schule so tat, als würde ich sie vorlesen. Meine Strategie flog auf, als ich im Unterricht einmal eine falsche Seite aufgeschlagen hatte. Ich war verzweifelt und hatte Angst vor der Schule. Ein eindeutiger wissenschaftlich fundierter Beweis für die Ursachen der Dyslexie beziehungsweise Legasthenie steht noch aus, aber zumindest versucht man jetzt betroffenen Kindern zu helfen. Bei mir waren alle ratlos, nur meine Mutter vermittelte mir das Gefühl, dass sich das mit der Zeit geben wird. Und tatsächlich, es war wie Zauberei, plötzlich war alles da, die Zeichen, die Wörter, der Text. Ich konnte lesen, sogar so gut, dass ich in der dritten Schulstufe einen Lesewettbewerb gewann. Vor mir liegt das Buch *SEID GUT ZU IHNEN! Geschichten von Tieren* mit der Widmung: *1. Preis im Lesewettbewerb der 3. Stufe für 23 Punkte. 8.7.65 Franz Oberleitner*. Meine Dyslexie hatte ohne Therapie und Kinderpsychologie ein sensationelles Happyend gefunden. Geredet habe ich immer gerne. Dazu kam die Begeisterung für das Lesen und später für das Schreiben. So richtig angefangen hat es mit dem Lesen bei mir am Ende der Hauptschule Ostermiething und im Gymnasium in Salzburg. Damals habe ich die Grundlagen für meine Bibliothek aus mehreren tausend Büchern gelegt. Die Angst, Rechtschreibfehler zu machen, verfolgt mich aber bis heute.

Leherbauer

Mein Vater war ein *Sinnierer*. Auch über den Leherbauern aus St. Radegund hat er nachgedacht. Wie am Land üblich, wurden Bauern nach ihrem Hausnamen benannt und auch so angesprochen. Den Schreibnamen kannten wir oft nicht und mussten ihn, falls es notwendig war, erst erfragen.

Der Leherbauer war nicht bereit, für Hitler zu kämpfen, und wurde hingerichtet. Das wusste ich durch meinen Vater bereits, bevor durch den Film von Axel Corti Franz Jägerstätter in ein breiteres, öffentliches Bewusstsein gerückt wurde. Mir ist heute klar, dass sich der Mühlberger Andre in seiner Überzeugung vom Leherbauern nicht unterschieden hat. Mein Vater hat zwar nicht in der Bibel gelesen wie Jägerstätter, sich aber genauso vom christlichen Glauben leiten lassen. Hitler war für ihn der Antichrist und der Inbegriff des Bösen. Genau so erzählt es Terrence Malick in seinem wunderbaren Film *Ein verborgenes Leben* von Franz und Franziska. Als ich im Innsbrucker Leokino den Film sah, war ich emotional sofort in meiner Kindheit und bei meinen Eltern. Meine Mutter hieß auch Franziska und mein Vater war fesch wie Franz und August Diehl, der ihn im Film spielt.

Mein Vater war sich auch sicher, dass bei uns nicht alle für Hitler und den „Anschluss“ an das Deutsche Reich gewesen waren. Wie sehr diese Überzeugung der Realität in unserer Gemeinde St. Georgen entsprach, konnte ich später durch Veröffentlichungen bestätigt finden, denn bei uns gab es am 10. April 1938 sechs Nein-Stimmen und die Brüder Johann und Matthias Nobis aus Holzhausen wurden wie Jägerstätter wegen Wehrkraftzersetzung hingerichtet. Da sie Zeugen Jehovas waren, wurden sie nicht so bekannt wie Jägerstätter, aber Gunter Demnig hat mit Genehmigung unseres Bürgermeisters Friedrich Amerhauser am 19. Juli 1997 zwei Stolpersteine für sie verlegt. In Deutschland erhielt der Künstler erst drei Jahre später die erste Genehmigung für Stolpersteine auf öffentlichem Grund. Inzwischen erinnern in ganz Europa über

100.000 Stolpersteine an die Opfer des Nationalsozialismus. 2006 wurde in St. Radegund ein Stolperstein für den Lehrerbauern verlegt und in Braunau am Inn von Bundespräsident Heinz Fischer der Jägerstätter-Park eröffnet.

Leonard Cohen

Wir alle haben die Schlager der Kindheit in den Ohren und seien sie noch so *simple and stupid*. Aber gerade weil die Melodien einfach und die Texte noch einfacher waren, konnten sie uns erreichen. Hitparaden im Radio und im ZDF waren natürlich Teil meiner Kindheit, aber dort sollen sie bleiben. Mit nur einer Ausnahme: Leonard Cohen. Seine Lieder höre ich auch heute noch. Ich frage mich, was ich als zwölfjähriger Hauptschüler überhaupt von seinem Debütalbum *Songs of Leonard Cohen* 1967 verstanden habe. *Suzanne* und *So Long, Marianne* unterschieden sich für mich damals wohl kaum von ähnlichen Liedern von Bob Dylan oder Simon & Garfunkel und doch hat nur Leonard Cohen diese tiefe Sehnsucht nach dem Leben hinterlassen. Sollte ich meine Lebenserinnerungen fortsetzen, werde ich mehr darüber schreiben. In der hier behandelten Kindheit konnte es nur eine Ahnung von dem sein, was später mein Leben ausmachen würde.

Lesezirkel

Ein dynamisch auftretender junger Mann brachte uns wöchentlich einen Packen Zeitschriften, warf sie auf das Kanapee in der Küche, kassierte von meiner Mutter oder meiner Tante den Betrag und überprüfte, ob das von ihm im Gegenzug erhaltene Paket vollständig war. Wir waren beim Lesezirkel an vierter oder fünfter Stelle, das heißt, *Bunte*, *Frau im Spiegel*, *Revue*, *Quick*, *Stern* und andere Titel waren jeweils bereits vier oder fünf Wochen alt. Für uns Buben machte das aber nichts aus, denn aktuelle Nachrichten kamen im Radio und im Fernsehen und standen in den *Salzburger Nachrichten*.

Schon als Kind fiel mir natürlich auf, dass alle Zeitschriften aus Deutschland stammten und jeweils die Preise in D-Mark, Schweizer Franken und Schilling angegeben waren. Da wir nicht die aktuellen Ausgaben bezogen, mussten wir für die eine Woche nicht den vollen Betrag an Leihgebühr bezahlen.

Von außen sahen die Illustrierten durch den hellbraunen Umschlag mit der Werbung gleich aus, sie waren aber unterschiedlich dick und schwer. Am umfangreichsten waren *Bunte* und *Stern*, die ich immer sofort herausuchte. Das erste Durchblättern hatte einen eigenen Zauber, denn selbst als ich noch nicht lesen konnte, bekam ich wegen der vielen Farbfotos einiges mit. Allmählich war ich auch imstande, die großen Überschriften zu entziffern. Ich erlangte Schritt für Schritt Einblick in eine Welt, die anderen Schulkindern verschlossen blieb, außer sie kamen wie der *Simibauer Karli* zu uns und wir blättern gemeinsam im Lesezirkel. Wir sprachen übrigens nie von den einzelnen Titeln der Zeitschriften, sondern wir sagten, das habe ich *vom Lesezirkel*.

Bei diesem Abschnitt halfen meiner Erinnerung nicht nur Hannes, Sepp und Toni, sondern auch auf willhaben.at die Abbildung einer Lesezirkelausgabe der *Neuen Revue*, wie die *Revue* ab 1966 hieß. Ohne diese Abbildung wäre es mir nicht mehr eingefallen, aber ich habe es sofort wiedererkannt. Tatsächlich stand auf jedem Umschlag im linken Balken groß das Logo WH und der Slogan WELT *im Heim*. Was ich als Kind empfunden hatte, war das Marketing-Konzept des Lesezirkels: Die große WELT in das kleine Heim bringen. In unserem Fall in die kleine Gaststube des Gasthauses Auwirt.

Wer heute in ein Gasthaus oder Kaffeehaus geht, verabredet sich oder will wie im Innsbrucker Café Central in Ruhe Zeitung lesen. Zum Auwirt ging man nicht, um eine Zeitung oder Zeitschrift zu lesen, dort wollte man andere Gäste treffen, und falls noch keiner da war, erwartete man sich von der Wirtin oder dem Wirt *eine Ansprach*. Nur in Ausnahmefällen griffen Gäste auch zu den Salzburger Nachrichten oder dem Lesezirkel.

Leutausrichtn

Ausrichten, oder eben im Dialekt *ausrichtn*, bedeutet mitteilen, bestellen, übermitteln (...*konnst eahm an scheena Gruaß von mir ausrichten*). Es bedeutet aber auch schlechtmachen, übel nachreden, herabsetzen (...*der richt an jedn aus*). Genau um dieses Schlechtmachen geht es bei Leutausrichtn, über das ich jetzt schreibe. Im Wirtshaus redete man nicht nur vom Krieg, erzählte lustige Geschichten und spielte Karten, sondern natürlich wurde auch über Menschen schlecht geredet. Meine Mutter mochte das nicht und ich habe noch im Ohr, wie sie immer wieder darauf hinwies, dass jemand die *Leut* nicht ausrichten soll. Als Auwirtin konnte sie den Gästen das Wort nicht verbieten und sie saß auch in der Regel nicht am Stammtisch bei den Gästen, wenn diese miteinander redeten. Oft hatte ich das Gefühl, es wäre ihr lieber, wenn die Männer das gewohnte Kartenspiel, Watten oder manchmal Schnapsen, beginnen würden, anstatt über andere herzuziehen. Vor allem wurde beim Watten nicht über Politik gesprochen, denn das mochte sie auch nicht.

Politik hat aber mich interessiert, besonders während des Wahlkampfes 1966, als vor allem die politisch Andersdenkenden *ausgerichtet* wurden. Da wir das schwarze Wirtshaus waren und mein Vater ein glühender Anhänger der ÖVP und vom früheren Landeshauptmann Josef Klaus, ging es gegen die Roten, die in unserer Nachbarschaft im >Reitsamer Sepp im wahrsten Sinne personifiziert waren. Der sonst meist zurückhaltende, ja geradezu vornehme Mühlberger Andre konnte gegenüber dem Reitsamer Sepp sehr ausfällig werden. Ich will hier lieber nicht festhalten, was er ihn alles genannt hat. Politisch ging man damals zur Sache und die verschiedenen politischen Überzeugungen zogen tiefe Gräben. In seinem Zorn auf den politisch Andersdenkenden war mir mein Vater ganz fremd. Weil meine Mutter für Verständigung eintrat, war sie auch gegen das *Leutausrichtn*. Aber sie wusste auch, dass

wir uns unsere Wirtshausgäste nicht aussuchen konnten, und sie zog daraus ihre Schlussfolgerung, dass man die Menschen so nehmen muss, wie sie nun einmal sind.

Lokalbahn

Die Lokalbahn von Bürmoos nach Trimmelkam beziehungsweise heutzutage bis Ostermiething überquert in St. Georgen, nicht weit vom Auwirt entfernt, die Moosach auf einer zwanzig Meter hohen Stahlbrücke. Unter der Brücke liegt Mühlberg, und die darüber ratternde Eisenbahn war selbstverständlicher Teil meiner Kindheit wie die Landstraße, obwohl wir nie einstiegen. Wie der Stierling, durch den sie fährt, blieb sie daher ein Geheimnis, denn nach Salzburg fuhren wir mit dem Postbus oder verschiedenen, von meiner Mutter organisierten Mitfahrgelegenheiten. Zum täglichen Verkehrsmittel wurde die Lokalbahn erst, als ich ab 1970 das Gymnasium in Salzburg besuchte.

Wenn ein schwer mit Kohle beladener Güterzug, gezogen von einer gewaltigen Lok, über die Stahlbrücke donnerte, zählten wir als Kinder gespannt die Waggonen. Mein Cousin Hannes erinnert sich, dass die längsten Kohlenzüge bis zu dreißig Eisenbahnwagen umfassten. Das Staccato dieses Lärms hatte etwas von einer dunklen Urgewalt. Die Lokalbahn zur Personenbeförderung hingegen war ein kurzer Triebwagen. Er klang wie die „liebe, kleine Eisenbahn“ zwischen Salzburg und Bad Ischl, die in einem Lied, das damals oft im Radio zu hören war und ein schlimmer Ohrwurm ist, besungen wird.

Die Zweigstrecke unserer Bahn von Bürmoos bis Trimmelkam wurde 1951, vier Jahre vor meiner Geburt, eröffnet. Bis zur Übernahme durch die Salzburg AG betrieb die Stern & Hafferl Verkehrsgesellschaft mit Sitz in Gmunden diesen Streckenabschnitt. Stern & Hafferl klang für mich als Bub sehr alt. Nicht von ungefähr betrieb dieses Traditionsunternehmen bereits ab 1894 die Straßenbahn in Gmunden.

Luftdruckgewehr

In meiner Kindheit brauchte ein Bub vom Land ein Luftdruckgewehr. Aber warum war das so? Und warum schien das so selbstverständlich zu sein? Wir waren friedliche Kinder, und doch ging von Waffen eine Faszination aus. Diese Zwi-spältigkeit betreffend Gewehre und Pistolen begann schon sehr früh in mir zu entstehen. Ich beobachtete unseren *Schandin-ga* Franz Klabacher mit seiner riesigen Pistolentasche und wusste, dass die darin aufbewahrte Pistole gefährlich ist und man die Finger davon lassen sollte. Aber andererseits hatte der Gendarm die Pistole nicht aus Liebhaberei bei sich, denn wenn es darauf ankam, musste er sie zum Schutz von Men-schen einsetzen, indem er versuchte, Gewalttäter zu stoppen.

Als ganz kleines Kind wurde ich auch schon mit der Jagd konfrontiert. Ein benachbarter Jäger war nach seinem Rund-gang im Jagdrevier regelmäßig bei uns zu Gast und hängte sein Jagdgewehr auf den Kleiderständer. Ich gehe davon aus, dass es nicht geladen und es daher ungefährlich war, es so abzulegen. Auch die jährliche Treibjagd bekam ich schon als kleiner Bub durch die Knallerei aus der Entfernung mit und später durfte ich sogar dabei sein, als mein Vater mit Traktor und Anhänger das erschossene Wild transportierte.

Neben dieser Jagd gab es noch den Pfarrhof Hansi, der mit großer Selbstverständlichkeit regelmäßig mit seinem Luft-druckgewehr die Runde machte und auf Spatzen schoss. Es war für mich als kleiner Bub so wie später beim Fischen: Es war ekelhaft und faszinierend zugleich. Mir taten die Vögel leid und doch sah ich zu, wie er zielte und der kleine Vo-gel vom Baum oder der Elektroleitung fiel. Die Spatzen sind Schädlinge, wurde als Begründung für diese Jagd mit dem Luftdruckgewehr genannt. Da wir auch Vogelnistkästen mit ganz genau abgemessenen Löchern bauten, um Spatzen die Benützung zu verweigern, schien das alles logisch zu sein. Die von uns im Winter vor dem Küchenfenster gefütterten Sing-

vögel waren die guten und die Spatzen die Schädlinge. Über die Jahrhunderte wurden Sperlinge systematisch getötet und man prägte dafür sogar den Begriff *Spatzenkrieg*. Der letzte und dümmste dieser Vernichtungsfeldzüge fand noch in meiner Kindheit in der Volksrepublik China unter Mao Tse-tung statt und wurde von ihm *Ausrottung der vier Plagen* genannt.

Für uns war das Luftdruckgewehr aber ohnehin keine Jagdwaffe. Wir beließen es dabei, auf Flaschenkorken zu schießen, und freuten uns, wenn sie durch die Luft flogen. Beim Schießen auf Zielscheiben mit zehn Ringen aus genau zehn Meter Entfernung diente das Luftdruckgewehr aber auch, wie könnte es anders sein, dem sportlichen Wettbewerb.

Märzenkaiwe

Kaum waren im März die ersten Anzeichen des Frühlings zu bemerken, wurden wir vor allem von meinem Vater vor dem *Märzenkaiwe* (Märzenkalb) gewarnt.

Mit dem *Märzenkaiwe* waren die trügerischen ersten warmen Sonnenstrahlen und die damit verbundene erhöhte Erkältungsgefahr gemeint. Ernst genommen haben wir diese Warnung genau so wenig wie den Hinweis, dass es nur in Monaten ohne R erlaubt sein sollte, barfuß zu gehen, uns auf den Boden zu setzen und in der Moosach zu *bohwaschln* (waten).

Damit wären für die große Freiheit nur Mai, Juni, Juli und August übriggeblieben. Dem widersprach auch die Ermutigung durch den Mühlberger Andre, beim ersten Schnee mit Unterhose und natürlich ohne Schuhe mehrmals um den Auwirt zu laufen.

Uns Buben schien Kälte nichts auszumachen, denn wir hatten natürlich auch kein geheiztes Schlafzimmer, meine Mutter gab uns allerdings Wärmflaschen mit ins Bett. Wenn Wärme im Winter nicht alltäglich ist, wird der geheizte Kachelofen im Gastzimmer zu etwas Besonderem wie das >Sonntagskracherl.

Seppi hat nicht genug davon bekommen, bloßfüßig zu gehen und in die kalte Moosach zu steigen. Es konnte daher für ihn nach dem Winter auch gar nicht früh genug damit losgehen. Voller Bewunderung waren wir für ihn, wenn er noch im Vorschulalter mit einem Fisch nachhause kam. Er hatte ihn, im kalten Wasser stehend, mit der Hand gefangen. Hannes erinnert sich aber auch daran, dass der kleine Seppi so stark war, dass er lange vor dem Magier Uri Geller Löffel verbog. Er wurde daher von ihm auch respektvoll der *Löffelbieger Sepp* genannt.

Ministranten

Ministranten sind Messdiener. Sie übernehmen im Rahmen der liturgischen Ordnung vorgesehene Aufgaben bei der heiligen Messe, bei der Spendung mancher Sakramente und bei Andachten und Prozessionen (Wikipedia). Mein Bruder Toni war ab seinem sechsten Lebensjahr Ministrant und damit regelmäßig im Dienst. Für mich waren die Ministranten wie kleine Priester und ich hatte keine Ahnung, wie anstrengend dieser Dienst für Toni über die Jahre war. Als ich verzaubert bei der Mitternachtsmette das ganz in der Nähe in Oberndorf bei Salzburg entstandene Lied *Stille Nacht, heilige Nacht* hörte und mitsang, war Toni in Dienstkleidung neben dem Dechant Neureiter vor uns am Altar und musste seine Pflicht erfüllen. Warum meine Cousins Hansi und Seppi und ich keine Ministranten werden mussten, weiß ich nicht. Es herrschte offensichtlich in den Jahrgängen ab 1952 kein so großer Mangel mehr an Buben im geeigneten Alter. Toni war 1955 der einzige Schüler der ersten Schulstufe, wir waren in meiner ersten Klasse 1961 bereits fünf oder sechs.

Nachdem jahrhundertlang der Ministrantendienst jungen Klerikern oder besonders ausgewählten Laien vorbehalten war, ordnete 1947 Papst Pius XII. in seiner Enzyklika *Mediator Dei* unter Bezugnahme auf das kanonische Recht an, dass jeder Getaufte das Ministrantenamt ausüben könne: „*Wenn sich nun*

auch aus dem eben Gesagten klar ergibt, daß das eucharistische Opfer im Namen Christi und der Kirche dargebracht wird, und daß es auch seiner sozialen Früchte nicht verlustig geht, selbst wenn es ohne Altardiener vom Priester gefeiert würde, so wollen und betonen Wir dennoch – was übrigens die Mutter Kirche immer vorgeschrieben hat –, daß kein Priester an den Altar trete ohne einen Ministranten, der ihm diene und antworte, gemäß Canon 813.“

In Wikipedia habe ich weiter nachgelesen, dass das Zweite Vatikanische Konzil klar zum Ausdruck brachte, dass Ministranten „einen wahrhaft liturgischen Dienst“ (vere ministerium liturgicum) verrichten. Ich lag also mit meiner damaligen Wahrnehmung, dass Toni am Altar eine Art Priesterlehrling war, gar nicht so falsch. In früheren Jahrhunderten sah man in den Ministranten oft auch die späteren Priester. Mein Bruder musste auch einzelne Wörter und Sätze in Latein sprechen. Allerdings ohne sie zu verstehen.

Mondlandung 1969

In meiner Kindheit war die Landung auf dem Mond vom Ende unseres Plumpsklos nur wenige Jahre entfernt, aber beides war für mich ganz selbstverständlich. Über die Jahre wurden wir vom ersten Mann im Weltraum, Juri Gagarin 1961, bis zum ersten Mann auf dem Mond, Neil Armstrong am 21. Juli 1969, immer mehr an dieses direkt im Fernsehen übertragene Ereignis herangeführt. Es schien alles so folgerichtig, denn die Russen hatten angefangen und die Amerikaner ließen sich deren Vorsprung nicht gefallen und mussten daher unbedingt nachziehen und den ersten Mann auf den Mond senden. Die Raumfahrt war aber auch ein Wettbewerb zwischen Kommunismus und der von John F. Kennedy verkörperten Freien Welt. Es war aber nicht nur die Zeit des technischen Fortschrittes, sondern mit der Kubakrise im Oktober 1962 auch ein Höhepunkt des Kalten Krieges von 1947 bis 1989.

In meiner Biographie war es die Zeit von der ersten Klasse Volksschule bis zum Ende der Hauptschule: vom Sitzenbleiber 1962 bis zum mühelosen Übergang ins Gymnasium 1970. Mehr Fortschritt in so kurzer Zeit geht nicht.

Mondsüchtig

Mondsüchtig mit dem Untertitel *Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei* nennt Reiner Eisfeld sein 1996 erschienenes Buch. Der Schlafwandel oder Nachtwandel, historisch auch Mondsucht (Lunatismus) genannt, ist ein Vorgang, bei dem ein Schlafender das Bett verlässt und keine Ahnung hat, was er tut. Nach einigen Minuten ist der Spuk vorbei und der Mondsüchtige ist wieder voll bei Bewusstsein.

In einem ähnlichen Dämmerzustand muss ich als vierzehnjähriger Hauptschüler gewesen sein, als ich den Wegbereiter der geplanten und schlussendlich auch durchgeführten Mondlandung, Wernher von Braun, im Fernsehen und im Lesezirkel sah. Die deutschen Illustrierten *Bunte* und *Stern* haben natürlich groß über ihn berichtet und niemandem konnte entgehen, dass er im Dritten Reich die als „Wunderwaffe“ bezeichnete Rakete V2 entwickelt hat. Durch meinen Vater war ich zwar schon als Bub hellwach, was die Wahrnehmung der Verbrechen von Diktaturen betrifft, aber so ganz aufwachen wollte und konnte ich bei diesem geschmeidigen deutschen Raketentechniker in amerikanischen Diensten doch nicht.

Ähnlich geschickt und spektakulär trat der zweite große Blender, Albert Speer, 1969 mit seinen *Erinnerungen* auf. Auch der in der NS-Zeit erfolgreiche Architekt gab vor, vom Holocaust nichts gewusst zu haben. Albert Speer wurde in Nürnberg zu zwanzig Jahren Haft verurteilt, der ehemalige SS-Sturmbannführer Wernher von Braun durfte sich umgehend nach der Befreiung vom Nationalsozialismus in den USA zu seinem «Aufbruch ins Weltall» begeben.

Moosach

Die Moosach, amtlich verzeichnet als Moosache, ist ein 25 km langer, orographisch rechter Nebenfluss der Salzach im oberösterreichischen Bezirk Braunau am Inn. Sie entspringt im Gemeindegebiet von Feldkirchen bei Mattighofen und mündet bei Riedersbach in die Salzach. Was sich in Wikipedia so sachlich liest, war Paradies und Rätsel meiner Kindheit. Paradies deshalb, weil der Bach die geradezu selbstverständliche Ergänzung der Abenteuer in Wiese und Wald war. Direkt vor dem Auwirt war die Moosach nicht tief und daher für uns Kinder ungefährlich. Ich durfte bereits als kleiner Bub mit einem Nachbarmädchen an der Moosach spielen und den kleinen Fischen zusehen. Dass die Moosach in Richtung Sägewerk, wo mein Vater arbeitete, bei der Wehranlage tiefer und deshalb gefährlicher war, wusste ich und meine Eltern vertrauten mir, dass ich dort aufpasse.

Da die Moosach auch die Landesgrenze bildete, schien es für mich als Kind selbstverständlich, dass Landes- und Staatsgrenzen immer durch einen Fluss oder Bach verlaufen. Erst später hörte ich das Wort „grüne Grenze“, aber das kam mir abwegig vor, weil ich mir nicht vorstellen konnte, wie Schmuggel an einer grünen Grenze zu verhindern gewesen wäre. An der Moosach gab es aber ohnehin nichts zu schmuggeln und damit nicht den Reiz einer mehr oder weniger harmlosen Regelverletzung, denn seit das Innviertel 1779 von Bayern zu Österreich kam, bildet die Moosach nur noch die vergleichsweise langweilige Landesgrenze zwischen Salzburg und Oberösterreich.

Als Grenze mag die Moosach langweilig sein, als Bach war sie für uns ein großes Abenteuer! Wir kannten sie auf einer Strecke von wenigen hundert Metern, die wir mit Schläuchen von Traktorreifen hinunterfuhren. Auch wenn diese Schlauchbootfahrten jeweils nur kurz waren und wir die Boote wieder bachauf ziehen mussten, die Möglichkeit, weiter in der Salzach, im Inn und auf der Donau bis an das Schwarze Meer

zu fahren, war eine Fantasie, die ich später Wirklichkeit werden lassen wollte, weshalb ich mich nach Visa für die damals kommunistischen Staaten Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien und Rumänien erkundigte. Der Startpunkt für diese Fahrt ans Schwarze Meer wäre also direkt vor dem Auwirt gewesen.

Der *Schneider Gottfried* war der einzige, der mit der Fischerkarte seines Vaters legal in der Moosach fischen durfte. Jedenfalls hatte er das damals so behauptet und auch ziemlich damit angegeben. Im Schneidergraben gibt es einen kleinen Bach. Wegen seinem bescheidenen Ausmaß nannten wir ihn *Bachei* oder *Bachi*. Das war wie bei einem kleinen Bauernhof, der auch nur *Sachei*, *Sacherl* oder *Sachi* genannt wurde. In diesem Bachei gab es Fische und wir konnten uns daher auch einen kleinen Fischteich anlegen und daran viel Zeit verbringen.

An der Moosach standen Mühlen, Sägewerke und sogar ein Elektrizitätswerk. Mein Vater, der Mühlberger Andre, stammte von einer dieser Mühlen und Sägewerke und arbeitete später im Sägewerk Ratkowitsch. Vom Haberl bezogen wir noch bis Anfang der 60er Jahre unseren >Strom. Mir schien das als Kind ganz selbstverständlich, denn es ist doch klar, wenn man die Wasserkraft für das Betreiben von Mühlen und Sägewerken nutzen kann, warum dann nicht auch für die Erzeugung von Strom? An die damit möglicherweise verbundene Zerstörung ganzer Alpentäler hatte ich als Kind natürlich noch nicht gedacht.

Mozart und Hitler

Wer eine Zeit in den USA oder sonstwo auf der Welt bringt, kennt die Frage „Where do you come from?“, und auf die Antwort „I am from Austria“ kam dann meist „Oh, Australia“. Wenn einem diese bekannte Verwechslung von Österreich mit Australien auf die Nerven ging, musste man sich etwas einfallen lassen. Als ich Visiting Assistant Professor an der University of New Orleans in den USA war, antwortete

ich einmal auf die Frage nach der Herkunft spontan mit „I was born between Mozart and Hitler“. Große Augen und großes Erstaunen. Wie, was? Bis meine für alle Amerikaner sofort zuordenbare Ergänzung kam: „Yes, I was born in a small village between Salzburg, you know, Sound of Music, and Braunau.“

Mein Geburtsort St. Georgen bei Salzburg liegt zwischen Salzburg und Braunau, und als Kind war mir das bereits bewusst, denn die Endstationen des Postbusses, der vor unserem Auwirt hielt, waren Salzburg und Braunau, wie man am Fahrplan lesen konnte.

Auch wenn ich noch kaum etwas von klassischer Musik wusste, dass Mozart in Salzburg geboren wurde, war mir bekannt, denn wenn mich Mama doch ab und zu mit nach Salzburg nahm, gingen wir in der Getreidegasse an seinem Geburtshaus vorbei. Nach Braunau am Inn führen wir nicht, was hätten wir dort auch zu suchen gehabt? Aber dass dort Hitler geboren wurde, wusste ich, denn mein Vater erwähnte immer wieder diesen Teufel auf Erden, der aus Braunau stammte, nur 50 km Luftlinie von St. Georgen entfernt.

Mühlberg

In Mühlberg wurde mein Vater 1918 geboren. Er war das achte von zehn Kindern. Vor ihm kamen Anna, Maria, Franz, Johann, Kathi, Rosi und der in Russland gefallene Toni, nach ihm noch Alois, und da Kathi früh gestorben war, erhielt das letzte Kind noch einmal diesen Namen. In Mühlberg gab es aber nicht nur viele Kinder, Mühlberg war eine Welt für sich. Weil mein Vater Mühlberg nicht mehr betreten wollte, blieb sie mir als Kind aber weitgehend verborgen.

Die Irritation beginnt schon mit dem Hausnamen Mühlberg, der nur zu einem Teil den Tatsachen entsprach. Mühlberg, im Ortsteil Mühlach der Gemeinde St. Pantaleon gelegen, war eine der vier Mühlen an der Moosach. Aber Mühlberg liegt nicht wie zum Beispiel die kleinen Orte Kirchberg, Königsberg und Helmberg zumindest auf einem

Hügel oder einer Erhebung, sondern in einer tief eingeschnittenen Schlucht. Seit einem dreiviertel Jahrhundert führt die Eisenbahnbrücke der Lokalbahn darüber. Rein geographisch müsste es Mühl Schlucht oder Mühlgraben heißen. Vielleicht hat man sich aber irgendwann für das weniger gefährlich klingende Mühlberg als Bezeichnung entschieden. Was wissen wir schon von den Marketingvorstellungen der grauen Vorzeit. Mühlberg ist generell eine auffallend häufige Bezeichnung für Gemeinden, Orte und Berge. Auch der davon abgeleitete Familienname Mühlberger ist weit verbreitet.

Die Maislinger alias Mühlberger waren mit ihrer Mühle, dem Sägewerk und der kleinen Landwirtschaft in Pontigon angesehen. Meine Cousine Genovefa hat mir erzählt, dass der von meinem Vater bewunderte >Pfarrer Johann Veichtlbauer einmal unseren Großvater besucht und dabei ermahnt hat, dass er auch etwas für seine *Dirndln* tun muss. Und tatsächlich durfte Kathi im benachbarten Lamprechtshaus Schneiderin lernen. Sonst war es üblich, dass alle Kinder zuhause arbeiten mussten. Mein Vater war hier also keine Ausnahme.

Da nur einer Mühlberg übernehmen konnte und der alte Mühlberger seine Entscheidung offen gelassen hatte, war der Streit schon vorprogrammiert. Dieser Streit führte dazu, dass ich meine Mühlberger Großeltern Franz und Traudl nicht kennenlernen durfte. Franz und Gertraud Maislinger starben nacheinander 1959 und 1960, als ich vier beziehungsweise fünf Jahre alt war. Ohne Streit um das Mühlberger-Erbe hätte ich wie andere Kinder eine Oma und einen Opa haben und mit meinem Cousin Erich zusammensein können.

Mühlberger Andre

Mein Vater war der Mühlberger Andre, weil er von Mühlberg stammte. Er hieß Andreas Maislinger wie ich. Mein älterer Bruder Toni erhielt den Vornamen Anton nach seinem in Russland gefallenen Lieblingsbruder Anton Maislinger. Er war

ein Vater, wie man ihn sich in der Nachkriegszeit unter den bescheidenen Verhältnissen nicht besser vorstellen hätte können. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an ihn und meine Mutter Franziska Maislinger in Dankbarkeit denke. Was hätte er werden können, wenn ihn sein Vater, *der Mühlberger*, einen Beruf hätte lernen lassen! So musste er bis zum Einrücken in die Deutsche Wehrmacht im Sägewerk, der Mühle und der Landwirtschaft, natürlich unbezahlt, arbeiten. Nach seiner Rückkehr aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft war es beim Auwirt nicht anders. Trotzdem hat er nicht geklagt und das ihm angetane Unrecht nicht wie viele andere Väter in dieser Zeit seine Kinder spüren lassen. Woran ich jetzt bei den Berichten über den Krieg in der Ukraine immer wieder denke, ist, wie er über seine Kriegsgefangenschaft sprach. Obwohl das Lager nicht nur von Stacheldraht umgeben, sondern auch durch Posten auf Hochständen streng bewacht war, steckten russische Frauen Brot durch den Zaun. Diese Hilfsbereitschaft einfacher russischer Menschen hat er oft betont und mit diesem Bild bin ich aufgewachsen. Wer selbst nicht viel zum Leben hat, ist häufig am meisten bereit, Menschen zu helfen, denen es noch schlechter geht.

Mein Vater war bis kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges nicht an der Front. Er hat oft erzählt, dass er das Glück hatte, als Kraftfahrer bei der Luftwaffe nicht auf Menschen schießen zu müssen. Erst ganz zum Schluss wurde er nach Berlin abkommandiert und dort von der Roten Armee gefangen genommen.

Leider besitze ich nur einen Brief meines Vaters an meine Mutter. Er schrieb am 25. Dezember 1944, einen Monat nach seinem 26. Geburtstag, aus Plieningen, einem Stadtteil von Stuttgart in der Nähe des Flughafens. Er schrieb mit blauer Tinte, in einer gestochen scharfen, schönen, flüssigen Handschrift, und hat den Brief mit kleinen Zeichnungen versehen, einem Tannenbaum, einem Tannenzweig und einem lustigen Glücksschwein wegen des Jahreswechsels:

(...) Liebe Franzi, nun wollen wir aber hoffen, dass dies das letzte Kriegsweihnachten gewesen sei, und [wir] auch ein Friedensweihnachten erleben dürfen, aber so Gott will? Ich dachte heute besonders, als ich um 7 Uhr früh beim Gottesdienst war, an meinen unvergesslichen lieben Bruder Anton. Es sind schon 3 Weihnachten, da er unter der kühlen Erde in weiter Ferne ruht. Und mit ihm so viele, die uns unvergesslich bleiben werden, die wir [die] vorigen Jahre noch unter uns Lebenden zählten und auf eine glückliche Heimkehr dachten und hoffen, genau so wie alle anderen. (...) Zum Schluss nochmals, liebe Franzi, recht viel Glück im Neuen Jahr. Auf Wiedersehen

Es sollte noch drei Jahre dauern, bis er meine Mutter wiedersah.

Mühlberger Erich

Der Mühlberger Erich ist mein Cousin Erich Maislinger. Obwohl sich der Mühlberg ganz in der Nähe unter der Lokalbahnbrücke und neben der Lokalbahnhaltestelle befindet, habe ich Erich nur ganz selten getroffen. Mein Vater ist Mühlberg ausgewichen und ich bin ihm hier leider gefolgt. Ich erinnere mich jedoch an eine traurige Begegnung, nämlich die Aufbahrung und das Begräbnis von Erichs Vater Alois nach seinem Traktorunfall 1964. Ich war neun Jahre alt. Da ich meinen Mühlberger Onkel Alois kaum kannte, hatte ich keinen Bezug zu ihm, aber ihn so friedlich liegen zu sehen, machte einen starken Eindruck auf mich.

Erich war und ist elegant gekleidet und hätte mit seinen Begabungen auch Modedesigner oder Künstler werden können. Er ist einige Jahre älter als ich und als Hauptschüler erinnere ich mich vor allem an sein erlesenes, aber höllisch lautes Motorrad des britischen Herstellers Norton Motorcycles. Ein biederes Puch-Motorrad oder auch eine BMW-Maschine kam für den Mühlberger Erich nicht in Frage. Nicht einmal eine Harley-Davidson. Es musste die damals schnellste Norton sein.

Als Kind brachte ich meinem Vater öfter die Jause zum Sägewerk Ratkowitsch. Obwohl das Sägewerk Ratkowitsch und die ehemalige Siglmühle nur wenige hundert Meter Moosach abwärts liegen, kam ich leider nie auf die Idee, Erich, seine Schwestern Gerti und Erika und seine Mutter Maria zu besuchen. Das bedauere ich sehr, denn Erich und ich hätten uns damals viel zu sagen gehabt.

Nachbarn

Nachbar war primär einmal, wer bei uns im Laden einkaufte und auch anschreiben lassen durfte. Nachbarn mussten also bei kleinen Einkäufen nicht bar bezahlen, sondern es wurde nach einer gewissen Zeit abgerechnet. Dieses Anschreiben habe ich vor allem beim Neureiter vom Pfarrhof in Erinnerung.

Es gab aber auch Nachbarn, die ganz in der Nähe wohnten, aber mit dem eigenen Auto nach Eching, Riedersbach oder St. Pantaleon einkaufen fahren konnten. Das war für meine Mutter und Tante Hilda prinzipiell kein Problem, zum Problem konnte es allerdings werden, wenn genau diese Kunden der größeren Lebensmittelgeschäfte ausgerechnet am Sonntag vor dem Mittagessen noch einen *Germ* (Backhefe), Zucker oder eine andere, im Kaufhaus nicht ausreichend besorgte Kleinigkeit von uns haben wollten. Für die Auwirtinnen Fanny und Hilda war das nicht nur herabwürdigend, weil ihr Laden nur für diese Kleinigkeiten gut genug war, es hätte sie auch in Schwierigkeiten bringen können, weil für den Sonntag ein Verkaufsverbot bestand. Am Sonntag waren nur die Gaststube und Trafik geöffnet, der Laden musste geschlossen gehalten werden. Hier fielen dann Worte wie *Inspektion* und *Inspektor*. Es hätte also sein können, dass der Auwirt am Sonntag kontrolliert wird und wir wegen dem Verkauf von einer kleinen Packung *Germ* an eine Nachbarin bestraft worden wären.

Zur Nachbarschaft gehörten neben dem Ortsteil Au noch Teile vom eigentlichen St. Georgen rund um die Dekanatspfarrkirche, von Irlach und dem angrenzenden Reith und

Kirchberg in der Gemeinde St. Pantaleon. Wer sich dafür interessiert, kann sich im umfangreichen Buch *Sankt Georgen Holzhausen Jauchsdorf* von Friedrich Lepperdinger informieren. Dort finden sich auch Auszüge aus dem Grundbruch mit Angaben zur Geschichte der Häuser in meiner damaligen unmittelbaren Nachbarschaft.

In einem weiteren Sinn waren die Pontigoner, Bürmooser, Lamprechtshausner und sogar die Fridolfinger auf der anderen Seite der Salzach Nachbarn, denn das waren unsere Nachbargemeinden.

Wer war also in meiner Kindheit Nachbar? Nachbar war nicht nur, wer in der Nähe wohnte oder aus einer Nachbargemeinde stammte, die Bezeichnung „Nachbar“ kam auch einem Titel gleich, dessen sich jemand als würdig erweisen musste. Wer bei uns im kleinen Laden einkaufte und nicht zum Kaufhaus Lederer nach Untereching oder zu den größeren Geschäften nach Riedersbach fuhr, wurde als Nachbar bezeichnet. Wer dort einkaufte und am Sonntag nur wegen irgendetwas Vergessenem zu uns kam, war für meine resolute Mutter kein Nachbar mehr.

Wirtshausgäste waren nicht automatisch Nachbarn, denn die kamen natürlich mit dem Auto oder Motorrad auch von weiter her. Man war deshalb gut bekannt, aber eben nicht Nachbar.

Oberinnviertler Volksfest

Warum erinnere ich mich beim Oberinnviertler Volksfest in Riedersbach ausgerechnet an das Autodrom? Man fuhr im Kreis, rempelte und wurde gerempelt. Die Bewegungsfreiheit war auf einen kleinen Bereich eingeschränkt und die Chips waren teuer. Es gingen sich daher nur einige wenige Fahrten aus. Also nichts Besonderes, möchte man meinen, aber es war wieder das besondere Ereignis an sich, die Bewegung und das gefahrlose Zusammenstoßen. Am faszinierendsten

waren aber die Betreiber, die mit ihrem Generalschlüssel jedes Elektroauto starten konnten und mit den Stangen tänzelten, um die in der Mitte zurückgelassenen Autos in den kurzen Pausen an den Rand zu transportieren. Dieser einfache Vorgang hatte Stil. Viel später sah ich im Fernsehen einen Bericht über Poledance, Sport und Kunstform, und überlegte mir, woran mich das erinnert. Es fiel mir ein: an das Autodrom am Oberinnviertler Volksfest und die um die Stangen tänzelnden Betreiber, die die Autos aus der Mitte holten

Oberlehrer Franz Oberleitner

Obwohl wir in der Volksschule keinen weiteren Lehrer und in der Nachbarschaft auch keinen Leitner hatten, war er der Oberlehrer und der Oberleitner. Nur als Franz war er uns gleichgestellt, aber mit dem Vornamen sprachen ihn auch unsere Eltern nicht an. Er war der Herr Oberlehrer oder der Herr Oberleitner.

Es war bewundernswert, wie er sich in einem Klassenzimmer gleichzeitig um mehrere Schulstufen kümmerte. Für eine Lese- und Rechtschreibstörung gab es am Anfang der sechziger Jahre wenig Bewusstsein. Es ist Franz Oberleitner daher nicht anzukreiden, nicht gewusst zu haben, wie er mir in meinem Leiden wegen meiner Legasthenie hätte beistehen können. Meine anfängliche Angst vor der Volksschule hatte nichts mit ihm zu tun. Zum Bettnässer wurde ich, weil ich Angst vor dem Versagen und vor einem frühen Tod wegen der vorschnellen Diagnose des Schularztes hatte.

Doch mit der Zeit, als meine Ängste abklangen, konnte ich mich über seinen abwechslungsreichen Unterricht und die zusätzlich angebotenen Aktivitäten wie Ausflüge zur >Salzburger Sparkasse und ins Salzburger Landestheater freuen. Ich erinnere mich, dass wir im Klassenzimmer einen Werk Tisch hatten, auf dem wir unter seiner Anleitung Landschaften aus Sand modellieren durften.

Obwohl aus einer einklassigen Volksschule kommend, schaffte ich den Übergang in die Hauptschule ohne Schwierigkeit. Die Volksschule wurde für mich mit jeder Schulstufe müheloser.

Wenn ich jetzt meine ehemaligen Mitschüler nach ihren Erinnerungen an Franz Oberleitner frage, kommt immer wieder das von ihm organisierte Seifenkistenrennen am *Kratzer* zur Sprache. Der *Kratzer* ist die steile Straße vom Pfarrhof zur Landstraße. Allein die Seifenkiste mit Hilfe meines Vaters zu bauen und dann dem Wettbewerb mit der einen, alles entscheidenden Abfahrt entgegenzufiebern, war für mich unsagbar aufregend. Unser Oberlehrer hatte also bei aller – auch notwendigen – Strenge in der Schule ein Gespür für uns Buben.

Otto von Habsburg

Durch das Habsburgergesetz vom 3. April 1919 wurde Angehörigen der Familie Habsburg ein Aufenthalt in Österreich untersagt. Einen uneingeschränkt gültigen Reisepass erhielt Otto von Habsburg erst am 1. Juni 1966 unter der Alleinregierung von Bundeskanzler Josef Klaus. Während der Großen Koalition von ÖVP und SPÖ war dies nicht möglich gewesen und hatte 1963 sogar zur „Habsburgkrise“ geführt. Für viele im Auwirt, habe ich als Kind mitbekommen, war das nur schwer verständlich. Tatsächlich hatte Otto von Habsburg bereits 1961 ein klares Bekenntnis zur Republik Österreich abgegeben und auf jeden Herrschaftsanspruch verzichtet. Weil eben beim Auwirt darüber gesprochen wurde, war mir bereits als Volksschüler die ganze Geschichte irgendwie geläufig. Außerdem kannte ich das Kaiserdenkmal gegenüber dem Dechantshof. Es wurde zum 60-Jahr-Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Joseph I. am 15. August 1908 errichtet.

Die Nachbargemeinde und Heimatgemeinde meines Vaters und meines Onkels, Zimmermeister Hans Ostermeier, war

jedoch der Familie Habsburg noch viel enger verbunden. In St. Pantaleon wurde Otto von Habsburg am 25. April 1933 zum Ehrenbürger erklärt. Das wäre aber noch nichts Besonderes, denn die Ehrenbürgerschaft wurde ihm vor dem „Anschluss“ an das Deutsche Reich auch von vielen anderen österreichischen Gemeinden verliehen. Das Besondere war die Familie Veichtlbauer, denn Otto von Habsburg übernahm die Patenschaft für den 1936 geborenen Otto Veichtlbauer und er und sein 1897 geborener Vater Anton Veichtlbauer waren sogar 1951 zur Hochzeit von Otto und Regina in Nancy eingeladen.

Meine Eltern waren keine Monarchisten, hatten aber Verständnis für die Anhänglichkeit der Pontigoner an die Familie Habsburg und mein Vater respektierte auch das Kaiserdenkmal neben unserem Dechanthof. Für mich gehörte dies alles zu unserer Geschichte wie die alte Grenze zwischen dem Erzbistum Salzburg und dem Königreich Bayern vor unserer Haustür. Bei Otto von Habsburg kam aber hinzu, dass er sich bei seinem Vortrag in Oberndorf bei Salzburg am 5. Mai 1968 als quicklebendiger und übersprudelnder Europäer herausstellte. Mein Onkel Hans hatte mich Dreizehnjährigen zu diesem Vortrag mitgenommen und wir haben uns die beiden Bücher *Soziale Ordnung von morgen* und *Politik für das Jahr 2000* signieren lassen. Über den Lesezirkel und das deutsche Fernsehen waren mir vor allem der deutsche Außenminister Willy Brandt, aber auch andere von Otto von Habsburg genannte Namen wie Lyndon B. Johnson, Indira Gandhi, Charles de Gaulle oder Tito vertraut. Nur unser Bundespräsident Franz Jonas und auch Bundeskanzler Josef Klaus spielten in diesem von Otto von Habsburg aufgeführten Konzert der Weltpolitik meiner Erinnerung nach keine besondere oder überhaupt keine Rolle.

Otto von Habsburg war zwar der Sohn unseres letzten Kaisers Karl I., aber er bewegte sich in einer ganz anderen Welt. Ich hatte nicht den Eindruck, dass er den alten Zeiten

nachhing, denn er sprach von der Zukunft und von Europa. Voller Anregungen fuhr ich mit Onkel Hans nachhause und ich glaube mich zu erinnern, dass er es bedauerte, dass Österreich diese vielen Kontakte von Otto von Habsburg nicht nützt, sondern im Gegenteil Angst vor einer Rückkehr der Habsburger hat.

Nachdem Otto von Habsburg 1978 neben der österreichischen auch die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt, war er von 1979 bis 1999 Mitglied des Europäischen Parlaments. Dort vertrat er als CSU-Mitglied die Bundesrepublik Deutschland.

Nachdem mir Anton Pelinka die Möglichkeit geboten hatte, am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck mitzuarbeiten, wurde ich schnell mit dem politischen Umfeld in Nord- und Südtirol vertraut. Unter meinen Freunden war auch der Südtiroler grüne Landtagsabgeordnete Alexander Langer. Als er 1989 Mitglied des Europäischen Parlaments wurde, fragte ich ihn, wie er sich dort so rasch zurechtfinden konnte, und seine Antwort war schnell und klar: Otto von Habsburg hat mich an die Hand genommen. Als Alexander Langer >Selbstmord beging, wurde Otto von Habsburg von der grünen Fraktion gebeten, die Trauerrede zu halten. Stephan Baier und Eva Demmerle zitieren in ihrem Buch *Otto von Habsburg - Die Biografie* die Sudetendeutsche Zeitung: „*Wer Otto von Habsburg, den Kaisersohn, und Alexander Langer, den Mitgründer der 'Verdi', also der Grünen in Italien, im Europaparlament beieinander stehen sah (und sie standen oft beieinander), der konnte glauben, da unterhalten sich Vater und Sohn. Über die Parteigrenzen hinweg verband den alten Konservativen und den jungen Grün-Alternativen sehr Herzliches, sehr Anrührendes.*“

Penton

Wie kam es dazu, dass ausgerechnet ich mit einer Penton 125 das erste Motorrad unter den Buben der Gegend hatte? Ich war sicher nicht der wildeste, aber schlussendlich

doch der erste auf einem richtigen Motorrad. Ich meine nicht ein Zweitakt-Moped, sondern ein Motorrad mit 125 Kubikzentimetern, hohen Lenkern und einem ganz anderen tiefen *Spruch*. Wir haben die Motorgeräusche damals so genannt. Ein Moped oder Motorrad musste einen richtigen *Spruch* haben und ich war der erste mit diesem Kraft ausdrückenden Sound. Heute würde ich es einfach Lärm nennen, aber ich war damals ein Hauptschüler und der Auwirts Andi.

Meine erste richtige Ausfahrt war hinunter zur Au und von dort nach Irlach zum Kaiser Franz. Der Kaiser Franz war der Verwegenste von uns und umso größer war sein Erstaunen, als er ausgerechnet den eher zurückhaltenden Auwirts Andi auf diesem Motorrad sah. Ab dann wollten alle Nachbarbuben so ein Motorrad. Man kann sich das heute nicht mehr vorstellen, aber die anderen Buben konnten sich für zwei- bis dreihundert Schilling auch so ein Ding kaufen. Alles ohne Anmeldung und ohne Nummerntafel und mit Duldung der Nachbarn und wohl auch der Gendarmerie von Eching und Wildshut.

Ende der 1960er Jahre war auch die Zeit von *Easy Rider*, Kultfilm und Road Movie mit Peter Fonda und Dennis Hopper, die diesem Lebensgefühl Ausdruck verliehen. Meine Penton 125 war natürlich keine Harley-Davidson mit viel mehr Kraft und einem noch viel tieferen Sound. Wir fuhren auch nicht auf unendlich langen Highways in den USA, sondern auf Feldstraßen, denn natürlich trauten wir uns nicht auf die Landstraße. Ich jedenfalls nicht, einige andere Buben waren da mutiger. Der Namensgeber meines Motorrades war zwar der US-amerikanische Rennfahrer, Motorrad-Konstrukteur und Unternehmensgründer John Penton, gebaut wurde meine Penton aber von KTM im benachbarten Mattighofen. Davon wusste ich damals nichts. Heute baut KTM die besten Motocross-Motorräder der Welt und gewinnt seit Jahren regelmäßig die Rallye Dakar. Damals verbanden wir mit KTM eher den biederen Motorroller Mecky. Aber keinen Easy Rider wie meine Penton.

Pfaller Walter

Walter Pfaller ist einer der erfolgreichsten Behindertensportler Österreichs und war Geschäftsführer der Salzburger Landessportorganisation. Er wurde 1957 in meiner Heimatgemeinde St. Georgen geboren. Obwohl er nach einer Erkrankung an Kinderlähmung mit Krücken gehen musste, spielte er mit uns in St. Pantaleon Fußball. Er konnte zwar seine Füße kaum bewegen, aber als Torwart etliche unserer Schüsse mit seinen Händen abwehren. Der Pfaller Walter war voll dabei, nur in der Kampfmannschaft konnte er nicht eingesetzt werden. Ich übrigens wegen meinem zu geringen Engagement auch nicht.

Walter hat mich bei einem Gespräch in meiner Erinnerung bestätigt, dass behinderten Kindern in den 60er Jahren mehr erlaubt wurde als heute. Der Hauptgrund sind die inzwischen viel strengeren rechtlichen Rahmenbedingungen. Vor allem, was die Haftung für Schäden betrifft. Man hat mehr Angst vor Verletzungen und den damit verbundenen möglichen Rechtsansprüchen. Die größere Sorglosigkeit hat daher früher behinderten Kindern auch mehr Freiheiten erlaubt.

Ich erinnere mich vor allem daran, dass ich den Pfaller Walter bewundert habe. Am Land hat man aber über Gefühle weniger gesprochen und ich habe ihm das sicher nie gesagt. Was aber wahrscheinlich auch gar nicht das Entscheidende gewesen wäre, denn wichtig war, dass der Walter trotz der Krücken mitgespielt hat und wir kein Theater daraus gemacht haben. Keiner von uns Buben hat daran etwas Außergewöhnliches gesehen. Niemand hat von Integration gesprochen. Wir kannten den Begriff nicht einmal. Walter war einfach dabei und für uns war das alles kein Thema.

Pfarrer Johann Veichtlbauer

Obwohl Pfarrer Veichtlbauer bereits 1939 in Ried im Innkreis gestorben ist, war er mir als Kind aus den Erzählungen

meines Vaters so vertraut, als hätte ich ihn selbst gekannt. Johann Veichtlbauer wurde 1867 in Ostermiething geboren und war von 1909 bis 1933 Pfarrer in St. Pantaleon. Da mein Vater, der Mühlberger Andre, in Pontigon die Kirche und Volksschule besuchte, hat ihn kein Mensch so geprägt wie Pfarrer Veichtlbauer, der ihn für den katholischen Glauben und für das Leben begeisterte und stärkte. Ich bin Charlotte Veichtlbauer dankbar, dass sie mir 1986 ein großes Foto von Pfarrer Johann Veichtlbauer geschenkt hat, das jetzt in meiner Bibliothek hängt. Als mein Vater körperlich geschwächt, aber geistig hellwach seine letzten Jahre im Altenheim Oberndorf verbrachte, las ich ihm aus der Bibel vor. Er konnte Stellen des Neuen Testaments aus dem Gedächtnis ergänzen, obwohl es bei ihm zuhause in Mühlberg keine Bibel gegeben hatte, aus der er sich die Texte hätte aneignen können. Vieles von dem, was er wusste, hat er sich aus dem beeindruckenden Religionsunterricht von Pfarrer Veichtlbauer gemerkt.

Wie es sich für einen Landpfarrer gehört, war Pfarrer Veichtlbauer wie unser Dechant Michael Neureiter aber nicht nur stark im Glauben, er stand auch mitten im Leben und war Motor des Theatervereins in St. Pantaleon und Stammkunde bei Salzburger Trödlern und Antiquitätenhändlern. Nach seiner Übersiedlung nach Ried im Innkreis übergab er 1933 seine umfangreiche Sammlung dem Innviertler Volkshaus.

Mein Vater erzählte mir auch, dass Pfarrer Veichtlbauer im Jahr 1900 an einer Pilgerreise nach Jerusalem teilgenommen hatte. Ich kannte vom Auwirt Wallfahrer, die zu Fuß nach Altötting unterwegs waren, weil sie bei uns verköstigt wurden. Ich war Volksschüler, als mein Vater mit einem Bus nach Lourdes fuhr. Aber dass ein Landpfarrer bereits vor dem Ersten Weltkrieg den weiten Weg ins *Heilige Land* gepilgert war, das war für mich, den kleinen Auwirts Andi, faszinierend und klang wie ein Märchen.

Pladenbach

Der Pladenbach gehörte wie die Moosach und die kleinen Orte, Wiesen und Hügel meiner unmittelbaren Umgebung zu meiner Kindergeografie. Einen Atlas bekam ich erst in der Hauptschule und bekanntermaßen gab es in den 1950er und 1960er Jahren noch kein Google Maps. Wie ist das heute mit der Fantasie bei den Kindern, wenn sie sich über den Computer sofort alles erschließen können? Auch nicht viel anders, denn Kinder bleiben trotz Computer Kinder, die Rätsel der Welt erschließen sich nur anders. Teilweise viel schneller, teilweise aber vielleicht auch im Vergleich zu damals gar nicht. Mir gaben jedenfalls die Moosach, der Pladenbach und vor allem die Salzach Orientierung. Durch das braune Wasser wusste ich, dass der Pladenbach, obwohl er Moos nicht im Namen führt, auch im hinter Holzhausen und Bürmoos liegenden Weidmoos seinen Ursprung haben musste. Er fließt jedoch im Gegensatz zur Moosach in einem weiten Bogen und wurde daher nicht zur Energiegewinnung durch Mühlen, Sägewerke und wie beim Haberl durch ein Elektrizitätswerk genützt. Seit der Eigenständigkeit von Bürmoos bildet der Pladenbach in einem kleinen Abschnitt die Gemeindegrenze zu St. Georgen. In meiner Kindheit lag diese Gemeindegrenze aber verborgen im geheimnisvollen und nur einmal betretenen Stierlingwald beim Ausflug zur Stierlingkapelle.

Der Pladenbach fließt gemächlich aus dem Stierlingwald durch Ober- und Untereching und durch Wiesen im Auwald in die Moosach. Zwei seiner Brücken sind mir aus meiner Kindheit in Erinnerung: Die eine in Untereching neben der Käserei mit dem Feuerwehrteich und die andere bei uns in der Au wegen der Treibjagd. Mein Vater hat dort beim Transport des erlegten Wildes Station gemacht und man sieht uns auf einem Foto mit einigen Nachbarbuben.

Andere mögen in ihrer Rente die Quellen des Nils in Äthiopien, Ruanda und Burundi erkunden, ich freue mich auf Wanderungen zu den Quellen der Moosach, des Pladen-

baches und der Salzach. Das sind die wahren Abenteuer, die noch auf mich warten. Aber sie sind ja ohnehin immer nur im Kopf. Dazu wieder André Heller: *Es heißt, am Ende aller Reisen weiß man doch, wiederum, die Erde ist rund. Und Abendstern und Kleiner Bär sind Feuer in der schwarzen Wiese über meinem Haus! Die wahren Abenteuer sind im Kopf.* Über dem Haus meiner Kindheit. In das ich in >sicherer Bindung immer zurückkehren darf.

Pontigon

Keiner hat unsere Nachbargemeinde und Heimatgemeinde meines Vaters „St. Pantaleon“ genannt. Bei uns hat man nur in der Kirche und in der Schule nach der Schrift gesprochen. Sonst haben wir unsere eigene Sprache verwendet. Wer in St. Pantaleon gelebt hat oder aus St. Pantaleon stammte, war ein Pontigona. Mein Vater war also ein Pontigona. Oder doch nicht ganz, denn er stammte aus Mühlberg und das liegt zwar noch in der Gemeinde St. Pantaleon, aber abgelegen in der Moosachschlucht unter der Eisenbahnbrücke. Er war also nicht Pontigona, sondern ein Mühlberger. Eben der Mühlberger Andre.

Mein Onkel Hans Ostermeier hatte seine Zimmerei in St. Pantaleon und dort ist auch der Schießstand des Schützenvereins St. Pantaleon. Obwohl, geografisch stimmt das gar nicht, denn er gehört zwar zu Pontigon, ist aber trotzdem auf dem Gebiet der Gemeinde St. Georgen. Die Grenze zwischen den beiden Gemeinden und damit auch zwischen den Bundesländern Salzburg und Oberösterreich ist so eine verflixte Sache, denn streng genommen ist das Haus des in meiner Kindheit bekanntesten St. Georgener SPÖ-Gemeindevertreters Reitsamer Sepp mit der Hausnummer Au 10 schon auf der anderen, auf der Seite des früheren Königreiches Bayern. Das zeigt jedenfalls der ganz in der Nähe stehende Grenzstein mit den Buchstaben S und B für Salzburg und Bayern.

Pontigon war für mich nicht nur die Heimat meines Vaters, es war auch in vielen für uns Kinder reizvollen Angelegenheiten näher als Eching, dem größten Ort der Gemeinde, wo auch das Gemeindeamt war und noch heute ist. Ich spielte in Pontigon Fußball, in Riedersbach war das Oberinnviertler Volksfest mit dem Autodrom und in Trimmelkam neben dem Bergwerk war das Kino. Der Schatz im Silbersee mit Pierre Brice und Lex Barker war 1962 mein erstes großes Kinoerlebnis.

Prügelstrafe

Wegen meiner Dyslexie waren meine ersten beiden Volksschuljahre mit Angst verbunden und im Realgymnasium hat mich die Mathematik geplagt. Von skurrilen Mathematik-Prüfungen träume ich noch immer. Aber das Wort Schule hat generell einen guten Klang für mich. Je älter ich werde, desto lieber treffe ich ehemalige Mitschüler.

Es gibt aber eine wirklich negative Erinnerung, die alle meine Mitschüler mit dem Besuch der Hauptschule Ostermiething von 1966 bis 1970 verbinden, und das ist übereinstimmend die Tatsache, dass ein Mitschüler von einem unserer Lehrer regelmäßig geschlagen wurde. Wir waren in der ersten Klasse in einer Expositur im Pfarrheim neben der Kirche untergebracht. Was immer der Franz vermeintlich oder tatsächlich angestellt haben mag, wir haben es alle als ungerecht empfunden, dass er deshalb systematisch mit einem Lederriemen geschlagen wurde. Da es beim Auwirt nicht einmal die sonst übliche sogenannte „*gsunde Watschn*“ gegeben hat, kam mir das überlegte und gezielte Schlagen eines Mitschülers völlig fremd vor. Wir haben darüber gesprochen, aber es offiziell zu melden, darauf ist niemand von uns gekommen, und so weit ich mich erinnere, habe ich es auch meinen Eltern nicht gesagt.

Quelle

Kaum ein Wort der frühen Kindheit war so vielschichtig und geheimnisvoll wie das Wort Quelle.

Als wir noch einen Brunnen im Hof vor dem Auwirt hatten, war unsere Wasserquelle in unmittelbarer Nähe und in nur wenigen Metern Tiefe. Wie weit weg die Quellen der Bäche und Flüsse meiner Heimat waren, konnte ich mir als Kind kaum vorstellen. Später, als ich mich für Astronomie zu interessieren begann, hat mich die Frage beschäftigt, aus welcher Quelle das Licht der Sterne und Planeten kommt.

Am faszinierendsten aber war eine Zeit lang der Quelle-Katalog, der sich als Quelle günstiger Einkaufsmöglichkeiten anbot, für uns aber ein Katalog der Wünsche blieb. Der Katalog war ähnlich dem Lesezirkel, nur dass man sich die Bilder nicht nur ansehen, sondern auch etwas bestellen konnte. Meiner Erinnerung nach haben wir aber nie etwas bestellt.

Wahrscheinlich haben wir den Quelle-Katalog auch bekommen, weil er von unseren Gästen durchgeblättert werden konnte. Bei einem etwas älteren Nachbarbuben gab es den Katalog des Versandhauses Kastner & Öhler und er hat damit angegeben, dass darin bessere Fotos von der neuesten Damenunterwäsche zu finden waren. Da uns im Lesezirkel auch die freizügige Zeitschrift *praline* zur Verfügung stand, konnte er mich damit aber nicht beeindrucken.

Eine ganz eigene Erfahrung habe ich mit dem Quelle-Kaufhaus in Salzburg gemacht. Was im Katalog so verlockend und interessant wirkte, war in Wirklichkeit fast banal. Reizvoll war also in meiner Kindheit oft nicht der Gegenstand an sich, sondern die Sehnsucht danach.

Als enttäuschende, unscheinbare Orte hätte ich als Kind vielleicht auch die Quellen der Moosach oder der Salzach wahrgenommen.

Rauchen

In meiner Kindheit wurde überall geraucht: im Gastzimmer, im Fernsehen und in der Werbung. Mit ganz wenigen Ausnahmen rauchten vor allem die Männer. Geraucht wurden nicht nur Zigaretten, sondern auch Zigarren und Pfeifen. Man kann sich das heute kaum mehr vorstellen, wie unser Gastzimmer deshalb trotz Ventilator gestunken hat. Aber der Rauch gehörte einfach zum Wirtsbetrieb dazu. Rauch war Inbegriff von Gemütlichkeit, aber auch von Intellektualität. Je nach Herkunft und finanziellen Möglichkeiten kleideten sich Menschen in meiner Kindheit unterschiedlich und verkehrten auch in anderen Kreisen, aber beim Rauchen unterschieden sie sich kaum. Außer, dass natürlich Zigarren teurer waren als eine *Dreier* und die Damen edle Zigarettenspitzen verwendeten. Da bei uns im Wirtshaus Frauen nicht rauchten, sah ich diese Zigarettenspitzen nur im Fernsehen und in der Zeitschriftenwerbung im Lesezirkel.

Wie selbstverständlich das Rauchen in meiner Kindheit war, kann man sich über das ZDF-Archiv vergegenwärtigen. Die Interviews *Zur Person* werden dort treffend so angekündigt: *Rauchende Köpfe - tiefgreifende Gedanken. Zigaretten, Zigarren und harte Fragen: Politiker, Künstler und weitere Persönlichkeiten stellen sich von 1963 bis 1966 den Fragen von Günter Gaus - alle Folgen der legendären Sendung!* Für uns heute unvorstellbar ist, dass bis auf wenige Ausnahmen - Adenauer und Otto von Habsburg gehören etwa dazu - alle in diesen Interviews rauchen: Ludwig Erhard, Gustaf Gründgens, Herbert Wehner, Franz Josef Strauß, Arthur Koestler, Willy Brandt, Golo Mann, Günter Grass, Helmut Schmidt und auch die einzige von Günter Gaus eingeladene Frau, Hannah Arendt.

Gespräche, wie sie Günter Gaus geführt hat, fehlen heute im Fernsehen. Es fehlen aber auch diese Persönlichkeiten, denn man konnte ihnen beim Nachdenken zusehen. Genau das war mit dem Rauchen auch verbunden: denken und handeln. Dieses Bild wurde zumindest vermittelt.

Mein Vater hat bis vor meiner Geburt geraucht. Meinem Bruder Toni hat er erzählt, wenn er bei seinem schweren Unfall 1958 noch geraucht hätte, hätte er ihn nicht überlebt. Mit dem Rauchen angefangen hat mein Vater beim Militär. Beim Militär haben alle geraucht, sagte er, es war wie eine Art Betäubung. Da das Rauchen bald zur Sucht wird, konnte die Deutsche Wehrmacht durch die Versorgung mit oder den Entzug von Zigaretten auch belohnen oder bestrafen, auf jeden Fall eine zusätzliche, vergleichsweise leicht kontrollierbare Abhängigkeit schaffen. Die Fähigkeit, das zu reflektieren, hatte ich natürlich als Dreizehn-, Vierzehnjähriger nicht.

Da wir neben dem Gasthaus und dem Laden auch eine Tabaktrafik hatten, waren Zigaretten, Zigarren und Tabak immer ganz in der Nähe. Ich hätte nur in die betreffende Schublade greifen müssen und hätte mich bedienen können. Aber ich blieb zeit meines Lebens Nichtraucher. Ausprobiert habe ich es im Hauptschulalter zwar einmal, aber es war nur ekelhaft, obwohl die Zigarette angenehm gerochen hat und es ein gutes Gefühl war, sie aus der Schachtel zu nehmen und in der Hand zu halten. Dann der erste Zug. Es war grauslich. Dabei hatte ich noch nicht einmal inhaliert. Den Ekel davor hat noch die Bezeichnung *Lungenzug* verstärkt. Wie konnte man freiwillig den Rauch, vor dem man normalerweise flüchtet, um nicht zu ersticken, auch noch in die Lunge ziehen? Das ist mir bis heute unbegreiflich und ich beobachte mit Sorge, dass wieder mehr Jugendliche rauchen.

Raumpatrouille Orion

Die erste und einzige deutschsprachige Science-Fiction TV-Serie, *Raumpatrouille - Die phantastischen Abenteuer des Raumschiffes Orion*, wurde 1966 ausgestrahlt.

Sonst lief damals noch die heimelige Fernsehserie *Der Forellenhof* mit Jane Tilden als Frau des Hotelchefs. Wer sich heute eine Folge von *Forellenhof* und im Vergleich dazu die Raumpatrouille Orion ansieht, wird feststellen, dass beides

hausbacken wirkt und vor allem die Tricktechniken geradezu lächerlich erscheinen. Aber es war Pionierarbeit und schon damals war Dietmar Schönherr als Major Cliff Allister McLane, Kommandant des Schnellen Raumkreuzers Orion, als Trendsetter ganz vorne mit dabei. Am Beginn jeder Episode wurde von Claus Biederstaedt folgender Text gesprochen:

„Was heute noch wie ein Märchen klingt, kann morgen Wirklichkeit sein. Hier ist ein Märchen von übermorgen: Es gibt keine Nationalstaaten mehr. Es gibt nur noch die Menschheit und ihre Kolonien im Weltraum. Man siedelt auf fernen Sternen. Der Meeresboden ist als Wohnraum erschlossen. Mit heute noch unvorstellbaren Geschwindigkeiten durchheilen Raumschiffe unser Milchstraßensystem. Eins dieser Raumschiffe ist die Orion, winziger Teil eines gigantischen Sicherheitssystems, das die Erde vor Bedrohungen aus dem All schützt. Begleiten wir die Orion und ihre Besatzung bei ihrem Patrouillendienst am Rande der Unendlichkeit.“

Von 1966 aus gesehen war die sich abzeichnende Landung der ersten Menschen auf dem Mond, die ja tatsächlich drei Jahre später erfolgte, das Morgen. Warum sollten wir, so die Überlegungen im Vorspann, nicht übermorgen wie das Raumschiff Orion durch das Weltall fliegen? Im Rückblick erscheint mir diese Zeit einerseits bestimmt durch die Zuversicht an scheinbar grenzenlose Möglichkeiten. Andererseits aber wurden mir die Begrenzungen durch meine Beschäftigung mit der Astronomie deutlich bewusst. Es sind die unüberwindlichen Entfernungen im Weltall, die auch im Übermorgen Märchen nicht zur Wirklichkeit werden lassen. Sind es zum Mond noch bewältigbare 1,28 Lichtsekunden, so zum von mir mit meinem Fernrohr beobachteten Jupiter bereits 36,91 Lichtminuten. Zum nächsten Lichtstern Proxima Centauri wären wir aber mit Lichtgeschwindigkeit bereits über vier Jahre unterwegs.

Wenn überhaupt, dann werden wir Menschen irgendwann den Mars erreichen können, an dieser Prognose hat sich seit

meiner Hauptschulzeit nichts geändert. Trotz der Fantasien von Erich von Däniken werden wir daher allein im Weltall bleiben und für die uns anvertraute Erde allein verantwortlich sein.

Reisende

Das Wort Reisende hatte für mich als Kind einen guten Klang. Reisende wurden die Männer – Frauen waren nicht darunter – genannt, die Waren in einem Katalog anboten oder in einem Koffer gleich mitbrachten.

Die Bierzusteller von der >Stiegl Brauerei Salzburg waren keine Reisenden, diese haben wir *Bierführer* genannt. Die Bierführer wussten genau, wie viele Bierkisten und Bierfässer sie zu liefern hatten. Die Bestellung musste also zuvor nicht von einem Reisenden aufgenommen werden. Als der Platz zwischen Gasthaus und Salettl noch nicht geteert war, ließen sie die schweren Holzfässer auf den Boden fallen und rollten sie zur dicken Tür des Kühlraumes. Dem Bier und den Fässern machte die grobe Behandlung nichts aus. Der direkte Zugriff passte irgendwie zum Inhalt, denn Bier war für mich schon damals Ausdruck von Direkt-, aber auch Derbheit. Zu dieser Derbheit gehörte auch der später in der Pubertät gehörte Spruch *Trink Stiegl Bier, dann steht er dir*.

Aber zurück zu den Reisenden. Diese waren elegant, und obwohl sie nur aus der nahen und mir bekannten Stadt Salzburg kamen, brachten sie eine andere, verheißungsvolle Welt mit sich. Als fünf-, sechsjähriger Bub hatte ich noch keine Idee davon, was ich einmal werden möchte, aber so ein eleganter Reisender hätte es schon sein können: gut, aber nicht übertrieben gekleidet, überall herzlich willkommen und nach der Bestellung der Waren noch Zeit für ein persönliches Gespräch. So erschien mir das aus der Entfernung, denn gesprochen hat keiner von ihnen mit mir. Aber diese Distanz war eben auch Teil ihrer Wichtigkeit als Reisende.

Reitsamer Sepp

Der Reitsamer Sepp war neben dem Pöschl Karli der *Rote* in unserer Nachbarschaft und damit Feindbild für meinen Vater, denn mein Vater lebte, was Freund und Feind in der Politik betrifft, trotz aller Weltoffenheit und Sensibilität auch noch in der Zwischenkriegszeit. Wie tief verankert dieses Denken in unserer Gemeinde war, zeigte sich auch beim damaligen Dollfuss-Denkmal.

Bis zum Zuzug von Bergarbeitern war man bei uns tief-schwarz und damit gegen die Nazis. Dass ihn die Ablehnung der Nazis mit dem roten Reitsamer Sepp verbinden hätte müssen, hat mein Vater aber nicht erkennen können. Den blauen *Esserbauern* Andreas Eisl mochte er wegen seiner politischen Überzeugung zwar auch nicht, aber der war in Vollern und damit weit weg und nicht unser direkter Nachbar wie der Reitsamer Sepp.

Das Leben meines Vaters wurde durch einfache und klare Koordinaten bestimmt. Dazu gehörte der Glaube an Gott und ehrliche Arbeit. Bei den Roten sah er das verletzt, noch dazu, wo der Reitsamer Sepp als Eisenbahner sehr früh in Pension ging. Wie sollte unser Gemeinwesen funktionieren, wenn sich ein Nachbar so früh dem Arbeitsprozess entziehen konnte, Geld vom Staat erhielt und trotzdem Hilfsarbeiten annahm? Das empfand der Mühlberger Andre als ungerecht und das konnte ihn in Rage bringen.

Robert Lembke

Das harmlose heitere Beruferaten „Was bin ich“ war in meiner Kindheit ein Fernsehdauerbrenner. Dass der freundliche Moderator Robert Lembke, Jahrgang 1913, im Nationalsozialismus nicht als Journalist arbeiten durfte und sich 1944 verstecken musste, um der Verfolgung zu entgehen, habe ich als Kind natürlich nicht gewusst. Er und sein Rateteam Guido Baumann, Marianne Koch, Hans Sachs und Annette von Are-

tin erschienen mir wie vertraute Gäste, halt nur nicht in der Gaststube, sondern auf dem Bildschirm. Seine Frage *Welches Schweinderl hätten Sie denn gern?* erinnerte an die Frage nach einem Getränk beim Auwirt. Die Auswahl war in beiden Fällen gering. Der ganze Ablauf folgte hier wie dort bestimmten vertrauten Ritualen und dazwischen war Raum für Unterhaltung. Genau deshalb war die Sendung so beliebt - und genau deshalb sprechen Menschen noch heute vom Auwirt!

Rodeln

Woran denken die meisten beim Wort Rodeln? Wahrscheinlich an Kinderschlitten und den damit verbundenen Kinderausflug. Und an sanfte Hügel über die ebenso sanft hinuntergefahren wird.

Nicht so beim Auwirt! Wir hatten am *Huberberg* eine richtige Rennstrecke. Der Weg zur Kirche vereiste durch die Nutzung durch Fußgänger, und die fehlende Kies- oder Salzstreuung tat das Übrige. Schon war mit leichten Ergänzungen bei der Kurve neben dem Strommasten die Rodelrennstrecke fertig. Heute ist es kaum denkbar, dass Eltern ihren Kindern ähnliche Aktionen vor ihrem Haus erlauben würden.

Als Sportdisziplin hat mich das Rennrodeln nicht interessiert und ich kannte auch keine Rennrodlerin und keinen Rennrodler beim Namen. 1964 in Innsbruck war das Rennrodeln zum ersten Mal olympische Disziplin und ich habe registriert, dass Österreich mit Gold, Silber und Bronze hier sehr erfolgreich war. Nur übertroffen von Deutschland. Aber das war nicht das Besondere, das Besondere war, dass wir Kinder mit unseren Schlitten im Gegensatz zu den Schirennläufern und Eiskunstläufern den Rennrodlern nahe kommen konnten. Ähnlich war es sonst nur noch beim Eishockey.

Beim Rodeln ging es vor allem um Geschwindigkeit und dazu gehörte es, die Kurve neben dem Strommasten mit möglichst wenig Bodenberührung zu meistern. Das galt auch auf der folgenden geraden Strecke, vorbei am Stiegenaufgang bis

hinunter zum Weg neben der Moosach, die zum Sägewerk Ratkowitsch führte. Da wir nicht wie beim Schispringen im Hof eine „Flutlichtbeleuchtung“ hatten, montierten wir Taschenlampen an die Rodeln. Das entsprach zwar nicht mehr dem großen Vorbild Rennrodeln, wirkte aber verwegen. Rodeln war eben für uns doch mehr Abenteuer als Sport.

Salettl

Saletta heißt im Italienischen „kleiner Saal“. Davon ist das Wort Salettl abgeleitet. Vor meiner Geburt gab es auch beim Auwirt einen kleinen, hölzernen und eleganten Zubau mit Kegelbahn, der Salettl hieß. Im Internet findet man den Hinweis, dass sich in den für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typischen Salettln *die bürgerliche Freizeitgesellschaft* entwickelte und dass Bauten dieser Art, die zumeist von Vorstandswirtshäusern bei den Biergärten errichtet wurden, auch Sommerhalle, Trinkhalle oder Gartensaal genannt wurden. Als ob alles immer nur von der Stadt ausgehen müsste und das Land nichts Eigenständiges hervorgebracht hätte. Denn bei uns traf sich am Stammtisch eine eigene, nicht nur bürgerliche, sondern gemischte Gesellschaft aus Arbeitern, Bauern und Bürgern. Mit Fürst Auersperg war sogar ein Adelliger dabei.

In meiner Kindheit gab es dieses Salettl beim Auwirt nicht mehr, es wurde durch einen Zweckbau ersetzt. Praktischerweise und vielleicht auch aus Anhänglichkeit an das alte Salettl wurde auch der Neubau mit der Ausschank, der Kühlanlage und dem Veranstaltungssaal so bezeichnet. Im Saal konnten jetzt auch größere Hochzeiten gefeiert und Begräbnisse begangen werden. Für uns Buben waren aber vor allem die Bälle eine aufregende Sache, denn wir durften aufbleiben und neben oder hinter der Musikkapelle, die sich schon damals modern Band nannte, alles beobachten.

Mein Vater galt als beehrter Tanzpartner. Da wir bei Veranstaltungen eigene Kellnerinnen beschäftigten, durfte er

auch mitfeiern. Während der Ballsaison wurde der große Saal mit einem vergleichsweise kleinen Ölofen geheizt. Dieser war so heiß, dass es gefährlich war, sich ihm zu sehr zu nähern. Im betretbaren Kühlraum war es hingegen auch im heißesten Sommer angenehm kühl. Wenn die *Bierführer* der Stiegl Brauerei die Bierfässer hineinrollten und die Getränkekisten auf eigenen Getränkewagen hineinführten, durften wir diesen ansonsten verschlossenen Raum auch betreten.

Salzburger Nachrichten

Als Auwirts Andi habe ich den Begriff nicht gekannt, aber wenn meine Mutter sich einen schwarzen Kaffee machte, ihre Brille aufsetzte und die Salzburger Nachrichten las, sah sie aus wie eine Intellektuelle. Oder wie die israelische Außenministerin und spätere Ministerpräsidentin Golda Meir.

Seit den Olympischen Spielen in Innsbruck 1964 hatte ich mir angewöhnt, täglich die Salzburger Nachrichten in die Hand zu nehmen und mich mit den dort aufscheinenden Namen vertraut zu machen. Chefredakteur war zuerst René Marcic und dann ab 1965 Karl Heinz Ritschel. Beide waren nicht einfach nur Journalisten und Chefredakteure, sie waren Welterklärer und Weltdeuter. Meine Mutter las nicht nur die kurzen Nachrichten wie in der *Stompfiratschn* Neue Warte am Inn, sondern auch und gerade die langen Leitartikel. Es war wie mit der Bücherwand von Georg Rendl, als kleiner Bub konnte ich nur ahnen, dass sich dort die weite Welt befindet, die später mein Leben bestimmen wird. René Marcic engagierte sich für die Wiedererrichtung der Universität Salzburg und betrieb den Aufbau der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät und des interfakultären Instituts für Politikwissenschaften. Er war es auch, der früh die Bedeutung von Thomas Bernhard erkannte und ihn daher auch zu fördern versuchte. In diesen ruhigen und konzentrierten Minuten meiner Mutter mit den Salzburger Nachrichten, dem schwarzen Kaffee und ihrer Lesebrille war mein zukünftiges Leben angelegt.

Salzburger Sparkasse

Kaum etwas hat mich als Einzelereignis in der Volksschule für das Leben so geprägt wie der Weltspartag und der damit verbundene Ausflug nach Oberndorf zur Filiale der Salzburger Sparkasse in der Brückenstraße.

Heute ist dort eine andere Bank untergebracht. Den Weltspartag gibt es seit 1925 und er hat seine Blütezeit genau in meiner Volksschulzeit erlebt. Oberlehrer Franz Oberleitner hat vorher unsere Sparbüchsen geleert und den jeweiligen Betrag in Oberndorf in die Sparbücher eintragen lassen. Obwohl der Inhalt der Sparbüchsen im Klassenzimmer vor allen anderen Kindern gezählt wurde, kann ich mich nicht an Neid erinnern. Ein Mitschüler hatte nicht nur die üblichen kleinen Münzen, sondern auch zusammengefaltete Geldscheine in die Schule mitgebracht, aber das spielte für uns keine besondere Rolle.

Die Sparkasse wusste genau, wie man Kinderherzen ansprechen kann. Es gab nicht nur die Sparefroh-Figur mit den beweglichen Armen und Beinen, sondern auch das Sparefroh-Lied und beim Besuch in Oberndorf Geschenke. Beruhigend war es auch, im Sparbuch zu sehen, wie sich das kleine Guthaben langsam, aber kontinuierlich vergrößerte. Einmal war das bei meinem Sparbuch wegen eines Eingabefehlers gleich um einige hundert Schilling mehr.

Das Sparefroh-Lied habe ich auch noch im Ohr. Leider konnte ich den genauen Text im Internet nicht finden, aber ich erinnere mich zumindest an die Anfangszeilen: *Sparefroh in allen Zeiten, Sparefroh wird dich begleiten*. Dazu gehörte auch der Spruch *Spare in der Zeit, dann hast du in der Not*.

Salzburger Toni

Der *Salzburger Toni* hieß mit bürgerlichem Namen Anton Gietzinger und war Mitarbeiter des ehrenwerten Bankhauses Spängler in Salzburg. Als Bruder meiner Mutter Franziska

Maislinger und meiner Tante Hildegard Ostermeier war er für meinen Bruder Toni und mich natürlich der Onkel Toni. Aber beim Auwirt wurde er *Salzburger Toni* genannt. Wenn er und seine beiden Kinder Toni und Margit ab und zu am Sonntag zu uns kamen, dann kam die Stadt Salzburg zu uns auf das Land. Schon dieser große Mercedes 220! Keiner hier am Land hatte so ein Auto. Da wir mit unserem Leben zufrieden waren, gab es auf die *Stodinga* keinen Neid. Irgendwie scheinen wir Kinder auch geahnt zu haben, dass alles seinen Vor- und Nachteil hat und wir das ganz andere Leben in der Stadt noch kennenlernen werden und es schlussendlich unser Leben bestimmen wird. Und so kam es dann auch, ich lebte nach meiner Matura 1974 immer in Städten. Diese waren, nach Salzburg: Wien, Frankfurt am Main, Berlin, Prag, Oslo, New Orleans und schlussendlich seit über vierzig Jahren Innsbruck. Wäre ich bereits in der Stadt geboren und aufgewachsen, hätte ich zwar später auf das Land ziehen können, aber es wäre ja nicht mehr das Land gewesen, also das richtige Land, wie wir es als Auwirtsbuben erleben konnten.

Einmal durften wir eine Woche beim *Salzburger Toni* und seiner Familie im Stadtteil Lehen am Scheibenweg 18 verbringen. Der erste große Unterschied war nicht die Stadt, sondern das Privatleben. Beim Auwirt gab es kein Privatleben, denn die Gäste saßen auch in der Küche und immer wollte jemand etwas von uns, denn neben der Gaststube gab es noch die Trafik und den kleinen Laden. Beim Onkel Toni waren wir eine Woche nur für uns. Und die nächste große Überraschung war die direkte Umgebung, denn diese unterschied sich kaum vom Land. Wie bei uns waren ganz in der Nähe ein Sägewerk und ein Wald. Obwohl in der Stadt, wuchsen also mein Cousin und meine Cousine ähnlich auf. Nur nicht so wild, wie mir mein Salzburger Cousin berichtete. Mit meinem Bruder Toni hatte er ein altes Moped hergerichtet und dann durfte er ohne Nummernschild neben der Moosach zum Sägewerk Ratkowsch fahren.

Beim Auwirt kam an den Sonntagen im Sommer der Eisermann mit seinen zwei bis drei Sorten. Dieses Ereignis hat zum einen die halbe Umgebung mobilisiert und war für mich als Genuss und Zeremonie eine Auszeichnung dieses Tages. Beim *Salzburger Toni* war das anders. Wir gingen am Scheibenweg entlang zur Salzach. Dann ein Stück die Salzach hinauf, und wir waren bei der Eisgrotte, dem Eisgeschäft in der Getreidegasse 40. Nicht nur, dass es dort mehr Eissorten gab, das Eis war auch immer erhältlich. Es war wie der Unterschied zwischen dem Quelle-Katalog und dem Kaufhaus Quelle. Beim Auwirt gab es den Katalog mit den Träumen und in der Stadt Salzburg war man direkt an der Quelle. Aber es ist wohl wie in einem heißen Sommer. Wer genießt das kalte Wasser mehr? Der ständig neben dem fließenden Brunnen sitzt oder der, der nach einer Wanderung endlich das erfrischende kalte Wasser erreicht? In der heutigen Überflussgesellschaft sitzen wir ständig an der Quelle und fast alles ist fast immer zu haben. In den Supermärkten inzwischen auch auf dem Land.

Sauschlachten

Keine Kindheitserinnerung quält mich bis heute so sehr wie diese, obwohl dem Schwein, um das es geht, nicht bewusst Leid zugefügt wurde. Es war keine Tierquälerei, sondern eine Sauschlachtung, um genau zu sein eine Hofschlachtung, also das Töten eines Nutztieres in einer Form, die heute als stressarm und tiergerecht beschrieben wird. In meiner Kindheit war ich nie bei einem Metzger, um ihm bei seinem Handwerk zuzusehen. Beim Schmied, Schneider, Schuster, Tischler und Zimmermann war das schon der Fall.

Ich bin mit anderen Kindern am Pfarrhof und wir erfahren, dass gleich eine Sau geschlachtet werden soll. Zuerst wollte ich das nicht sehen, aber es reizte mich doch und ich blieb. Dann geschah etwas, was mir bis heute durch und durch geht, denn das Schwein schien, als es aus dem Stall geführt wurde, zu wissen, dass es getötet werden wird. Es schrie herzerreißend,

wie nur eine gequälte Kreatur schreien kann. Meiner Erinnerung nach wurde es dann schnell mit einem Bolzenschussgerät getötet und an Ort und Stelle zerlegt.

Heute werden Schweine, Kälber, Hühner und andere von uns Menschen gegessene Tiere lebend durch halb Europa und darüber hinaus transportiert. Wenn der von mir sehr geschätzte und von mir unterstützte Martin Balluch vom Verein gegen Tierfabriken bei Informationsveranstaltungen Fotos von gequälten Tieren zeigt, kann ich nicht hinsehen. Und wenn ich im Supermarkt das fein verpackte billige Fleisch sehe, denke ich an dieses Schwein meiner Kindheit. Auch deshalb esse ich seit vielen Jahren nur noch in Ausnahmefällen Fleisch.

Schießstand

Es gibt einige Orte meiner Kindheit, die ich lieber nicht mehr betreten hätte sollen, weil sie mir durch ihre Veränderung völlig fremd geworden sind. Dazu gehörte der Schießstand neben der Moosach. In meiner Kindheit lagen die Männer und bei besonderen Gelegenheiten auch eine Schützin auf der Pritsche, luden das Kleinkalibergewehr, konzentrierten sich und gaben ihre Schüsse ab. Nach dem Schuss traten wir Zielerbuben in Aktion und zeigten das Ergebnis an. Bei all der Schießerei hatte das einen in sich ruhenden, konzentrierten und fast gemächlichen, jedenfalls sehr nachdenklichen Ablauf. Als ich nach vielen Jahren wieder auf dem Schießstand war, war es unerträglich geworden, denn kaum hatte einer der Schützen seinen Schuss abgegeben, drückte er auf den Knopf und mit einem lauten Zischen und Rumpeln fuhr die Zielscheibe mit großer Geschwindigkeit direkt auf ihn zu. Früher hatte es Stil wie bei den Handwerkern, bei meinem neuerlichen Besuch ging es zu wie in einer Fabrik mit Fließbandarbeit. Inzwischen hat jedoch, wie mir der Obmann des Schützenvereins St. Pantaleon, Erich Enichlmayr, berichtete, auch auf dem Schießstand mit Meyton Electronic Targets das 21. Jahrhundert Einzug gehalten.

Wie mein Bruder Toni der einzige Ministrant, so war ich von den Auwirtsbuben der einzige Zielerbub. Kaum zu glauben, dass hier mein Cousin Hansi nicht mitgemacht hat. Wir Zielerbuben durften nämlich nach zuverlässig getaner Arbeit am Ende der Schusssaison auch fünf Schüsse mit dem Kleinkalibergewehr abgeben. Da das Gewehr mit dem geheimnisvollen Diopter von meinem Onkel Hans Ostermeier absolut tabu war, hatte ich keine Ahnung, wie man damit auf fünfzig Meter Entfernung in die Mitte der Zielscheibe treffen konnte, und trotzdem ist es mir auf Anhieb gelungen. Wir Buben durften das schwere Gewehr im Gegensatz zu den großen Schützen auf einem kleinen Sandsack auflegen, und schon konnte es losgehen. Es kann sein, dass jetzt der Wunsch der Vater meiner Erinnerung ist, aber auf meiner Zielscheibe waren alle fünf Treffer zu sehen und als Ergebnis hatte ich von den Zielerbuben die meisten Ringe erzielt.

Schispringen

Wie die Bezeichnung des Bezirkes Flachgau erahnen lässt, ist es bei uns flach, höchstens hügelig, Schifahren hatte daher keine besondere Bedeutung. Wir mussten zuerst eine Piste, wenn man den kurzen Abschnitt auf der *Auwirtsleitn* so nennen darf, treten, und flugs waren wir nach dem Aufstieg auch schon wieder unten. Ich hatte auch keine Schihelden, obwohl mir bereits als Kind der Name Toni Sailer ein Begriff war. Er hat bei den Olympischen Spielen in Cortina d'Ampezzo 1956 drei Goldmedaillen gewonnen und war damit und mit der Kombination vierfacher Olympiasieger und, nach damaligem Reglement, auch Weltmeister. Sein Name fiel beim Auwirt noch Jahre nach seinem Triumph, da er den Österreich-Patriotismus befeuerte, der auch in unserer Gaststube zuhause war. Aber Held wurde er für mich nicht. 1964 und 1976 habe ich mich wegen der Olympischen Spiele in Innsbruck kurze Zeit mehr fürs Schifahren interessiert, aber von Dauer war das auch nicht.

Schispringen hatte für uns Kinder allerdings einen gewissen Reiz, denn es war mit Wagemut verbunden und konnte sogar mit „Flutlicht“ vor dem Auwirt durchgeführt werden. Wir gingen die Treppe in Richtung Kirche hinauf und konnten direkt in den Innenhof zwischen Wirtshaus und Salettl springen. Ich möchte jetzt keine Einzelheiten beschreiben, entscheidend war, dass man sofort abschwenken musste, denn sonst wäre man auf die Landstraße mit dem durchgehenden Auto- und Motorradverkehr geraten. Mein Bruder Toni erinnert sich vor allem an das Schispringen auf dem Weg, der zur Kirche hinauf führte.

Alles, was mit Schiern zu tun hatte, kam mir als Jugendlicher sinnlos vor, und unnötiger Weise habe ich mir dann bei einem sogenannten Schikurs der Schule auch noch den Unterschenkel gebrochen.

Schmuggeln

Um keine falschen Erwartungen zu wecken: Was in diesem Abschnitt beschrieben wird, ist an Harmlosigkeit nicht zu überbieten. Schmuggler und Wilderer als verwegene Burschen kamen in Heimatfilmen und Theaterstücken vor, beim Auwirt war weit und breit nichts von ihnen zu hören oder zu sehen, obwohl die Grenze zu Deutschland nahe und auch genug Wild vorhanden gewesen wäre. Wildschützen und Schmuggler bewegten sich offensichtlich nicht im vergleichsweise langweiligen und unspektakulären Flachland, sie schienen sich nur im Gebirge auf steilen, gefährlichen Berghängen aufzuhalten und wohlzufühlen. Jäger und *Finanzer* konnten daher bei uns in aller Ruhe ihr Bier trinken und eine Speckwurst essen.

In meiner Kindheit gab es wohl keinen beschaulicheren Beruf als den des Finanzbeamten am Salzachufer im Abschnitt zwischen Oberndorf/Laufen und Ettenau/Tittmoning. Dieses Nichts-zu-tun-Haben war unüberbietbar. Die Finanzer wurden für ihre Waldspaziergänge bezahlt und mussten sich daher umso mehr beim Auwirt davon ausruhen. So war jedenfalls

die Wahrnehmung der Auwirtsbuben. Aber die Finanzer waren freundlich, also *net zwieda*, wie wir damals sagten. So hatte also alles seine Ordnung an der Staatsgrenze zwischen der Republik Österreich und der Bundesrepublik Deutschland.

Anders und damit spannender war es an der in einem weiten Umkreis einzigen Autobrücke von Salzburg nach Bayern, der Salzachbrücke von Oberndorf nach Laufen. Für uns Buben hatte es den Reiz einer Mutprobe, beim Fial in Laufen für einige Mark kleine Spielsachen zu kaufen und sie vor den Zollbeamten zu verstecken. Dabei ging es nicht um die geringe Gebühr, die wir bei der Überschreitung der Fünf-Mark-Grenze zu bezahlen gehabt hätten, sondern um die Aufregung, nicht entdeckt zu werden. Für den *Finanzer* wäre es einfach gewesen, von uns zu verlangen, alle Taschen zu öffnen oder sie umzukehren. Die Zollbeamten waren aber auch einmal Buben und sind an der Grenze aufgewachsen. Vielleicht war das der Grund, dass wir als Kinder nie kontrolliert wurden. Zumindest kann ich mich nicht daran erinnern. Sie konzentrierten sich auf die richtigen Schmuggler mit den Zigaretten und dem Alkohol in den Autos.

Der *Letzensauer Matthei* unterhielt uns immer wieder mit originellen Aussagen. Eine davon betraf die aus seiner Sicht fehlenden Grenzkontrollen an der Salzach in der Stadt Salzburg. Er wunderte sich, dass man in *Solzburg in Boarn entn so ginstig einkaufn kon* und einen *koa Grenzer onschaut*.

Schnapsbrennen

Beim Auwirt wurde nicht viel Schnaps getrunken. Wenn ein Mann betrunken war, dann fast ausschließlich durch zu viel Bierkonsum.

Wurde Schnaps bestellt, bekam man *ein Schnapsei* in einem *Stampe*, das schnell mit einem Ruck hinuntergeschüttet wurde. Dann erfolgten wie das Amen im Gebet ein Schütteln und ein Laut, der eher an einen überwundenen Schmerz erinnerte.

Aber das gehörte für die schnapstrinkenden Männer zum Ritual, denn *das Schnapsei* musste im Hals brennen.

Die Gäste haben uns Auwirtsbuben immer wieder einmal aufgefordert, Bier zu kosten. Wobei uns diese homöopathischen Kostproben vor allem eines bestätigten: Was die erwachsenen Männer hier beim Auwirt an Alkoholischem mit so viel Genuss konsumierten, war schlicht und einfach grauslich.

Anders verlief es beim Onamosa in Reith. Ich war fünf Jahre alt, und das ist meine erste und einzige Schnaps Geschichte. Bei den Bauern war es durchaus üblich, eigenen Schnaps zu brennen. Auch Cousin Hansi hat sich später als Hauptschüler eine kleine Schnapsbrennerei gebaut und mir den damaligen Bauplan genau beschrieben. Um nicht zum illegalen Schnapsbrennen zu ermuntern, werde ich die Anleitung dazu nicht wiedergeben. Beim Onamosa wurde also Schnaps produziert und wir Buben durften probieren. Der Geschmack kam mir interessant vor und ich nahm mehr als einen kleinen Schluck. Außerdem waren viele andere Buben dabei und einer hat den anderen angesteckt.

Beim Nachhausegehen war ich zuerst zwar etwas wackelig, aber sonst ohne besondere Beeinträchtigung. Beim Galgenhügel musste ich bergab, aber ich hatte das Gefühl abzuheben. Die Füße, ja der ganze Körper wurden leicht und ich schien nicht mehr zu gehen, sondern zu schweben. Wie es mir zuhause erging, weiß ich nicht mehr, mein Bruder Toni hat mir jedoch geschildert, dass mir sehr schlecht war und ich stark erbrochen habe. Bestraft wurde ich von meinen Eltern deshalb nicht, sie sind wohl davon ausgegangen, dass es für einen Buben vom Land auch diese Erfahrung braucht. Schnaps hat mich seither nicht mehr interessiert. Ich trinke überhaupt keinen Alkohol.

Schulbänke

Weder in der Volks- noch in der Hauptschule hatten wir Schulbänke. Die Stühle waren also nicht unverrückbar mit dem Tisch zu einer Schulbank verbunden.

Durch die Kleinheit hatten Stühle und Tische in der Volksschule aber doch etwas Eingrenzendes. Ich war es gewohnt, auf richtigen Stühlen zu sitzen und mich an richtigen Tischen aufzuhalten, und dann diese Infantilisierung. Natürlich kannte ich diesen Begriff noch nicht, aber als Auwirts Andi nahm ich am Alltagsleben der Erwachsenen teil und begegnete richtigen Autos und richtigen Traktoren. Ich ging neben der stark befahrenen Landstraße allein zur Volksschule, um mich dann dort in einer Miniaturwelt zu befinden! Jetzt verstehe ich auch, woher der Begriff „die Schulbank drücken“ stammt. Als Schüler drückte ich mich vom kleinen Tisch auf den kleinen Stuhl. Als Auwirts Andi in der Gaststube balancierte ich beim Tisch. Dieses In-die-Bank-Drücken hatte aber auch mit dem anfänglichen Druck, nicht fähig zu sein, lesen und schreiben zu erlernen, zu tun. Als ich es plötzlich konnte, war auch der Druck durch die Miniaturmöbel nicht mehr vorhanden.

Die Hauptschule Ostermiething fiel mir hingegen von Anfang an leicht. Hier ging die Freiheit für uns Schüler so weit, dass wir uns die Tische selbst gestalteten und darauf Labyrinth von Rillen ritzten und darin mit den kleinen Kugeln der Tintenpatronen spielten. Die Tische sahen bald aus, als wären sie aus dem 19. Jahrhundert. Wir dachten uns nichts dabei, aber als es dem Direktor auffiel, gab es einen großen Wirbel. Unser Klassenvorstand Karlheinz Schönswetter hatte die für ihn typische Lösung: Gemeinsam werden wir die Rillen ausspachteln, die Tischflächen schleifen und neu lackieren. Wir unternahmen also nicht nur etwas gemeinsam, es machte auch Sinn. Unsere Klasse wurde damit zum Vorbild für die ganze Schule, denn diese Rillen gab es natürlich auch in anderen Klassen, nur auf die Idee, diesen selbst verursachten Schaden

auch wieder selbst zu bereinigen, kamen mit unserem Schönsi offensichtlich nur wir.

Schusterkugel

Mein Bruder Toni erinnert sich noch an die Schusterkugel bei Maximilian Zauner, dem *Schuster Max*. Die Schusterkugel, auch Schusterlampe genannt, ist eine mit Wasser gefüllte farblose Kugel, die von Handwerkern vor Einführung des elektrischen Stroms dazu benutzt wurde, das Sonnenlicht zu bündeln und so den Arbeitsplatz zu erhellen. Die Schusterkugel hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Kristallkugel, wie sie im Okkultismus zum Hellsehen verwendet wird, und man könnte sich daher darüber lustig machen. Aber es war durch und durch eine kluge Sache, denn warum sollte man das zur Verfügung stehende Sonnenlicht nicht in dieser Form als konzentrierte Lichtquelle in der Schusterwerkstatt verwenden? Der *Schuster Max* war mit seiner Schusterkugel Teil der uns archaisch erscheinenden Welt ohne elektrischen Strom, wäre aber heutzutage hochmodern, denn wir versuchen bekanntlich verstärkt natürliche Energiequellen wie Sonne, Wasser und Wind zu nützen.

Da Toni als sechsjähriger Bub handgefertigte Schischeuhe erhalten hatte, konnte er sich länger als ich in der Schusterwerkstatt umsehen und ihm ist daher auch die Schusterkugel aufgefallen. Es kann aber auch sein, dass hier meine Erinnerung nicht stark genug ist oder genau die sechs Jahre Altersunterschied zwischen meinem Bruder und mir auch den Unterschied zum vollständigen Übergang von natürlichem zu künstlichem Licht beim *Schuster Max* bildeten.

Sechstagekrieg

Während meiner Kindheit gab es viele Kriege. Richtig wahrgenommen habe ich außer dem Vietnamkrieg aber nur

den Sechstagekrieg zwischen Israel und einer Reihe von arabischen Staaten und der Sowjetunion. Trotz Ho, Ho, Ho-Chi-Minh-Rufen war ich nur beim Sechstagekrieg ganz klar auf einer Seite. Nämlich auf der Seite des kleinen Israel, das sich gegen eine Übermacht aus Ägypten, Jordanien und Syrien zur Wehr setzen musste. Da uns König Hussein von Jordanien grundsätzlich sympathisch war und ich wusste, dass er Kontakte in Israel und den USA hatte, konnte ich nicht verstehen, dass sich auch Jordanien am Krieg gegen Israel beteiligte. Es war David gegen Goliath. David wurde durch den charismatischen israelischen Verteidigungsminister Mosche Dajan verkörpert und Goliath war neben den arabischen Staaten im Hintergrund auch noch die kommunistische Sowjetunion. Wie ein Jahr später beim Prager Frühling war es auch hier klar, der Kleine kämpft gegen den Großen und es geht schlussendlich auch um unsere Freiheit. Nur dass sich in diesem Fall der kleine David durch großen Mut und Geschick gegen den großen Goliath zu verteidigen wusste. Das hat mich als Bub beeindruckt und es war folgerichtig, dass ich als Student 1978 den Sommer im Kibbuz KfarHaChoresch bei Nazareth verbrachte und meine Freundschaft mit Israel eine Konstante in meinem Leben geblieben ist. Obwohl ich schon damals alle Seiten verstehen wollte, wusste ich, wenn es darauf ankommt, genau, wohin ich gehörte oder gehören wollte.

Selbstmord

Der hat si aufgengt oder *Der is ins Wassa gangn* habe ich beim Auwirt öfter gehört.

Im Gasthaus wurde über Leben und Tod gesprochen, aber, so wird mir jetzt klar, eher über die Menschen und nicht mit ihnen. Wer Sorgen hatte, blieb in der Gaststube eher still und hat seine Ängste für sich behalten. Wie wir wissen, ist das aber nicht nur bei „einfachen Menschen“ vom Land der Fall, auch Intellektuelle wie Alexander Langer und bekannte Politiker wie Karl Zillner behielten ihre Probleme für sich und stellten

mit ihrem Suizid auch Freunde vor ein Rätsel.

Alexander Langer hat sich 1995 vor den Toren von Florenz an einem Baum erhängt und hinterließ drei Abschiedsbriefe. In einem steht: *„Die Lasten sind mir zu schwer geworden, ich derpack's einfach nimmer. Bitte verzeiht mir alle – auch die Art des Weggehens. Dank habe, wer mir beim Tragen geholfen hat – keine Bitterkeit verbleibt gegen jene, die mir draufgeladen und erschwert haben. „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid“ – auch dieser Einladung zu folgen, fehlt mir die Kraft. So gehe ich weg als Verzweifelter, der nicht mehr kann. Seid nicht traurig, macht weiter, was gut war.“*

Ich bin mir natürlich der Gefahr bewusst, Gedanken, die mir später als Jugendlicher oder als Student und Wissenschaftler durch den Kopf gingen, zurückzusetzen. Da ich mich jedoch beim Schreiben dieser Erinnerungen immer besser in meiner Kindheit zurechtfinde, wird mir auch klarer, wie diese ausgesehen hat. Mir war eben vieles nahe und meine damaligen Empfindungen unterschieden sich von meinen späteren und heutigen gar nicht so stark. Mein Nachdenken über meine Kindheit zeigt mir erneut, dass man Kinder nicht unterschätzen sollte. Durch die vom Schularzt in der Volksschule locker hingesagte Fehldiagnose lebte ich plötzlich auf Abruf. So empfand ich es, und meine Angst vor dem Tod war groß. Der Tod hatte andererseits aber auch etwas Friedliches, nicht von ungefähr werden die Toten am Friedhof begraben. Auch die von mir als Kind gesehenen aufgebahrten Verstorbenen wirkten gelöst und in sich ruhend.

Zwei Fälle von Suizid in unmittelbarer Nachbarschaft geschahen in der Zeit, als ich ein Kind war. Der Mann und die Frau hatten sich erhängt. Das Entsetzen über diese Grausamkeit ist mir bis heute gegenwärtig geblieben. Ich habe aber auch noch die Stimme meiner Mutter in einem anderen Fall im Ohr: Der ist ins Wasser gegangen. Das erschien in meiner Fantasie hingegen als Bild eines langsamen Wegtauchens und hatte nichts Bedrohliches.

In der Kirche haben wir gebetet: *Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Lass sie ruhen in Frieden. Amen.* Dass für die katholische Kirche der Suizid eine Sünde, ein Frevel an Gottes Willen ist, davon wusste ich damals nichts. Da für mich als Kind der von der Kirche verkündete Glaube nichts Angsteinflößendes hatte, hätte ich das sicher nicht verstanden.

Sichere Bindung

Subcapitulare Fraktur des fünften Metacarpalknochens mit Dislocatio ad latus um eine Corticalisbreite. Dislozierte Nasenbeinfraktur.

So lautete der Röntgenbefund der Universitätsklinik für Radiologie vom 23. Dezember 2010, nachdem ich vor meiner Wohnung in Innsbruck von einer Gruppe Jugendlicher schwer verletzt worden war. Dieses Erlebnis, der ständige Druck von Rechtsextremisten wegen meiner Arbeit und weitere Bedrohungen haben meine Gesundheit so stark beeinträchtigt, dass ich im Februar 2021 einen Nervenzusammenbruch erlitt, der im Mai 2023 an die mediale Öffentlichkeit gezerrt wurde.

Körperverletzungen hatte ich auch in meiner Kindheit und Jugend. Diese waren jedoch von mir selbst durch Unachtsamkeit herbeigeführt und daher psychisch kein besonderes Problem. Ich musste nur in der Zukunft vorsichtiger sein, und das war ich dann ja auch. Die schwere Körperverletzung in Innsbruck und die über viele Jahre gehenden Bedrohungen, meinen Ruf zu vernichten und mir mein Lebenswerk Gedenkdienst wegzunehmen, waren jedoch beabsichtigt. Die Frage, warum ich damit vergleichsweise so gut umgehen kann, habe ich der Leiterin der Universitätsklinik für Psychiatrie II und dem Leiter der Opferschutzgruppe des Landeskrankenhauses Innsbruck, Barbara Sperner-Unterweger und Thomas Beck, gestellt, und ihre Antwort war eindeutig: Ich habe eine starke Resilienz. Resilienz ist ein Fachausdruck der Psychologie und bedeutet Widerstandsfähigkeit. Also *die Fähigkeit, Krisen zu*

bewältigen und sie durch Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen als Anlass für Entwicklungen zu nutzen.
(Wikipedia)

Woher stammt bei mir diese Fähigkeit, Krisen zu bewältigen? Auf welche persönlichen und sozial vermittelten Ressourcen kann ich zurückgreifen? Die Antworten sind wieder eindeutig: Meine starke Resilienz entstammt meiner Kindheit und ist der sicheren Bindung durch meine Mutter und meinen Vater zu verdanken. Ich konnte immer zu ihnen kommen und mich geborgen fühlen. Gespräche mit Menschen verschiedenster Herkunft zeigen mir häufig, dass sehr oft diese sichere Bindung durch Mutter und Vater nicht vorhanden war. Meine Eltern haben mir daher das Wichtigste mitgegeben: die Kraft zum Leben.

Simibauer Karli

Der Simibauer Karli war der Bergmann Karl Dürnberger.

Wir waren zusammen in der Volksschule und in der Hauptschule und er war später Stammgast beim Auwirt. Sein Hausname war *Simonbauer*, aber wir haben ihn Simibauer ausgesprochen. Ähnlich ist es beim Leherbauern Franz Jägerstätter, der laut Dokumenten richtig Lehenbauer genannt werden müsste. Aber in unserem Dialekt werden Namen gerne eigenwillig verändert und dann gilt im Zweifel das gesprochene und nicht das geschriebene Wort. Wichtig ist aber hier festzuhalten: Der Simibauer Karli war mein bester Freund. Es gibt kaum etwas, wo er nicht dabei gewesen wäre und was wir nicht gemeinsam unternommen hätten. Ich erwähne ihn aber trotzdem nicht oft, weil ich meine Erinnerung leider nicht mehr mit ihm vergleichen kann, denn er ist bald nach der Schließung des Bergwerkes gestorben. Mein Eindruck war, dass er den Verlust der Gemeinschaft im Bergwerk und der mit der Arbeit verbundenen Wertschätzung nicht verkraften konnte. Zuletzt war er ein schweigsamer Gast.

Sinti*zze und Rom*nja

Als ich klein war, kamen fahrende Familien und wohnten auf der Wiese unter den Apfelbäumen vor dem Auwirt. Diese Wiese hat mein Vater später so umgegraben, dass sie sich zum Eisstockschießen eignete.

Sie waren bunt gekleidet und schienen mir selbstverständlich unsere Gäste zu sein. Die Auwirts Fanny ging vertraut auf sie zu und gab ihnen zu essen. Obwohl ich nicht, wie Elias Canetti in *Die gerettete Zunge* schreibt, Angst vor ihnen hatte, weil sie kleine Kinder stehlen würden, hatte ich meiner Erinnerung nach keinen direkten Kontakt zu ihnen. Aber nicht aus Furcht oder Misstrauen, sondern weil es sich nicht ergab. Meine Mutter hat erzählt, dass sie auch in ihrer Kindheit bei uns durchgezogen waren und manchmal danach ein Huhn fehlen konnte. Um gleich zu ergänzen, *aber der Fuchs holt auch ab und zu ein Hendl*. Das war also keine Aufregung wert und ich habe daher auch mit Schmunzeln in *Auf der ganzen Welt zu Hause* von Karl Stojka gelesen: *Manchmal, wenn wir in einem Ort unterwegs waren, hat sich (...) ein Huhn unter dem Rock meiner Mutter mit den sieben raschelnden Unterröcken verirrt und mußte mitgenommen werden, dann hat es am Abend eben ein Huhn im Topf gegeben.*

Gutmeinende Menschen wie meine Mutter haben es ihnen gegönnt. Karl Stojka bestätigt dieses Verhältnis zur Landbevölkerung, *denn die hatten ja selbst wenig, aber es gab keine Vorurteile (...) und man hat immer etwas bekommen.*

Neben Karl Stojka durfte ich später beeindruckende Rom*nja und Sinti*zze kennenlernen. Ich möchte nur Rudi Sarközi, Hugo Höllenreiner und Gitta Martl und Nicole Sevik vom Verein Ketani erwähnen. Hugo Höllenreiner durfte ich 2013 im Jüdischen Museum München mit dem Austrian Holocaust Memorial Award auszeichnen. Die Laudatio hielt Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München. 2001 haben sich die 10. Braunauer Zeit-

geschichte-Tage unter dem Titel „Verzerrte Wahrnehmung“ mit *Bild und Realität der Roma und Sinti* beschäftigt. Wenn mich der für den Auslandsdienst zuständige Sozialminister Johannes Rauch nicht zum Rücktritt als Vorsitzender des Vereins Österreichischer Auslandsdienst gezwungen hätte, hätte ich den Gedenkdienst bei Roma-Organisationen stark ausgebaut.

Sonntagskracherl

Der Sonntag war schulfrei. Aber trotzdem nicht ohne Verpflichtungen. Das „Andi, aufstehn, Kircha gehen“ meiner Mutter habe ich noch im Ohr. Hier soll es aber nicht um die Verpflichtungen gehen, den feierlichen Gottesdienst im schönen Anzug, die frisch geputzten Schuhe und all die sakrale Erhaben- und Abgehobenheit der lateinischen Messe, sondern um die große Freiheit und das weltliche Besondere an diesem Tag. Obwohl im Gasthaus Auwirt im Kühlraum alle Getränke vorhanden waren, die unsere Gäste konsumieren wollten, Bier, Wein und alkoholfreie Getränke, allgemein zugänglich waren diese Getränke für uns Kinder nicht. Nur am Sonntag gab es die Ausnahme, und der an diesem besonderen Tag mit großem Genuss getrunkene Almdudler oder das Fanta bekam daher auch einen eigenen Namen: Es war das Sonntagskracherl. Nach anfangs großen Bedenken durften wir später auch eine Coca Cola trinken.

Besonders war das Sonntagskracherl, weil wir es nur einmal in der Woche erhalten haben und wir uns das Kracherl möglichst über den ganzen, im Sommer besonders langen Sonntag aufsparen wollten. Aber ich durfte mir das Kracherl nicht so einfach aus dem Kühlfach nehmen, ich musste meine Mutter fragen, und nachdem sie die Erlaubnis gegeben hatte, kam der große Augenblick: Ich öffnete das Kühlfach und nahm mir die Fantaflasche oder den Almdudler heraus. Die kühle Flasche in der Hand zu halten war schon eine Freude. Dann wurde

mit dem Flaschenöffner die Flaschenkapsel mit einem Zischen entfernt und es begann, mit dem ersten kleinen Schluck nach dem Kirchengang, die Freiheit dieses ganz besonderen Tages.

Sternsinger

Auf meiner Wohnungstür steht mit Kreide 20-C+M+B-23. Die Buchstaben stehen für *Christus segne dieses Haus*, lateinisch *Christum mansionem benedicat*. Man kann sie aber auch als Abkürzung für Caspar, Melchior und Balthasar lesen. Es zeigt jedenfalls, dass auch dieses Jahr die Sternsinger der Katholischen Jungschar bei mir waren. Die Kinder und vor allem die erwachsene Begleitperson waren überrascht über meinen bei der Dreikönigsaktion eher unüblichen 100-Euro-Schein. Für mich war das nicht nur Spende, sondern auch Ausdruck meines Dankes dafür, dass sie mir mit ihrem Besuch jedes Jahr ein Stück meiner Kindheit an die Wohnung am Hutterweg in Innsbruck bringen.

Ich war nämlich auch einer dieser Sternsinger, aber keiner der drei Könige, ich war der Kassier. Dementsprechend lautete mein Text, und ich kann ihn natürlich noch auswendig: *Ich bin der Kassier, der wichtigste Mann, denn auf das Geld kommt es überall an.*

Heute übernimmt diese Funktion eine der drei Königinnen, denn es sind inzwischen meist Mädchen, die jährlich von Haus zu Haus gehen und diese Freude und Nächstenliebe mit sich bringen.

Sternsingen war bei uns einerseits Brauchtum und Teil des katholischen Dreikönigsfestes, aber auch ein Blick hinaus zu Menschen, denen es nicht so gut ging und denen zu helfen wir als Christen verpflichtet waren. Nachdem Pater Konrad Gietzinger, bei uns bekannt als Kiemer Max, über die Mission in Südafrika gesprochen hatte, konnte ich mir auch vorstellen, wohin das von uns gesammelte Geld kommt und wofür es eingesetzt wird.

Stiegl

Stiegl war in meiner Kindheit mehr als Bier. Es war ein Revier. Die große Zentrale war die Stieglbrauerei in Salzburg und das für uns zuständige Depot befand sich in Wildshut.

Die Stieglbrauerei und das dazugehörige Bier standen einfach weit über Noppinger oder Schnaitl. Es war ein bisschen so wie unsere große Dekanatspfarrkirche und der Dechant: Das alte, ehrwürdige, seit 1492 gebraute Stieglbier überragte die anderen, aus meiner Sicht im Vergleich dazu sehr gewöhnlichen Biermarken. Mit Stolz wurde beim Auwirt Stiegl ausgeschenkt und verkauft.

Ich erinnere mich, wie die Bierzusteller, wir nannten sie Bierführer, einer von ihnen hieß Schlag Hans, die Bierfässer auf den Boden des Hofes fallen ließen und dann in das Kühlhaus rollten. Die Bierfässer waren robust und sehr schwer und dieser ganze Vorgang hatte Wucht. Nachdem der Innenhof geteert worden war, mussten die Fässer vorsichtig vom Lastwagen heruntergerollt werden. Wegen der nicht sehr guten Haltbarkeit des Teers war es nun mit der Wucht vorbei. Dafür erhielt der Auwirt eine Stiegleuchtreklame. Meine Mutter nannte sie einfach *das Schild*. Das Stiegl-Revier wurde also mit dem Stiegl-Schild markiert.

Stieglbier ist beliebt und weit verbreitet. Obwohl ich selbst kein Bier trinke, fällt mir in Innsbruck und anderswo immer wieder Stieglbier auf. Wenn ich den roten Schriftzug und die damit verbundene Treppe sehe, bin ich gleich in meine Kindheit versetzt. Das tut gut, nur mit den Bierdosen kann ich nichts anfangen. Dosen sind mir zu gewöhnlich, Dosen fehlt das Edle, das ich mit Stiegl und dem Auwirt verbinde. Stieglbier sollte nur im Fass oder in der Glasflasche verkauft werden dürfen.

Stierling

Nur drei-, vierhundert Meter entfernt vom Auwirt beginnt die Au. Damit sind die Wiesen und der Wald auf der rechten Seite der Salzach gemeint. Der Inbegriff von Wald mit all seinem Zauber war jedoch der Stierling, von uns wie *Stilling* ausgesprochen. Hinter dem Stierlingwald war Bürmoos, und obwohl man sogar mit der Lokalbahn von Trimmelkam durch den Stierlingwald nach Bürmoos und von dort weiter nach Salzburg fahren konnte, bewahrte *der Stilling* sein Geheimnis. Zentrum dieses Geheimnisses war die Stierlingkapelle. Keiner wusste, wann sie gebaut worden war, was laut dem Salzburger Bildungswerk und dem Tourismusverband St. Georgen bis heute so geblieben sein dürfte. Sie könnte im 15. Jahrhundert als Pestkapelle errichtet worden sein oder 1809 als Dank für den Abzug der Franzosen oder irgendwann dazwischen. Die älteste Jahreszahl, die man in der Kapelle findet, ist 1708. Sie steht auf dem Gnadenbild der *Schmerzhaften Muttergottes von der Stierlingkapelle*.

Aber wie auch immer: Von diesem Wald und der Kapelle ging ein besonderer Zauber aus, der vielleicht auch mit dem Namen zu tun hatte. *Stilling* klang ähnlich wie *Hilling*. *Hilling* war die *Jauche* und die *Hillinggrubn* war die Jauchengrube. Warum sollte aber ein dichter Zauberwald an die Gülle erinnern? Hier geriet vieles durcheinander, denn *Stilling* klang auch wie Stille. In der Zeit der ersten Sprachaneignung vermitteln Worte mehr als den bloßen Inhalt, sie vermitteln auch ein Gefühl. Mit dem Wort *Stilling* konnten die anderen Ortsnamen nicht mithalten. Was waren dagegen schon Au, Irlach, Moosach oder St. Pantaleon. Diese und andere Ortsnamen erklärten sich von selbst. Ähnlich wundersam war nur noch der Pladenbach und es war daher auch kein Wunder, dass er irgendwo im oder hinter dem Stierlingwald entsprang.

Strom

Der Strom kommt aus der Steckdose. Bei uns beim Auwirt und bei den Nachbarn kam der Strom jedoch vom Haberl. Othmar Haberl war als Nachbar unser Stammgast und hatte ein eigenes kleines Elektrizitätswerk. Er erzeugte damit aber nur Gleichstrom. Die neue Waschmaschine und andere, immer mehr um sich greifende Geräte, die das tägliche Leben erleichtern sollten, ließen sich nur durch Wechselstrom betreiben. Tante Hilda musste daher unsere Waschmaschine beim Ratkowsch unterbringen und dort unsere Wäsche waschen.

Das eigene Elektrizitätswerk gab Frau Haberl aber auch die Möglichkeit, in ganz besonderer Weise mit ihrem Mann zu kommunizieren. Dabei schloss sie nicht nur den Auwirt, sondern alle Bezieher des Haberl-Stromes mit ein. Der Vorgang, über den noch jahrelang gesprochen wurde, war folgender: Wenn ihrer Meinung nach ihr Mann den Stammtisch verlassen und nachhause kommen sollte, drehte sie kurz den Strom ab, und das flackernde Licht beim Auwirt gab ihm und allen anderen Gästen ein klares Zeichen, endlich aufzubrechen.

Das Ende des 19. Jahrhunderts errichtete Haberl-Elektrizitätswerk ist noch erhalten. Heute verbirgt es sich hinter Gebüsch. Hinter diesen Sträuchern verbirgt sich auch, bildlich gesprochen, wie kaum an einem anderen Ort das, was meine Kindheit ausmachte. Ich kann mich zwar nicht erinnern, dass uns Herr Haberl sein Elektrizitätswerk einmal gezeigt hätte, aber es ist für mich bis heute Ausdruck einer kleinen, in sich abgeschlossenen, aber äußerst fortschrittlichen Welt. Die angrenzenden Häuser in den Gemeinden St. Pantaleon und St. Georgen gehörten nämlich zu den ersten mit elektrischem Strom.

Tabaktrafik

Der Auwirt besaß nicht nur einen Laden, sondern wie selbstverständlich auch eine Trafik. Selbstverständlich des-

halb, weil damals, so kommt es mir in meiner Erinnerung vor, alle Männer rauchten, und irgendwo mussten sie die Zigaretten und Zigarren auch kaufen. Den Begriff Tabaktrafik findet man bereits in einem Schreiben von Kaiser Joseph II., der 1784 das Tabakmonopol erließ. Konzessionen erhielten meist Kriegsinvaliden und Behinderte, warum also beim Auwirt neben Alkohol auch das Suchtmittel Nikotin verkauft werden durfte, weiß ich nicht. Die Trafik machte den Auwirt jedenfalls zusätzlich attraktiv, auch für Einbrecher. Wegen der Zigaretten wurde bei uns sogar zweimal eingebrochen. Einmal erinnere ich mich, dass der Einbrecher durch das vergitterte Fenster einstieg, indem er einen Gitterstab verbog und das offene Katzentürchen nützte. Die Auwirtsleute hatten sich gewundert, dass der Einbrecher nicht einfach eines der unvergitterten Fenster im Wirtszimmer zerbrochen hatte. Groß aufgeregt hat uns das aber nicht, denn irgendwie ist man davon ausgegangen, dass Zigaretten, da sie teuer sind, Diebe geradezu anziehen müssen. Das vorhandene Bargeld wurde natürlich nicht im Erdgeschoß, sondern bei meiner Mutter und meinem Vater in der Stubenkammer im ersten Stock aufbewahrt. Mein Vater war sich sicher, dass sich kein Dieb traut, in den ersten Stock hinaufzugehen und die direkte Konfrontation mit ihm zu suchen.

Der Dieb wurde nicht nur schnell ermittelt, es wurden auch Witze über ihn gemacht, denn er hätte wissen müssen, dass in der Gaststube in der Zigaretten- und Zigarrenschublade ohnehin nur wenige Zigaretten gelagert waren. Das Zigaretten- und Zigarrendepot war natürlich wie das Bargeld auch im ersten Stock.

Später hat meine Mutter behauptet, dass sie durch die Trafik das zusätzliche Geld für die Ausbildung ihrer Buben verdient hat. Jetzt, da die Raucher überall in Bedrängnis geraten sind, stelle ich mich aus Solidarität gerne zu ihnen und bedanke mich. Das erzeugt Verwunderung, denn die Raucher sind gewohnt, kritisiert zu werden. Von mir erhalten sie hin-

gegen eine völlig unerwartete Anerkennung mit dem Hinweis auf meine Mutter.

Tatsächlich hat die gemeinsam mit Tante Hilda geführte Trafik nicht viel eingebracht. Davon hätte ich nicht studieren können. Ich habe ein staatliches Stipendium erhalten und neben meinem Studium auch gearbeitet. Ich bleibe aber bei dieser Geschichte mit der Pointe, dass Rauchen schlecht für die Gesundheit ist, aber gut für die Entwicklung des Geistes sein kann. Zumindest indirekt. Das wollte meine Mutter schlussendlich damit sagen.

Tennis

Tennispielen war in meiner Kindheit mehr als heute Golf. Es gab weit und breit nur einen Tennisplatz und diesen durfte man nur ganz in Weiß betreten. Nicht nur die Schuhe, auch Hose, Leibchen und Socken mussten weiß sein. Diese einheitliche Kleidung gab dem ganzen Auftritt etwas Feierliches. Fast wie in der Kirche oder im Salzburger Landestheater. Als Volksschüler durften wir einmal mit unserem Oberlehrer Franz Oberleitner zu einer Aufführung ins Landestheater und mit meinem Mitschüler in der Hauptschule Ostermiething, Werner Ebner, durfte ich auf den Tennisplatz beim Bergwerk in Trimmelkam, daher der Vergleich. Sein Vater war Steiger und damit hatte er Zugang zu dieser Gesellschaft.

Zuhause spielten wir ohne besonderen Aufwand Federball und natürlich Tischtennis und beim Nachbarn Fußball. Aber richtiges Tennis war nur auf diesem eleganten roten Sandplatz mit den einfachen weißen Markierungen möglich. Er war für mich etwas Besonderes und dank Werner hatte ich zu dieser erlauchten Welt Zugang erhalten. Trotz der damaligen großen Faszination wurde ich kein begeisterter Tennisspieler.

Theater

Wenn etwas los war, sagte man bei uns: *Des is oba a Theata* oder do hot sich wos abgspielt. So, als ob der tatsächliche Streit doch nur eine Aufführung beziehungsweise ein Spiel gewesen wäre. Aber es gab auch *a richtiges Theata* in meiner Kindheit: in den Gasthäusern Werner und Duschl in Pontigon und Obereching. Das Theater im ehemaligen Kuhstall beim Werner und im großen Saal beim Duschl war nicht zu vergleichen mit der Löwinger-Bühne im Fernsehen, bei der wir die Schauspieler nur in ihrer Rolle auf der Bühne erlebten. Wir kannten unsere Schauspieler alle persönlich, also auch in ihrer Rolle im Leben. Das machte die Sache besonders reizvoll.

Der hot oba wieder lustig gspielt, hörte ich vor allem über unseren Briefträger Norbert Maier sagen. Aber was heißt hier lustig, unser *Briaftroga* war auf der Bühne in seinem Element und brachte den Duschlsaal zum Lachen. Die Titel der Stücke habe ich nicht mehr in Erinnerung, es wird wohl um die üblichen Familien- und Dorfstreitereien gegangen sein. Die Handlung war aber auch nicht das Entscheidende, entscheidend war das gemeinsame Erlebnis auf der Bühne und im Publikum.

Norbert Maier hat meinen Erinnerungen auf die Sprünge geholfen und mir mitgeteilt, dass sie meist einen lustigen Einakter und dann ein trauriges, längeres Stück aufgeführt haben. Dort war dann der *Sigl Schorsch* (Georg Thalmaier) die Hauptperson. Norbert wirbelte im Einakter über die Bühne und der Schorsch, breitbeinig dasitzend, hielt lange, tiefgründige Monologe. Der eine stimmte heiter und der andere nachdenklich. Genau so stellte ich mir Amateurtheater am Land vor. Mitgespielt haben, neben vielen anderen, auch Maria Gangl und Elisabeth Giglmayr. Ich hatte großen Respekt vor ihrer Leistung, sich die langen Texte zu merken. Mir hätte ich das nicht zugetraut, denn es war schon nicht einfach, in der Schule ein Gedicht auswendig zu lernen. Die Hauptrolle vom

Maier Norbert habe ich mir später als Gymnasiast allerdings zugetraut, denn ich war in den Sommerferien Briefträger.

Toilette

Wer wie ich in den 1950er Jahren auf dem Land aufgewachsen ist, weiß genau, was jetzt kommt: Was wir heute mit dem aus dem Französischen kommenden Wort Toilette oder dem aus dem Englischen kommenden Klosett, kurz WC (watercloset), bezeichnen, war ein Plumpsklo. Wikipedia definiert Plumpsklo als den *umgangssprachlichen Begriff für eine Toilette ohne Wasserspülung (Trockentoilette), bei der der Kot samt Urin in einen Kasten oder eine Grube fällt (plumpst) und dort verbleibt, bis die Grube beziehungsweise der Kasten gefüllt ist und der Inhalt entsorgt wird.* Beim Auwirt war es bis zur Errichtung der WCs für Frauen und Männer das *Sch...haus* über der Jauchengrube. Wenn die Jauchengrube länger nicht geleert wurde, setzte man sich der Gefahr aus, dass es nicht nur plumpste, sondern auch heraufspritzte. Vor der Landung der festen Ausscheidung war es daher angebracht, sich schnell zu erheben. Nur im Winter, wenn auch die Jauche mit einer dünnen Eisschicht bedeckt war, war man vor diesen unerwünschten Attacken aus der stinkenden Tiefe sicher.

In der einklassigen Volksschule St. Georgen gab es 1961 bereits Wassertoiletten. Ich erinnere mich, dass sich Buben und Mädchen in den Pausen jeweils anstellten und der Oberlehrer die Weisung ausgab, dass die Buben bei kleinen Geschäften nicht spülen sollten, um Wasser zu sparen. Da ich mich aus Gründen, die ich nicht mehr weiß, in der ersten Schulstufe diese modernen Toiletten nicht zu benützen traute, hatte ich es oft schwer. Zuhause hatten wir für die Nacht im Bubenzimmer einen Nachttopf. Wir waren vier Buben und die zwei Älteren stellten sich auch ab und zu ans Fenster für, wie es der Oberlehrer ausgedrückt hätte, das kleine Geschäft. Die Ermahnung, nicht zu spülen, in dem Fall allerdings überflüssig.

Traktor

Unser erster Traktor war bei uns nicht einfach ein neu oder gebraucht gekauftes Fahrzeug. Es war ein vom Mühlberger Andre aus im Umkreis ergatterten Einzelteilen zusammengebautes Ungetüm, das die Funktion eines Traktors erfüllte und auch so ähnlich aussah. Dieser Traktor hatte nicht die üblichen drei oder vier Gänge, sondern zwölf, und durfte wegen der fehlenden Typisierung natürlich auch nur auf Privatgrund gefahren werden.

Der von meinem Vater konstruierte Traktor hat großes Erstaunen erzeugt, für mich war er aber ganz normal. Ich konnte mir als kleiner Bub kaum etwas vorstellen, was mein Vater nicht selbst hätte bauen können.

Trichterlautsprecher

Mein erfindungsreicher Cousin Hansi hatte natürlich auch, wie konnte es anders sein, einen richtig großen Trichterlautsprecher. Da er noch öfter als ich in der Stadt Laufen einkaufte, hat er die Frage *Haben Sie etwas zu verzollen?* der österreichischen Zöllner in Oberndorf häufig gehört. Uns Buben haben die Zöllner damals wahrscheinlich mit Du angesprochen, die Frage wird daher richtig *Hast du etwas zu verzollen?* gelautet haben.

Einmal hat er mit mir eine Krawatte für, sagen wir, acht Deutsche Mark gekauft. Die Freigrenze betrug fünf Mark. Schlau, wie er war, gab er zur Antwort, dass die Krawatte uns beiden gehört und damit jeder mit vier Mark unter der Freigrenze bleibt. Der Zöllner war aber auch nicht auf den Kopf gefallen und forderte uns auf, die Krawatte in zwei Teile zu schneiden. Hansi musste sich geschlagen geben und einige Schilling Zoll bezahlen.

Aber in diesem Abschnitt geht es um den riesigen Trichterlautsprecher, der Hansi die Funktion eines Hilfszollbeamten

im Einsatz gegen die unerlaubte Grenzüberschreitung eines Gasballonpiloten ermöglichte. In unserer Kindheit wurde die von der Salzach gebildete Staatsgrenze zwischen Deutschland und Österreich durch Finanzer beobachtet. Sie spazierten die Salzach entlang oder saßen in ihren Finanzerhäuschen und suchten mit ihren Ferngläsern den Fluss ab. Nur am Himmel war die Bewachung mangelhaft und hier musste Hansi mit seinem Trichterlautsprecher einschreiten. Kurzum, ein sich aus Bayern nähernder Gasballon wurde von Hansi mit den strengen Worten *Sie überfliegen die österreichische Staatsgrenze* und *Haben Sie etwas zu verzollen?* begrüßt. Tatsächlich bekam es der Pilot des Gasballons mit der Angst zu tun und landete hinter der Eisenbahnbrücke in Ölling. Die Landung war mit einem großen Aufsehen verbunden und es wurde davor gewarnt, nicht zu rauchen, weil sich das ausströmende Gas entzünden könnte.

Wie so oft bei diesen und anderen Streichen von Hansi hat niemand erfahren, wer die Landung verursacht hat. Aber was heißt in diesem Fall Streich? Hansi hat unsere Staatsgrenze vor einem unerlaubten Übertritt bewahrt und damit als pflichtbewusster Staatsbürger gehandelt.

Überfuhr

Das Wort Überfuhr hatte den Zauber einer vergangenen Welt. Mit der Überfuhr konnte man von uns über die Salzach in das benachbarte Fridolfing gelangen. Das klang aber für mich so unwirklich wie der Galgen auf dem Galgenhügel. War es tatsächlich möglich, in einem Holzboot, wie ich mir das vorstellte, das an einem über den Fluss gespannten Seil hing, einen Ausflug nach Bayern zu machen? Wir mussten extra nach Oberndorf oder Ettenau fahren, um die bayerischen Städte Laufen und Tittmoning zu besuchen. Fridolfing schien mir als Kind unerreichbar, denn warum sollte man mit dem Auto so einen großen Umweg zurücklegen, nur um in ein

Dorf zu kommen, das nicht weiter als Wildshut, St. Pantaleon oder Eching entfernt war? Mit der Überfuhr war das zu Fuß möglich. Aber nicht für mich, denn ich kannte die Überfuhr nur vom Hörensagen.

Der Heimatforscher Peter Franz Leitner aus Fridolfing glaubt, dass diese Überfuhr bis 1958 oder 1959 in Betrieb war. Das entspricht dem, was mein Bruder Toni und mein Cousin Hannes darüber wissen. Denn beide sind tatsächlich mit dieser legendären Überfuhr über die Salzach gefahren. Für Toni war es neben Fuschl am See und dem Zwölferhorn der Ausflug, der ihm am stärksten in Erinnerung geblieben ist. Toni ist sechs Jahre älter als ich und ich war damals wohl noch zu klein, um dabei sein zu dürfen, aber obwohl Hansi nur zweieinhalb Jahre älter ist als ich, war er sogar mehrmals mit seiner Mutter in Fridolfing, um die Schwester seines Vaters zu besuchen. Wenn sie mich nur einmal mitgenommen hätten! Aber sind nicht doch die Vorstellung und die damit verbundene Sehnsucht nach der Überfuhr schöner als das tatsächliche Erlebnis?

Peter Franz Leitner berichtete mir, dass die Überfuhr von Lettensau zum Ortsteil Überfuhr bis 1945 bestand und sogar ganz in der Nähe noch eine dritte Überfuhr zwischen Riedersbach und dem Dorf Pietling existiert haben soll. Diese soll von einem amerikanischen Tiefflieger zerstört worden sein, der Gerüchten nach in die Salzach gestürzt ist und nie mehr gefunden wurde. Vielleicht haben sich in meiner frühen Kindheit Tatsachen mit Legenden vermischt, mit dem Ergebnis, dass ich auch an die tatsächlich existierende Überfuhr von Wildshut nach Fridolfing nicht mehr glauben konnte.

UFO gelandet

Kurz nach der Mondlandung ist ein *UFO im Flachgau gelandet*. Die Abkürzung UFO steht für unidentifiziertes Flugobjekt oder englisch unidentified flying object. Auch die Gendarmerie trat auf den Plan. Die *Schandinga* deshalb, weil

sich bald zeigte, dass es sich um einen Bubenstreich handeln musste. Was war also geschehen?

Schwarzpulver wurde von den Bauern zum Sprengen von *Holzstöcken* (Baumstrünken) verwendet und war für uns leicht zugänglich. Schwieriger war es, die notwendige Zündschnur aufzutreiben. War beides vorhanden, wäre es langweilig gewesen, einfach etwas zu sprengen, aber wenn einige Buben zusammenkamen, fiel ihnen schon etwas Besseres ein. Wenn man eine Schale Schwarzpulver in einem etwa zwei Meter großen Kreis verteilt, explodiert es nicht, sondern erzeugt Licht und viel Rauch. Mit dieser Tatsache ließ sich eine aufsehenerregende Inszenierung gestalten.

Nachdem Franz, Hansi und Gogo den Vorgang auf seine Ungefährlichkeit getestet hatten, gab es die erste und einzige nächtliche Aufführung dieses Spektakels neben der Landstraße zwischen dem Auwirt und Irlach in der Nähe vom Rendlweg. Gogo hatte sich einen mysteriösen alten langen Mantel angezogen und seine Hände mit Draht auf über zwanzig Zentimeter verlängert. Wenn sich ein Auto näherte, wurde die Zündschnur gezündet und Gogo erhob sich im brennenden und rauchenden Kreis.

Jemand musste Meldung im Gendarmerieposten Oberching erstattet haben, denn Franz Klabacher trat in Aktion. Da er uns kannte, musste er nicht lange recherchieren und konfrontierte zielgerichtet die Akteure. Da niemand zu Schaden gekommen war, blieb es bei einer Ermahnung, der Vorfall wurde als Bubenstreich abqualifiziert und keine Anzeige erstattet. Angeblich, so wurde oft bei uns daheim erzählt, gab es aber deswegen eine Meldung in irgendeiner Zeitung über eine UFO-Landung im Flachgau. Ob das stimmt, konnte ich nicht mehr eruieren.

Umgangsformen

Die meisten Menschen waren in meiner Kindheit beim Kirchgang und bei Festlichkeiten nicht nur besser gekleidet als

heute, sie hatten auch häufig bessere Umgangsformen. Beim Blick auf Fotos dieser Zeit fällt sofort auf, dass Männer Hüte trugen. Der Hut sah gut aus und bot durch ein kurzes Lüften die Möglichkeit, dem Gegenüber seine Ehrerbietung zu erweisen. Schon das Wort *Ehrerbietung* wird heute kaum mehr jemand verwenden.

Das Leben war vielleicht einfacher, aber es hatte in meiner Erinnerung mehr Stil. Ich höre bereits den Einwand, dass dies doch vor allem einengende Konventionen waren, die mit der zunehmenden Offenheit unserer Gesellschaft zurecht zurückgedrängt oder ganz abgeschafft worden sind. Außerdem verhindern bessere Umgangsformen weder Gemeinheiten noch Grausamkeiten. Ich werde diesbezüglich auch in keiner Weise die Zeit meiner Kindheit beschönigen. Aber das Einhalten vorgegebener Formen der Höflichkeit und der Rücksichtnahme erleichterte für uns Kinder die Orientierung in der Welt der Erwachsenen. Wer sich zu benehmen wusste, konnte sich ungezwungener und schlussendlich auch freier bewegen.

Gute Umgangsformen versuchte man nicht nur im Umgang mit anderen, sondern auch gegenüber Gott einzuhalten. Der sonntägliche Gottesdienst war daher nicht nur Ausdruck des Glaubens an Gott, sondern auch eine Möglichkeit, sich durch Kleidung und gepflegtes Benehmen über den Alltag zu erheben. Vor dem Kirchengang wurden noch die Schuhe geputzt und auch sonst sehr darauf geachtet, dass die innere Haltung mit dem äußeren Erscheinungsbild übereinstimmte. Im Vergleich dazu wirkt heute in unserer Konsumwelt alles eher gewöhnlich. Der Festtag unterscheidet sich kaum mehr vom Alltag.

Hingegen hatte in meiner Kindheit jeder Umgang seine Form. Was nicht bedeuten muss, dass es nicht reizvoll gewesen sein konnte, genau gegen diese Form zu verstoßen.

Verletzungen

Heute spricht und liest man überall, wie wichtig die körperliche Nähe für das Kind in den ersten Wochen, Monaten und auch Jahren ist. Wie es in den 1950er und 1960er Jahren auf dem Land üblich war, gab es das nur in Ausnahmefällen. Eine davon war das Haareschneiden durch meinen Vater, bevor das in späteren Jahren die Friseurin in Eching übernahm. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum ich mir von meiner Frau die Haare so gerne schneiden lasse. Es erinnert mich an meine Kindheit. Beim Friseur gibt es zwar auch die wohlthuende Kopfberührung, und das Gefühl, professionell die Haare geschnitten zu bekommen, ist dort natürlich größer. Der Besuch der Friseurin in Eching war der Abschied von der Zärtlichkeit zuhause, es war der Abschied von dieser körperlichen Nähe meines Vaters. So war es dann nie mehr. Nur einmal hat er mich noch am Kopf berührt, es war ohne böse Absicht, aber eben doch aus Unbedachtheit ein Schlag, von dem ich mich nie mehr erholt habe. „Der Andi hat einen zu großen Kopf“, hat mein Vater gesagt, als er mir die von Mutter in Salzburg gekaufte Kappe aufsetzen wollte. Seither habe ich Angst, mir etwas aufzusetzen, denn mir scheint immer alles zu klein und unpassend. Mit Ausnahme der Kippa in der Synagoge. Mit der fühle ich mich wohl, das hat aber nicht nur mit der Form zu tun, die sich jeder Kopfgröße anpasst, es hat auch damit zu tun, dass sie mir viel bedeutet.

Zurück in meine frühe Kindheit. Mit dem unbedachten „Der Andi hat einen zu großen Kopf“ war nicht nur die Angst vor jeder Kopfbedeckung geboren, ich wollte mich auch im Spiegel nicht mehr sehen. Mein Spiegelbild bestätigte mir nur, dass bei mir etwas nicht stimmt. Vor diesem Erlebnis hätte ich nie daran gedacht, dass bei meinen Proportionen irgendetwas nicht richtig sein könnte, seither wurde das bis heute zu einer fixen Idee. 2009 wurde ich zusammen mit Oscarpreisträger Branko Lustig vom Los Angeles Museum of the Holocaust ausgezeichnet. Von uns wurde ein Foto gemacht und es ist

darauf klar zu sehen, dass unsere Köpfe gleich groß sind und mir bei keiner der späteren Begegnungen mit Branko Lustig in Zagreb und Braunau am Inn sein Kopf zu groß erschien. Auch der für Branko so typische Hut stand ihm gut. Warum sollte daher mir mit den gleichen Proportionen ein Hut nicht auch gut stehen? Doch das Urteil meines Vaters wiegt so stark, dass ich es nie wagen würde, in ein Hutgeschäft zu gehen, um zu probieren, welches Modell mir passen könnte.

Von anderen Kindern, glaube ich mich erinnern zu können, habe ich auch manchmal „Der Andi hat einen großen Kopf“ gehört. Man kann nicht sagen, dass ich deshalb gehänselt worden wäre. Aber sprechen konnte ich auch mit niemandem darüber.

Bei der anderen unbedachten Verletzung meiner frühen Kindheit war das anders. Nachdem mich der Schularzt mit dem Wort „Herzfehler“ allein gelassen hatte, konnte ich mit meiner Mutter darüber reden. Sie hat mich getröstet und gesagt, dass man damit alt werden kann. Trotzdem hatte ich als Kind immer wieder Todesangst.

VW Käfer

Mit über 21 Millionen Fahrzeugen war von 1938 bis 2003 der VW Käfer das meistverkaufte Automobil der Welt. Einer dieser Käufer aus unserer Umgebung hat mir, als ich im Vorschulalter war, damit das Leben gerettet. Die Landstraße direkt neben dem Auwirt war gefährlich und wir Buben wurden zur Vorsicht gemahnt. Aber einmal, als ich von einem Nachbarn erwartet wurde, wollte ich schnurstracks zu ihm auf die andere Straßenseite laufen, ohne nach links und rechts zu schauen. Es gab einen dumpfen Knall und ich flog durch die Luft in die Wiese. Im Unglück des Zusammenpralles hatte ich das Glück, von einem Auto erfasst worden zu sein, das vorne nicht die sonst übliche Motorhaube, sondern die für den VW Käfer typische Abflachung hatte. An meinen später oft bewunderten Flug erinnere ich mich nicht. Die Erinne-

rung setzt erst wieder ein, als ich vor dem Arzt davonlief, weil ich mich nicht untersuchen lassen wollte. Wie meine Mutter wieder und wieder anmerkte, muss mein Schutzengel ständig bei mir gewesen sein. Er sorgte sowohl für den Start auf einer gekrümmten VW-Kühlerhaube als auch für die weiche Landung in der Wiese. Bei mir war nicht der kleinste Kratzer zu finden und mir hat auch nichts wehgetan. Das war für die Zeugen des Unfalls kaum zu glauben, entsprach aber den Tatsachen. Der VW Käfer gehört seither zu den Ikonen meiner Kindheit und ich habe überlegt, deshalb das Foto eines Käfers aus den 1950er Jahren auf das Buchcover zu geben. Das wäre aber wieder zu viel der Ehre, denn meine Begeisterung für Autos hielt sich in meinem Leben bis heute sehr in Grenzen. Aber der Käfer war schon damals nicht einfach nur ein Auto.

Wahlkampf 1966

In meiner Kindheit habe ich dreimal in politischen Angelegenheiten klar Partei ergriffen: 1966 im Nationalratswahlkampf für die ÖVP und Josef Klaus, 1967 im Sechstagekrieg für Israel und 1968 im Prager Frühling für Dubček. Im Sport war es einmal: 1966 beim Endspiel der Fußballweltmeisterschaft im >Wembley-Stadion in London. Hier zitterte ich für Deutschland, das mir durch Fernsehen, Lesezirkel und die Ausflüge in die Stadt Laufen und nach Ettenau ins Café von Tante Emmy vertraut war. Nach diesen Erfahrungen blieb ich meistens auf Distanz und ergriff nicht mehr so klar Partei. Außer jetzt im Ukraine-Krieg. Wie 1968 in Prag rollen russische Panzer in ein anderes Land und freiheitsliebende Menschen setzen sich dagegen zur Wehr. 1968 noch gewaltlos und schlussendlich leider ohne Erfolg, seit dem 24. Februar 2022 mit Waffengewalt und hoffentlich mit Erfolg.

Aber zurück in meine Kindheit und zum Nationalratswahlkampf im Frühjahr 1966. Trotz der Vielfalt unter den Gästen beim Auwirt und der Akzeptanz des SPÖ-Bürgermeisters Karl Zillner ab 1964 durch meine Mutter gab es hier

für den Auwirts Andi klare Fronten: Auf der einen Seite die guten Schwarzen unter unserem früheren Landeshauptmann Josef Klaus, und auf der anderen Seite die, wenn schon nicht gefährlichen, aber dann doch dubiosen Roten unter Bruno Pittermann. Obwohl Bruno Pittermann Vizkanzler unter den ÖVP-Bundeskanzlern Julius Raab, Alfons Gorbach und Josef Klaus war, war er mir suspekt. Er war Präsident der Sozialistischen Internationale und das war für meinen Vater schon fast wie Kommunistische Internationale. Wenn Österreich weiter sicher sein sollte, durfte dieser Sozialist nicht an die Macht kommen. Mein konkreter Beitrag zum Wahlkampf bestand im Aufkleben eines Fotos von Bundeskanzler Josef Klaus, Blickrichtung Hof, auf der Innenseite der großen Fensterscheibe im Salettl. Ich dachte, dass unsere Gäste auf dem Weg zur Wirtshaustür oder beim Überqueren des Hofes zur Toilette davon Kenntnis nehmen würden und jemand in seiner Entscheidung gefestigt oder sogar umgestimmt werden könnte. Ich war noch in der Volksschule und diesbezüglich kindlich naiv, obwohl ich mir in meiner Handlung schon sehr erwachsen und zielgerichtet vorkam. Das Salettl wurde erst in der wärmeren Jahreszeit für unsere Gäste geöffnet, jetzt, vor der Wahl am 6. März, spielten wir dort Tischtennis. Meine Wahlwerbung war also eindeutig an die wahlberechtigten Erwachsenen und nicht an die tischtennispielenden Kinder und Jugendlichen gerichtet.

Entsprechend groß war meine Freude bei der Verkündigung des Wahlergebnisses. Ich erinnere mich, dass die ÖVP zwar keine Stimmen-, aber eine knappe Mandatsmehrheit erhielt und deshalb Josef Klaus und die ÖVP allein regieren konnten. Dieses Engagement für eine Partei und eine Person war aber nur ein einmaliges Aufflackern, denn bereits vier Jahre später war es mir fast egal, wer gewinnt, und die Mehrheit der SPÖ und Bundeskanzler Bruno Kreisky waren für mich keine Katastrophe. Als Hauptschüler in Ostermiething auf dem Sprung ins Musisch-pädagogische Realgymnasium nach Salzburg begann ich vieles zu hinterfragen, wollte alle

Seiten verstehen und gegenüber allen Parteien Abstand halten. Eine Haltung, die ich bis heute beibehalte.

Wallfahrer

Da ich sehr katholisch erzogen wurde und aufgewachsen bin, konnte ich die verschiedensten religiösen Rituale und Bräuche bereits als Kind wie ein Verhaltensforscher beobachten. So war es auch bei den jährlich zu Pfingsten bei uns beim Auwirt Station machenden Wallfahrern nach Altötting. Wir nannten beides natürlich nicht so, wie es hier geschrieben steht, sondern wir sagten so ähnlich wie *Woafora* und *Oid-eding*.

Es fing schon damit an, interessant zu werden, dass die Wallfahrer trotz ihres Namens nicht fuhren, sondern zu Fuß in drei Tagesmärschen von Salzburg-Umgebung über St. Georgen und Tittmoning nach Altötting gingen. Die bayerische Stadt Tittmoning kannte ich wegen dem Café meiner Tante Emmy im gegenüberliegenden Ettenau, nach Altötting bin ich als Kind aber nie gekommen.

Die etwa vierzig Wallfahrer, die bei uns vorbeikamen, übernachteten privat, einige von ihnen auch beim Auwirt. Mir fielen das feste Schuhwerk und die vielen Rucksäcke und vor allem natürlich die Kruzifixe auf. Vor dem gemeinsamen Abmarsch wurde beim Auwirt gefrühstückt. Der Kaffee kam aus einem riesigen Topf und es gab ein eigenes Milchbrot mit Butter.

Alles war einfach und passte daher genau zur Ernsthaftigkeit des Unternehmens. Kaum hatte sich die Gruppe aufgestellt und war abmarschbereit, fingen die Wallfahrer schon an, gemeinsam zu beten. Ganz vorne gab ein Mann mit einem großen Kruzifix die Richtung vor. Das war nicht nur die Richtung der Marschkolonne, sondern auch wie die Ausrichtung im Glauben. Man konnte spüren, dass sich diese Menschen auf ein höheres Ziel zubewegten oder zumindest zubewegen wollten. Ich akzeptierte das, hatte aber schon als Kind gleich-

zeitig eine gewisse Distanz, weil mir nicht ganz einsichtig war, warum ein bestimmter Ort diese besondere religiöse Bedeutung haben sollte.

Vor einigen Jahren habe ich den Reiseschriftsteller Andreas Altmann kennengelernt. Er ist 1949 geboren und in Altötting aufgewachsen. In seinem Buch *Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend* rechnet er mit seinem ihn bis zur Bewusstlosigkeit prügelnden Nazi-Vater ab. Er meint, er hätte nie zu schreiben begonnen und nie die Welt umrundet, wenn er eine *liebliche Kindheit* verbracht hätte. Andreas Altmann lebt in Paris, aber wenn er wieder einmal im Salzburger Literaturhaus auftreten sollte, werde ich ihm dieses Buch in die Hand drücken und ihm sagen, dass ich der Beweis für das Gegenteil bin.

Waschküche

Bevor sie in den daneben liegenden Vorraum der Kühlanlage umgezogen sind, teilten wir die Waschküche mit einem Schwalbenpärchen. Da in der Waschküche immer die Oberlichte geöffnet war, hatten sie eine ständige Einflugmöglichkeit. Nachdem sie aus Afrika zurückgekommen waren, gaben sie uns zuerst auf dem Stromkabel über dem Innenhof ein Konzert und Tante Hilda war den ganzen Tag mit *Di Schwalberln sand wieda do* und *Sie hobn uns net vergessn* in Hochstimmung.

Beim Auwirt wurde am Samstagabend in der großen Blechwanne gebadet. Schon beim Aufheizen des Wassers im großen Badeofen stieg die Vorfreude. Am Küchenofen hatten wir Buben nichts zu suchen, aber das Feuer im Badeofen durften wir anzünden. Das heiße Wasser mussten wir dann mit einem Eimer in die Wanne gießen, nur das kalte Wasser kam aus der Wasserleitung. Es war also wie früher mit dem Brunnen, vor der Installation der Wasserleitung mussten wir das Wasser auch in die Küche tragen.

Bis wir über dem Salettl auch ein richtiges Bad einbauten, waren uns einige Nachbarn mit ihren modernen Bädern voraus. Für meinen bei all diesen aufregenden Dingen mehr als die zweieinhalb Jahre Altersunterschied vorauseilenden Cousin Hansi hatte das Bad einer Nachbarfamilie noch eine besondere Bedeutung. Diese hatten nämlich gleich mehrere Mädchen und er durch das Badefenster ein bisschen Einsicht. Wenn er begeistert davon erzählte, bekam ich eine Vorahnung, was das Leben noch alles für mich bereithielt.

Wasseradern

Das Wort Wasserader gehörte in meiner Kindheit in eine eigene Welt des Sonderbaren. Oder besser in eine Zwischenwelt, denn es galt das Prinzip, irgendetwas könnte ja doch dran sein. In unserem Körper wird durch die Adern das Blut transportiert. Es sind unsere Blutgefäße, die mit dem Herz als Pumporgan unseren Blutkreislauf bilden. Wasser und Adern sind Ausdruck für Leben schlechthin, aber in der Kombination Wasserader stellten sie eine Bedrohung dar, der man mit einer Wünschelrute auf die Spur kommen konnte. Daran glaubten jedenfalls Menschen damals und nicht wenige auch noch heute. Einer von ihnen war mein Onkel und Firmpate Hans Ostermeier.

Beim Auwirt war es jedenfalls Thema und es wurde ernsthaft darüber nachgedacht, wie man sich vor diesen Wasseradern und Erdstrahlen schützen könnte. Es gab Angebote für besonders beschichtete Decken, die man sich unter die Matratze legen konnte, um sich beim Schlafen vor den schädlichen, aus der Erde nach oben dringenden Strahlen zu schützen. Anbieter dieser Schutzdecken sprechen von „*Neutralisierung*“ der von ihnen als gesundheitsschädlich eingestuften Strahlen. Eigenartig, wenn man daran denkt, dass seit einigen Jahren das für das Hitler-Geburtshaus zuständige Bundesministerium für Inneres davon überzeugt ist, dass man dieses Haus in der Salzburger Vorstadt 15 in Braunau am Inn auch „*neutralisieren*“ muss.

Wie es aussieht, gehen also Innenminister Gerhard Karner und seine Vorgänger Wolfgang Sobotka, Wolfgang Peschorn und Karl Nehammer davon aus, dass dieses Haus noch immer den Geist des Führers ausstrahlt und diese Strahlung durch eine weiße Fassade und ein anderes Dach gebannt werden kann. (>Haus der Verantwortung)

Aber zurück in meine Kindheit. Es war eines der vielen harmlosen Abenteuer, sich auf den Zauber mit der Wünschelrute einzulassen und es zu versuchen. Und tatsächlich, die Wünschelrute schlug aus. Wir hatten damals keine Erklärung dafür und waren fasziniert. Lange beschäftigt hat es uns Buben aber trotzdem nicht. Es war wie später mit Erich von Däniken und bei den spektakulären Fernsehauftritten des Magiers Uri Geller, irgendetwas hätte ja doch dran sein können. War es aber schlussendlich nicht und damit hatte es sich auch wieder. Wir waren offenbar schon als Kinder nüchtern denkende Menschen, die ihren Weg gehen wollten. Wasseradern, Erdstrahlen und andere Ablenkungen führten uns nicht auf diesen Weg.

Wasserleitung

Eine Wasserleitung im Haus, das WC statt dem Plumpsklo und der Fernseher: Das waren die großen Innovationen meiner Kindheit!

Wir nannten das Wasser aus der Leitung fließendes Wasser, denn Wasser hatten wir natürlich vorher auch. Aber es kam aus dem Brunnen, der sich mitten im Hof befand. Es war ein Leierbrunnen mit einem Gitter, damit niemand hineinfallen konnte. Das Wasser wurde daher im Handbetrieb aus der Tiefe geholt und mit der *Wasserpitschen* ins Haus getragen.

1983 stürzte sich Karl Zillner in Bürmoos in einen ähnlichen Brunnen und beging damit Selbstmord. Von 1964 bis 1967 war dieser Sozialdemokrat Bürgermeister der Gemeinde St. Georgen. Obwohl ein Roter, wurde er bei uns Schwarzen

geschätzt. Besonders meiner Mutter kam es auf den Menschen an, die Parteizugehörigkeit spielte da, wenn überhaupt, eine geringe Rolle.

Bei der Einrichtung der Wasserleitung kam mein Vater ins Spiel, denn er hatte sich, fast muss ich sagen, natürlich wieder etwas dabei ausgedacht. Da die Wasserleitung auf der anderen Seite der Landstraße verlaufen sollte, wollte er verhindern, dass deshalb die Straße aufgedrückt und damit der Verkehr behindert wird. Er hatte daher den Plan, das Rohr unter der Straße durchzuschlagen. Da ich mich nicht mehr so genau daran erinnere, hat es mir mein Bruder Toni geschildert. Vater hat von unserem Keller aus einige zusammensteckbare Stahlrohre genau bis zum auf der anderen Straßenseite verlaufenden Graben vorgetrieben. Ein schwerer Hammer und eine Zahnstangenwinde waren dabei seine Arbeitsgeräte. Der Wasserleitungsinstallateur hatte dann kein Problem, den Hausanschluss fertigzustellen.

Weihnachten

Der Weihnachtsabend war bei uns beim Auwirt Mitte des 20. Jahrhunderts nicht viel anders als bei Peter Rosegger Mitte des 19. Jahrhunderts. Wir Auwirtsbuben ließen uns vom beleuchteten Weihnachtsbaum verzaubern und freuten uns auf die Geschenke.

Den Weihnachtsbaum bekamen wir vom Pfarrhof und der Pfarrhof Hansi holte ihn aus dem geheimnisvollen Stierlingwald. Unserem Alter und unseren Fähigkeiten angepasst, erhielten wir als Volksschüler das gewünschte Spielzeug und als Hauptschüler das genau bestellte Werkzeug. Obwohl die Geschenke keine Überraschung waren, konnten wir die Bescherung kaum erwarten. Wir mussten in der Küche bleiben, bis in der Gaststube das elektrische Licht ausging und mein Vater mit einem kleinen Glöcklein läutete. So weit kann man das auch bei Peter Rosegger in *Als ich noch ein Waldbauern-*

bab war im Abschnitt Der erste Christbaum in der Waldheimat nachlesen. Nicht genau dem Inhalt, aber der Stimmung nach: «Sollte es denn wirklich wahr sein, dass Engel solche Bäumlein vom Himmel bringen? Sie schauten und staunten.»

Wäre da nicht noch der Auwirt und der frühe Tod meiner Großmutter Fanny Gietzinger gewesen. Meine Mutter war sechseinhalb und meine Tante Hilda zwei Jahre alt, als ihre Mutter am 6. Januar 1925 an Blutvergiftung starb. An diesem Tag wurde der Christbaum abgeräumt. Unweigerlich erinnerte sie jedes Jahr der ins Haus gebrachte Weihnachtsbaum an diesen schmerzlichen Verlust. Beide mussten ohne Mutter aufwachsen und meine Mutter auch die Verantwortung für die jüngere Schwester übernehmen. Aber Mama wollte uns nicht damit belasten und freute sich um so mehr mit uns, je mehr sie miterleben durfte, wie sehr sich unsere Kindheit von ihrer unterschied.

Es wäre aber nicht der Auwirt, wenn nicht auch am Heiligen Abend einige Gäste bis kurz vor der Bescherung geblieben wären. Zur richtigen Doppel-Familie ohne Wirtshaushäufige wurden wir erst nach dem Öffnen der Geschenke und der *Christmette*.

Mein Bruder Toni erinnert sich, dass wir nur an diesem besonderen Abend so viel Würstelsuppe und Rollmöpfe essen durften, wie wir wollten. Voll gegessen wie sonst nie im Jahr musste er aber auch in dieser Nacht noch als Ministrant in den Dienst. In diesem Sinne hatte Toni nicht einmal zu Weihnachten frei. Ich hingegen konnte mich vor der Kirche mit den anderen Kindern über unsere Geschenke austauschen und mich am Ende der Mette dem Zauber von *Stille Nacht, heilige Nacht* hingeben. Mehr Geborgenheit war nicht mehr möglich.

Papa betonte die besondere Bedeutung der Tage *zwischen Weihnachten und Neujahr*. Worin diese besondere Bedeutung lag, musste er uns nicht erklären, wir spürten das auch so.

Welt

Der Begriff „Welt“ als *die Gesamtheit der begreifbaren oder erkennbaren Dinge und deren Beziehungen zueinander* (Wikipedia) kommt in meinen Kindheitserinnerungen oft vor. Die Welt war immer das, was ich gerade mit allen Sinnen erfassen konnte und was in sich abgeschlossen war. Das deckt sich mit der heute gängigen Definition des Begriffes Welt. Meine Welt konnte sehr klein sein wie das Gastzimmer beim Auwirt, aber auch das ganze Weltall umfassen. Es kam auf die jeweilige Anschauung an. Eben auf meine jeweilige Weltanschauung. Dabei war mir natürlich bewusst, dass es außerhalb der Gesamtheit der jeweils begriffenen und erkannten Dinge und ihrer Beziehungen zueinander gleich daneben eine andere Welt gab. Mit anderen Dingen und anderen Beziehungen zueinander. Das galt nicht nur für das Gastzimmer, sondern auch für das Weltall. Denn schon früh machte ich mir Gedanken darüber, wie es wohl außerhalb des von uns erkannten Universums aussehen könnte. Das war wie mit den Grenzen, sie waren da, um überschritten zu werden. Es war wohltuend, sich innerhalb der eigenen Grenzen und damit innerhalb der eigenen kleinen Welt aufgehoben zu fühlen, aber noch spannender war es, über diese Grenzen in die anderen, noch nicht bekannten Welten zu blicken. Nur so konnte man weltgewandt und weltoffen werden. Aber was heißt in diesem Fall werden: Als Buben waren wir das ganz von selbst. Die Welt lag uns zu Füßen und wollte jederzeit erobert werden. Jetzt meine ich wieder die ganze Welt, also nicht nur einen Teil davon.

Wembley-Stadion 1966

Die Fußball-Weltmeisterschaften gehören seit 1930 alle vier Jahre zu den international am meisten Aufmerksamkeit erhaltenden Veranstaltungen. Selbst nicht Fußball- oder Sportbegeisterte sprechen darüber. So war es auch 1966 bei

der Fußball-Weltmeisterschaft in England. Die meisten halten zur eigenen Nationalmannschaft, aber falls diese sich nicht zur Endrunde qualifizieren konnte, wählt man sich als Fußballfan ein anderes Team. Für mich war das damals klar Deutschland.

Der Höhepunkt jeder Fußball-Weltmeisterschaft ist natürlich das Endspiel, denn schlussendlich geht es nur um die eine Frage: Wer wird Weltmeister? Und genau dieses Endspiel zwischen England und Deutschland am 30. Juli 1966 habe ich stark in Erinnerung. Niemals zuvor und auch niemals danach hat mich ein Sportereignis so fasziniert wie dieses Spiel.

Was war da los, denn ich war als Bub kein ausgesprochener Fußballfan? Ich spielte ab und zu eher halbherzig beim SV St. Pantaleon und lernte dort den Pfaller Walter kennen, aber bestimmt hat Fußball mein Leben nicht.

Obwohl ich 1966 für Deutschland gezittert habe, haben mir der Portugiese Eusébio und vor allem der Brasilianer Pelé besser gefallen als Franz Beckenbauer und Uwe Seeler. Brasilien wurde mit Pelé zuvor 1958 und 1962 Weltmeister, nur 1966 wollte es in England nicht so recht klappen, zumal Pelé verletzt war.

Aber warum war gerade dieses Spiel zwischen England und Deutschland für mich so faszinierend? Sicher weil vorher so viel darüber geredet wurde und ich Teil davon sein durfte. Auf dem Sprung von der Volks- in die Hauptschule fühlte ich mich bei diesem Spiel der Erwachsenen auch den Erwachsenen zugehörig. Das Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft war eben kein Kinderspiel. Es war etwas für Erwachsene und ich durfte ebenbürtig dabei sein.

Werbung

Werbung war schon in meiner Kindheit alltäglich und gehörte natürlich zu den von uns im Gasthaus, dem Laden und der Tabaktrafik verkauften Produkten. Auf der ehemaligen Ladentür sind noch heute die Aufkleber von Caro-Kaffee und Manner-Schnitten zu sehen.

Im Radio, Fernsehen und in den Salzburger Nachrichten gab es Werbung. Im Lesezirkel sogar doppelt, denn dort war sie nicht nur in der Zeitschrift, sondern auch noch auf dem jeweiligen eigenen Lesezirkel-Umschlag. Ohne Werbung war nur das *Rupertusblatt*, das Kirchenblatt der Erzdiözese Salzburg. Oder vielleicht auch dort und ich habe es nur nicht in Erinnerung.

Neu waren dann auf einmal die ganz großen Plakate auf eigenen Ständern oder auf Holzscheunen. Ich erinnere mich an eine Aussage meines Vaters, die mir zu denken gab. Er zeigte nämlich sein Unverständnis für die Bauern, die nur um des Geldes wegen diese großen Plakatflächen anbringen ließen und damit aus seiner Sicht die Gebäude missbrauchten. Ich weiß nicht mehr genau, was er gesagt hat, aber sinngemäß hat er sich gegen die zunehmende Kommerzialisierung aller Lebensbereiche ausgesprochen. Er hat auch nicht den Begriff Landschaftsschutz verwendet, aber das gemeint.

Wie bei den vielen in meiner Heimat zu sehenden Hochständen, denke ich auch bei den vielen Plakatflächen mit Wehmut und Dankbarkeit an meinen nachdenklichen, vorausschauenden, aber auch nachsichtigen und verständnisvollen Vater.

Wildshut

Wildshut war wie St. Georgen nicht einmal ein richtiger Ort und doch wichtig, denn dort gibt es eine Burg und dort waren das Bezirksgericht, ein Gendarmerieposten und einige Geschäfte. Die Burg war verwachsen und daher kaum sichtbar, aber dafür geheimnisvoller. Mit dem Gericht hatten wir Gott sei Dank nichts zu tun, aber zuständig wäre für uns ohnehin das Bezirksgericht Oberndorf gewesen. Wichtig war das Gericht, weil daneben auch ein Notar war, den meine Mutter natürlich kannte. Meine Mutter kannte fast alle Menschen im Umkreis von vielen Kilometern, und das Zentrum dieses großen Bekanntenkreises war irgendwie Wildshut mit dem

Notar. Der Notar war für meine Mutter der Inbegriff von Autorität und Vornehmheit. Noch weit vor dem Dechant und natürlich vor dem Oberlehrer. Von dem hielt sie nicht viel, denn vor ihm musste sie ihre beiden Söhne Toni und Andi geradezu schützen.

Ziehharmonika

Beim Auwirt gab es auch eine Steirische Harmonika. Es war aber nicht einfach ein Musikinstrument, auf dem der *Wörndl Zenzl* aus Irlach ab und zu spielte, es war die Erinnerung an den im Zweiten Weltkrieg vermissten Bruder meiner Mutter und meiner Tante. Wie der Weihnachtsbaum unweigerlich die Erinnerung an die früh verstorbene Mutter wachrief, so war es bei der Ziehharmonika die Erinnerung an den Bruder Felix. Mama wollte uns nicht damit belasten, aber wir wussten, dass das Musikinstrument sie an den Bruder und sein ungewisses Schicksal erinnerte, so wie der von uns gebaute Hochstand meinen Vater an die Kriegsgefangenschaft und der Pladenbach und Eching meine Tante Hilda an ihren dort ertrunkenen Zwillingbruder *Fritzi*. In Erinnerung an ihn sollte ihr zweiter Sohn Friedrich heißen. Er wurde schlussendlich auf Josef nach dem Patron der Zimmerleute getauft.

Das ist mir beim Schreiben dieser Erinnerungen sehr nahe gegangen: Wie kann man so viel Leid aushalten, wenn es kaum eine Möglichkeit gibt, darüber zu sprechen?

Epilog

Meine Mutter starb 2005, mein Vater eineinhalb Jahre später. Das sind die Nachrufe, die ich in der Dekanatspfarrkirche St. Georgen gesprochen habe.

Nachruf auf meine Mutter

Auf dem Sterbebild meiner Mutter ist ein Foto vom Auwirt. Das ist ungewöhnlich, aber der Auwirt war die Welt der Auwirts Fanny. In diesem Haus wurde sie am 25. Juni 1918 geboren. Hier ist sie aufgewachsen. In diesem Haus hat sie als sechsjähriges Mädchen ihre Mutter verloren. Hier hat sie ihren Vater sieben Jahre gepflegt und auf ihren Andre gewartet, bis er aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam. In diesem Haus hat sie Toni und mich auf die Welt gebracht. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie sicher auch meinen Vater in diesem Haus geheiratet. Papa hat mir erzählt, dass Mama die Hochzeitsreise schon nach wenigen Stunden abbrechen wollte, um zum Auwirt zurückzufahren.

Die Welt der Auwirts Fanny war klein. Jedoch nicht abgeschlossen. Mama hat Menschen hereingeholt und ihren beiden Söhnen den Weg geöffnet. Sie hat erkannt, dass ihre Söhne Anton und Andreas in eine andere, größere Welt gehören. Mama wollte daher Toni und mich nie an den Auwirt binden. Toni war mit 12 Jahren noch immer in der Volksschule. Mama erkannte, dass für sein weiteres Leben die Hauptschule unverzichtbar war. Gegen den Widerstand unseres Volksschullehrers setzte sie seinen Wechsel in die Hauptschule Ostermiething durch. Sie hat ihm damit den Weg zur Matura und seinem Beruf geöffnet. Was ich eigentlich mache, hat Mama sicher nie ganz verstanden. Die Politikwissenschaft war nie Teil ihrer Welt. Lieber wäre es ihr gewesen, wenn ich Volksschullehrer oder Richter geworden wäre. Bis ans Ende ihres Lebens konnte ich ihr die Sorge um mein Wohlergehen nicht ganz nehmen.

Es war undenkbar für sie, einem Menschen nicht zu helfen. Ihre Sorge bis zum Schluss war immer, dass alle genug zu essen haben. Deshalb habe ich die Stelle aus dem Brief des Jakobus Kapitel 2, Vers 17 ausgewählt: *So ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, tot in sich selber.*

Franziska Maislinger hatte einen tiefen Glauben an Gott. Durch ihr Handeln wurde er jeden Tag lebendig. Mehrmals habe ich sie nach ihren Erinnerungen an Georg Rendl gefragt, und immer gab sie die gleiche Antwort. „Ja, der Professor Rendl hatte nicht immer genug zu essen. Nach der Frühmesse hat er zu mir gesagt, Fannerl, hast du einen Kaffee für mich?“ Mama hat ihm nicht nur den Kaffee gegeben, sondern natürlich auch zu essen. Anders zu handeln war für Franziska Maislinger nicht denkbar.

1925 ist ihre Mutter an Blutvergiftung gestorben. Ich habe Mama gefragt, wie es ihr als sechsjähriges Mädchen dabei ergangen ist, und immer wieder gab sie die gleiche Antwort: „Den Vater hat das sehr getroffen. Er hat nicht mehr geheiratet, aber wir haben eine tüchtige Dirn bekommen.“ Auf meine Nachfrage, aber du warst doch erst sechs Jahre alt, als deine Mutter starb, gab es nur den Gedanken an den Vater, der jetzt allein dastand. Dass sie als kleines Mädchen auch allein war, konnte sie bis an ihr Lebensende nicht erkennen.

Meine Mutter war eine kleine Frau. Aber sie hatte ein großes, starkes Herz. Am Sonntag, den 4. September 2005 hat es um 7.30 Uhr aufgehört zu schlagen. Bis zum Schluss wollte sie im Altenheim nicht wahrhaben, dass sie nicht mehr zum Auwirt zurück kann. Diese Sehnsucht zum Auwirt verband sie mit ihrer Schwester Hilda. Das hat Franzi und Hilda ein Leben lang zusammengeschmiedet. Für diese Treue zu meiner Mutter danke ich meiner Tante Hilda.

Nachruf auf meinen Vater

Mein Vater ist gestorben. In Sankt Georgen war er der Auwirts Andre, in St. Pantaleon wurde er noch vereinzelt

„Mühlberger Andre“ genannt. Mein Vater war aber weder „der Auwirt“ noch „der Mühlberger“, er hatte keinen Rang und keinen Besitz. Aber er war ein bemerkenswerter Mensch. Er konnte tanzen, er hatte Humor und er war bis zu seiner Erkrankung ein sportlicher, ja athletischer Mann. Einige werden sich an seine akrobatischen Übungen im Sägewerk erinnern. Stockschießen und Kegelscheiben gehörten in der Pension zu seinen Leidenschaften. Er grub sogar mit eigener Hand direkt vor dem Auwirt eine große Wiese um, damit dort Eisstock geschossen werden konnte. Mein Vater hatte eine eigene Meinung. Er stimmte nicht immer mit unseren Stammgästen überein. Das hat mich beeindruckt und geprägt. Seine Lebensmaxime lautete: *Tue recht und scheue niemand.*

Er ist aber nicht groß aufgetreten. Er war bescheiden. Er hatte viele Talente, unter anderem ein großes technisches Geschick. Nach dem Krieg baute er aus Einzelteilen, die er im Umkreis von 20 km zusammengetragen hatte, einen funktionstüchtigen Traktor. Mein Vater war aber vor allem ein tiefgläubiger Mensch. Ich habe das schon als Kind bemerkt, als er während der Arbeit innehielt, um zu beten. Wie fundiert sein Glaube war, erfuhr ich jedoch erst, als ich vor einigen Jahren im Altenheim anfang, mit ihm in der Bibel zu lesen. Viele Bibelstellen kannte er auswendig. Aber nicht nur das, er hat sie auch verstanden und versucht, danach zu leben. Die Bibel war für ihn Lebensgrundlage. Dabei hat er nie selbst darin gelesen. Vielmehr hat er als Kind Pfarrer Veichtlbauer in der Volksschule genau zugehört und als Erwachsener während der Messen die Lesungen in sich aufgenommen.

Mein Bruder Anton und ich sind von unserem Vater nie geschlagen worden. Im Zeitalter der so genannten „gesunden Watschen“ wusste unser Vater bereits, dass Kindererziehung auch anders geht. Da mein Vater auch als Soldat keine Gewalt anwenden wollte und nie auf einen Menschen geschossen hat, haben wir auf dem Sterbezettel aus der Bergpredigt zitiert: *Freuen dürfen sich alle, die auf Gewalt verzichten.* (Matthäus 5,5)

Als Buben haben wir Krieg gespielt. Meinem Vater hat das wehgetan. Er hat es uns nicht verboten, aber gefallen hat es ihm nicht. Er hat die Fliegertauglichkeitsprüfung bestanden und war damit seinem Traum vom Fliegen sehr nahe. Bis ihm klar wurde, wofür die Deutsche Wehrmacht Piloten und anderes Bordpersonal ausbildet. Flugzeuge dienten 1939/40 nicht dem Transport von Urlaubern. Sie dienten dem Überfall auf andere Länder und Völker. Mein Vater sagte daher seinem vorgesetzten Offizier, dass er die Ausbildung nicht fortsetzen möchte. Der Mühlberger Andre wollte nicht in die Luft steigen und auf Menschen schießen und Bomben auf sie werfen. Er war daher bis kurz vor Ende des Krieges auf Feldflughäfen als Fahrer eingesetzt. Dabei war er meist nicht einmal bewaffnet. Erst in den letzten Kriegstagen kam er an die Front nach Berlin. Wie diese letzten Kriegstage verliefen, hat er mir immer und immer wieder erzählt.

Am 11. Jänner 1948 kam mein Vater aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft heim. Genau 59 Jahre später, am 11. Jänner 2007, starb er. Er hat 30 Jahre, in Mühlberg, beim Auwirt und im Sägewerk Ratkowitsch, gearbeitet. 19 Jahre lang konnte er als Pensionist seinen Hobbys nachgehen und sich als weitem bekannter Spezialist für das Schleifen von Sägeblättern ein Taschengeld verdienen.

Die letzten neun Jahre lag er in der Nervenklinik Salzburg und in der Pflegeabteilung des Altenheims Oberndorf. Meine Mutter hat ihn fast jeden Tag besucht und war zuletzt bis zu ihrem Tod am 4. September 2005 mit ihm im Altenheim. Mein Vater war die letzten Jahre seines Lebens ein Pflegefall. Sein Körper musste betreut werden. Sein Geist blieb frei und beweglich. Er hatte bis zuletzt ein unglaubliches Gedächtnis und klare Bilder, durch die er sich ausdrückte. So sagte er schon vor längerer Zeit zu mir: Mein Zug ist bereits abgefahren. Ich warte darauf, dass er ankommt.

Nun ist sein Zug angekommen.

Register

- Abbund 69
Abgehobenheit
Adenauer, Konrad 36f, 46, 65, 88, 136
Aktenzeichen XY ... ungelöst 32
Ali, Muhamed 19
Alliierte 90
Altenheim 131, 188f, 190
Altmann, Andreas 178
Altötting 131, 177f
Amateurfunk 16f, 38
Amerhauser, Friedrich 22, 107
Amischlitten 37, 88
Antichrist 107
Anzug 93, 105, 159
ARD 33
Arendt, Hannah 136
Aretin, Annette von 140
Armstrong, Neil 115
Arnsdorf 41
Au 8, 20f, 41, 49, 58, 62, 81, 95, 123, 129, 132f, 162
Auersperg, Alois 52f, 142
Auschwitz 20, 89
Auslandsdienst 30, 93f, 159, 199
Austrian Holocaust Memorial Award 158
Autodrom 19, 124f, 134
Auwirt 7ff, 12f, 16, 18, 20ff, 26, 29f, 32, 36ff, 42f, 46, 48f, 53, 56, 58, 60f, 63, 68, 71, 77f, 80f, 83f, 87f, 93f, 98, 102ff, 109, 111, 113, 117ff, 121, 123, 126, 131, 134f, 141f, 145f, 148ff, 154, 157-164, 167, 171, 174f, 177ff, 181ff, 186-190
Auwirts Andi 6f, 14, 54, 82, 96, 98, 129, 131, 143, 152, 176
Auwirts Fanny 2, 7, 9, 24, 26, 32, 44, 51, 53, 56, 60, 70, 72f, 76, 81, 83, 88, 99f, 103, 106ff, 110f, 113, 121-124, 143f, 155-161, 164f, 175, 181f, 185-190
Auwirts Hansi 10f, 24, 26f, 44, 49, 56ff, 70, 97f, 114, 148, 151, 168-171, 179
Auwirts Hilda 10f, 29, 62, 68, 86, 96, 103, 123, 163, 165, 178, 182, 186, 188
Auwirts Seppi 11f, 69, 84, 97, 114
Auwirts Toni 7, 12ff, 19, 21, 28, 51f, 56f, 60, 65, 70, 76, 81, 93, 96ff, 105, 109, 114f, 120, 137, 145, 148f, 151, 153, 170, 181f, 186f
Auwirtsbuben 13, 16, 42, 71, 73, 102, 145, 148, 150f, 181
Auwirtsleute 96, 164
Bach, Vivi 30
Bäcker Landertinger 23
Bad Ischl 30, 111
Baldermaier, Vinzenz 27
Balluch, Martin 147
Bar Mitzwa 20
Barker, Lex 29, 134
Bat Mitzwa 20
Bauern 13, 15ff, 53, 59, 77, 107, 142, 151, 171, 185
Baumann, Guido 140
Bautechnik 11
Bayerl, Erich 37f, 88
Bayern 150, 169
Beatlemania 3, 14, 79
Beatles 15, 79
Beck, Thomas 156
Beckenbauer, Franz 184
Begräbnis 8, 122
Beichte 28, 77
Benedikt XVI., Papst 42
Ben-Gurion, David 88
Bergbaugebiet 15
Bergleute 3, 15, 16, 64, 65
Bergpredigt 189
Bergwerk 16, 17, 65, 134, 157, 165
Berlin 65, 121, 145, 190
Bernhard, Thomas 17f, 143
Bier 9f, 42, 60f, 63, 139, 142f, 149ff, 159, 161
Bildhauer 91

Binggl, Ignaz 27
 Blazer, Mark 20
 Blutvergiftung 62, 182, 188
 Boccia 37
 Bodenstation 95f
 Boxen 19
 Brabham, Jack 87
 Braier, Reinhold 38
 Brandt, Willy 46, 65, 127, 136
 Braun, Wernher von 116
 Braunau am Inn 20, 30, 41, 72, 73,
 85, 108, 117, 119, 174, 179
 Braunauer Zeitgeschichte-Tage 72f,
 158f, 199
 Brechibad 81
 Bremen 11
 Breschnew, Leonid 88
 Brevier 27
 Brice, Pierre 29, 134
 Briefträger 3, 21, 166, 167
 Brücke 22f, 63, 65, 68, 94, 111, 120,
 122, 132f, 144, 150, 169
 Brücke der Erinnerung 22, 68
 Buchstätter, Maria 51
 Burghausen 10
 Bürmoos 3, 23, 24, 25, 65, 80, 95,
 111, 132, 162, 180
 Buttinger, Ludwig 8

Café Tomaselli 11, 42
 Cardenal, Ernesto 30
 Casa de los Tres Mundos 30
 Cerne, Rudi 33
 Christkind 26
 Chruschtschow, Nikita 88
 Clark, Jim 86f
 Corti, Axel 41, 107

Dachstuhl 16, 69, 86
 Dakota 29
 Dax, Thomas 55f
 Dechant 8, 10, 23, 25, 27f, 58, 77,
 95, 97, 105, 114, 131, 161, 186
 Dekanatspfarrkirche 9, 34, 82, 94, 95,
 123, 161, 187
 Demmerle, Eva 128
 Demnig, Gunter 107

Desatz, Alfred 56
 Deutschunterricht 91
 Diehl, August 107
 Diokletian, Kaiser 72
 Diskriminierung 90
 Dollfuss, Engelbert 99, 140
 Donau 22, 117
 Dostojewski, Fjodor 33
 Dreikönig 28, 160
 Dubček, Alexander 31
 Dürnberger, Karl 157
 Duschl, Gasthaus 166

Ebner, Werner 165
 Eching 8, 16, 23, 43f, 82f, 95, 123,
 129, 134, 170, 173, 186
 Edelmann, Ehrenfried 76
 Eder, Helmut 38
 Egon-Ranshofen-Wertheimer-Preis
 30
 Eidenhammer, Fritz 23
 Eidenhammer, Gottfried 23
 Eidenhammer, Peter 101
 Eisenbahn 16f, 24, 65, 111, 120, 133,
 140, 169
 Eisl, Andreas 140
 Eismann 3, 16, 35, 46, 146
 Eisstockschießen 29
 Elektriker 16
 Elektro Miesenberger 97
 Elisabeth, Königin 15, 88
 Enichlmayr, Erich 147
 Enuresis nocturnus 18
 Erhard, Ludwig 136
 Erinnerungen 5, 39ff, 46, 58, 90,
 116, 126, 155, 166, 186, 188
 Erinnerungsbuch 5
 Erinnerungsstätte Lager Weyer 22, 91
 Erstkommunion 8, 20, 47, 77
 Erzbischof 20, 47, 70
 Essenspaket 102
 Esterbauer, Josef 19
 Ettenau 3, 24, 41f, 94, 149, 169,
 175, 177
 Europa 31, 45, 90, 107, 128, 147
 Eusebio 184

Fahndungserfolg 33
 Falk, Peter 33
 Federball 13f, 165
 Fehldiagnose 97, 155
 Feldflughafen 190
 Fensterln 43f, 83
 Fernrohr 44f, 95, 138
 Fernsehsendung 32
 Finanzer 21, 61, 149f, 169
 Firmung 3, 20, 47
 Fischer, Heinz 108
 Fixstern 40
 Flaschenkorken 18, 113
 Fliegertauglichkeitsprüfung 190
 Fonda, Peter 129
 Forsthofer, Josef 16f, 38
 Forsthofer, Klaus 17
 Freiheit 10, 31, 67, 113, 152, 154,
 159f
 Fuchs, Alois 25
 Fürsterzbistum Salzburg 62
 Fußball 13f, 130, 134, 165, 183f

Gagarin, Juri 115
 Gandhi, Indira 127
 Gangl, Maria 166
 Garfunkel, Art 108
 Gasthaus 2, 8, 15, 25, 27, 43, 57, 64,
 109, 137, 139, 154, 159, 184
 Gastzimmer 23, 26, 32, 45, 51, 56,
 64, 73, 101, 113, 136, 183
 Gaulle, Charles de 127
 Gaus, Günter 136
 Gawron, Kurt 38
 Gedenkdienst 5, 89, 156, 159, 199
 Gehschule 3, 5, 56, 57
 Geller, Uri 114, 180
 Gemeindegrenzen 21
 Gendarm 21, 57f, 112
 Gesellschaft für bedrohte Völker 29
 Gietzinger, Anton 144
 Gietzinger, Anton, Franziska und
 Hildegard 8
 Gietzinger, Fanny 182
 Gietzinger, Felix 8, 63
 Gietzinger, Konrad 93, 160
 Giglmayr, Elisabeth 166

Gitterbett 5
 Goethe, Johann Wolfgang von 9, 41
 Goitschel, Marielle 87
 Google Street View 9
 Gottesdienst 28, 105, 122, 159, 172
 Gotthelf, Jeremias 66
 Grabner, Franz 8
 Grenze 21, 31, 46, 61f, 69f, 94f, 117,
 123, 127f, 132f, 138, 149f, 152,
 163, 168f, 175, 183
 Gründgens, Gustaf 136
 Guevara, Che 79
 Gymnasiast 21, 25, 61, 167

Haberl, Othmar 55, 118, 132, 163
 Habsburg, Otto von 126ff, 136
 Hagenauer, Georg und Barbara 8
 Halmdienst, Norbert 38
 Hamburg 11, 66
 Hamburger Lesehefte 3, 25, 39, 66,
 91
 Handwerk 15ff, 28, 67ff, 85, 147,
 153
 Harrison, George 15
 Hartmann, Sigi 23
 Haselnussstauden 18
 Hauptschule 7, 13, 19, 24f, 39, 42,
 53, 66, 69f, 79, 82, 91, 97, 104,
 106, 116, 126, 132, 134, 152, 157,
 165, 184, 187
 Hauptschule Ostermiething 13, 19,
 25, 39, 66, 69f, 91, 97, 104, 106,
 134, 152, 165, 187
 Hauptschüler 5, 15, 32, 44, 47, 58,
 79, 89, 91, 108, 116, 122, 129,
 151, 176, 181
 Haus der Kindheit 26, 70ff
 Haus der Verantwortung 72, 180
 Heiliger Abend 27
 Heimatliste 23
 Heizstrahler 28
 Heller, André 5ff, 133
 Helmberg 82, 119
 Heringer, Josef 82
 Hermann, Karl Josef 55
 Herzfehler 17, 75f, 174
 Herzfleischartung 91

Hesse, Hermann 71
 Heuboden 9, 31, 72, 76-79
 Hitler, Adolf 72f, 80, 90, 107, 118f, 179
 Ho Chi Minh 78f, 154
 Hobisch, Johann 38
 Hochstand 18, 61, 80, 121, 185f
 Hochzeit 8, 68, 127
 Hofer, Herbert 22
 Höllenreiner, Hugo 158
 Holocaust 20, 73, 90, 116, 158, 173
 Holzhausen 3, 8, 16, 43f, 82f, 94, 107, 124, 132
 Hopper, Dennis 129
 Hörtnagl, Andreas 93
 HTBLuVA Salzburg 11
 HTL Salzburg 13, 97
 Huber, Franz 89
 Huber, Herbert 22
 Hulme, Dennis 87

Ickx, Jacky 87
 Idee 10, 13, 18f, 35f, 45, 73, 123, 139, 152, 173
 Inn 20, 22, 30, 41, 72, 73, 85, 108, 117, 119, 143, 174, 179
 Innsbruck 1, 2, 19, 23, 30, 35, 70, 75, 87, 128, 141, 143, 145, 148, 156, 160f
 Innvirtler Heimat 20, 30
 Irlach 8, 21, 58, 89, 101, 123, 129, 162, 171, 186
 Israelitische Kultusgemeinde 159, 199

Jägerstätter, Franz 41, 70, 107f, 157
 Jauchsdorf 21, 82, 124
 Johannes XXIII., Papst 88
 Johnson, Lyndon B. 127
 Joseph II., Kaiser 164
 Judentum 20
 Jüdisches Museum München 158
 Jupiter 45, 138
 Jupitermonde 45, 95

Kaiser Franz Joseph I. 22, 126
 Kameradschaftsbund 99
 Kapselpistole 96

Karabiner 34
 Karl I., Kaiser 127
 Karner, Gerhard 73, 180
 Kaschnitz, Marie Luise 70
 Käserei Haslauer 8
 Katechismus 77
 Kauka, Rolf 49
 Katze 48, 66, 77, 92, 101, 103, 164
 Keller, Gottfried 66f
 Kennedy, Edward 89
 Kennedy, John F. 65, 87f
 Kennedy, Victoria Reggie 89
 Kibbuz 154
 Kiemer Max 3, 5, 9, 17, 38, 93, 160
 Killy, Jean-Claude 87
 Kindererziehung 10, 189
 Kinderspiel 14, 184
 Kippa 173
 Kirche 8f, 13, 20, 27f, 34, 50f, 55, 58f, 68, 73, 77f, 82, 93ff, 98, 105, 115, 117, 123, 131, 133f, 141, 149, 156, 161, 165, 182, 185, 187
 Kirchenwirt 8
 Klabacher, Franz 57f, 112, 171
 Klaus, Josef 46, 88, 110, 126f, 175f
 Kleidung 12, 51, 96, 165, 172
 Kleintierzüchter 101
 Klika, Reinhold 72
 Knobloch, Charlotte 158
 Koestler, Arthur 136
 Köhlmeier, Michael 89
 Kommunismus 31, 115
 Königreich Bayern 62, 117, 127, 133
 Königreich Jugoslawien 20
 Königssee 29
 Korda, Alberto 79
 Kothgasser, Alois 70
 Krämerladen 12, 102
 Kreisky, Bruno 46, 176
 Kreuzzeichen 28
 Kriegsgefangenschaft 31, 80, 121, 186f, 190
 Kubakrise 115
 Kuchl 27
 Künstler 19, 85f, 107, 122, 136

Laden 3, 11f, 30, 102, 123f, 137,

- 145, 163, 184
 Laher, Ludwig 91
 Lamprechtshausen 24, 120
 Landertinger, Albert 9
 Landesgrenze 21, 117
 Landschaftsökologie 82
 Landschaftsschutz 185
 Landstraße 3, 13, 22, 43, 51, 56, 82,
 92, 103f, 111, 126, 129, 149, 152,
 171, 174, 181
 Langer, Alexander 128, 154f
 Lanzendorfer, Bäcker 101
 Lanzmann, Claude 90
 Latein 3, 27, 105, 115
 Laufen 23, 42, 82, 94f, 97, 149, 150,
 168f, 175
 Lebewesen 19, 39, 48
 Legasthenie 6, 70, 106, 125
 Leherbauer 41, 107f, 157
 Leitner, Peter Franz 170
 Lembke, Robert 140
 Lennon, John 15
 Leokine 107
 Lepperdinger, Fanny 8
 Lepperdinger, Friedrich 124
 Lepperdinger, Johann 8
 Lepperdinger, Maria 8
 Lesezirkel 3, 19, 49, 61, 66, 73, 87,
 89, 108f, 116, 127, 135f, 175, 185
 Lettensauer Matthei 150
 Levi, Primo 90
 Lichtkoppler, Angelika 2
 Lokalbahn 3, 6, 24, 35, 65, 80, 111,
 120, 162
 Los Angeles Museum of the Holo-
 caust 20, 173
 Lowe, Cary 73
 Luftdruckgewehr 3, 19, 48, 112f
 Luftfahrtstrecken 95
 Luitpold, Prinzregent von Bayern 22
 Lustig, Branko 20, 73, 89, 173f

 Magier 114, 180
 Maislinger, Alois 119
 Maislinger, Andreas 1, 15, 120, 199
 Maislinger, Anna 119
 Maislinger, Anton 12, 98f, 120
 Maislinger, Erich 8, 11, 65, 120, 122f
 Maislinger, Franz 119
 Maislinger, Franziska 54, 121, 188
 Maislinger, Johann 119
 Maislinger, Kathi 119
 Maislinger, Maria 119
 Maislinger, Rosi 119
 Malick, Terrence 107
 Mann, Golo 136
 Mao Tse-tung 113
 Marcic, René 143
 Marke Eigenbau 10
 Marschall, Erich 72
 Martl, Gitta 158
 Matzinger, Luggi und Theresia 45
 McCartney, Paul 15
 Meerschweinchen 77, 101
 Meir, Golda 88, 143
 Meislinger, Franz 23f, 34, 83
 Metzger 23, 101, 146
 Milchauszahlung 8
 Milchkanne 10
 Miller, Hannes 34, 86
 Miller, Ines 2
 Ministrant 13, 28, 105, 114, 148, 182
 Mittelschule 69
 Modelleisenbahn 16, 17
 Mond 28, 39f, 44f, 95, 115f, 138,
 170
 Mondlandung 39, 115f, 170
 Moosach 3, 22, 36, 53, 55, 58, 65,
 67f, 86, 91, 111, 113f, 117ff, 123,
 132, 135, 142, 145, 147, 162
 Moospirach 8, 23f, 83
 Morsezeichen 17
 Mozart, Wolfgang Amadeus 72, 118f
 Mühlberger Andre 2, 7, 36, 51, 107,
 110, 113, 118, 120, 131, 133, 140,
 168, 189, 190
 Mühlberger Erich 8, 11, 122
 München 33, 158
 Musik 12, 14, 30, 119
 Musikkapelle 142
 Musisch-pädagogisches Realgymna-
 sium 7, 13
 Nasser, Gamal Abdel 88

- Nationalsozialismus 31, 90, 108, 116, 140
 Nehammer, Karl 180
 Nein-Stimmen 107
 Neureiter, Hans 13, 50, 112, 181
 Neureiter, Michael 8, 10, 23, 25, 27f, 77, 114, 131
 Nicaragua 30
 Nidetzky, Peter 32
 NKWD 80
 Nobis, Johann und Matthias 107
 Norwegisch 29
- Obdachlose 22
 Obereching 10, 21, 24, 51, 57f, 94, 166, 171
 Oberinnviertler Volksfest 3, 19, 52, 124f, 134
 Oberleitner, Franz 4, 24, 106, 125f, 144, 165
 Oberndorf 6, 21f, 35, 70, 81f, 94, 97, 114, 127, 131, 144, 149f, 168f, 185, 190
 Oberösterreich 22, 62, 70, 95, 117, 133
 Order of the British Empire 15
 ÖVP 23, 110, 126, 175f
 ORF 6, 31ff
 ORF-Radiosender Ö3 6
 Ortega, Daniel 30
 Oscarpreisträger 20, 73, 173
 Osijek 20
 Ostermeier, Hans 11, 16, 47, 68, 86, 126, 133, 148, 179
 Ostermeier, Hildegard 11, 145
 Ostermeier, Josef Hubert 11
 Ostermiething 3, 5, 7, 13, 19, 24f, 39, 42, 65f, 69f, 91f, 97f8, 104, 106, 111, 131, 134, 152, 165, 176, 187
 Österreich 31, 41f, 46, 52, 62, 79, 87, 90, 98, 117f, 126, 128, 141, 148, 150, 169, 176
 Österreichischer Auslandsdienst 30, 93, 159
 Panzer 32, 175
- Paul VI., Papst 88
 Pelé 184
 Pelinka, Anton 91, 128
 Penton, John 58, 104, 128f
 Perry-Rhodan-Hefte 39, 89
 Peschorn, Wolfgang 180
 Pestalozzi, Johann Heinrich 91
 Pfaller, Walter 4, 14, 130, 184
 Pfarrhof 13, 27, 41, 50, 60, 81, 85, 112, 123, 126, 146, 181
 Pfarrhof Hansi 13, 50, 112, 181
 Pfeil und Bogen 18f
 Pittermann, Bruno 176
 Pius XII., Papst 93, 114
 Pladenbach 53, 62, 132f, 162, 186
 Plumpsklo 115, 167, 180
 Podgorsky, Teddy 32
 Polizei 57f
 Pontigon 4, 23, 69, 76, 91, 120, 131, 133f, 166
 Porajmos 90
 Pöschl, Karl 140
 Prager Frühling 31, 154, 175
 Priester 114f
 Prinzregent Luitpold von Bayern 22
 Prochazka, Michael 93
 Promotion 23
 Puch-Moped 21, 67
 Pulver, Elsbeth 71
- Radfahren 14, 104
 Ratzinger, Joseph 42
 Rauch, Johannes 159
 Rauferei 16, 36, 83
 Raumpatrouille Orion 4, 31, 137
 Reinl, Harald 30
 Reisende 12, 103, 139
 Reith 8, 45, 123, 151
 Reitsamer, Sepp 110, 133, 140
 Religionsunterricht 27f, 77, 131
 Rendl, Bertha 60, 81, 102
 Rendl, Georg 10, 23ff, 38, 55, 59, 61, 63, 81, 85f, 102, 143, 188
 Resch, Anton 55f
 Resch, Maria 8
 Resch, Regina 44
 Resilienz 156f

Rettungswagen 7, 66
 Richtfest 69
 Ried im Innkreis 130f
 Riedersbach 24, 35, 94, 101, 104,
 117, 123f, 134, 170,
 Riefenstahl, Leni 30
 Rindt, Jochen 86f
 Rindt, Nina 87
 Ritschel, Karl Heinz 143
 Ritual 74, 141, 151, 177
 Rohracher, Andreas 20
 Rollmops 182
 Rollschuhe 42
 Roma 20, 30, 90, 159,
 Romanes 90
 Rosegger, Peter 181
 Rupertusblatt 72, 185
 Russland 31, 99, 119f

 Sabitzer, Werner 37
 Sachs, Hans 140
 Sägespäne 14
 Sägewerk Ratkowsch 7, 11, 14, 53,
 58, 118, 123, 142, 145, 190
 Säiler, Toni 87, 148
 Salettl 9, 13, 17, 19, 104, 139, 142,
 149, 176, 179
 Salzach 15, 22, 41, 61, 81, 117, 124,
 132f, 135, 146, 150, 162, 169, 170
 Salzach-Kohlenbergbau-Gesellschaft
 (SAKOG) 15
 Salzburg 6f, 11, 13, 22ff, 34f, 37f,
 41f, 44, 47, 49, 52f, 61f, 66, 70,
 79-82, 85f, 91, 94f, 97f, 105f, 111,
 114, 117, 119, 127, 133, 135, 139,
 143-146, 150, 161f, 173, 176f, 185,
 190, 199
 Salzburger Dom 20, 47
 Salzburger Landestheater 125, 165
 Salzburger Nachrichten 21, 32, 72,
 74, 88, 108f, 143, 185
 Sami 29
 Sarközi, Rudi 158
 Scharl, Franz 23
 Scharlach 97f
 Scheuer, Manfred 70
 Schifahren 14, 87, 148

 Schilfrohr 18, 19
 Schiller, Friedrich
 Schilling 21, 37, 58, 109, 129, 144,
 168
 Schlag, Hans 161
 Schmidt, Dieter 91
 Schmidt, Helmut 136
 Schmuggeln 23, 149
 Schnapsbrennerei 10, 151
 Schönherr, Dietmar 30ff, 138
 Schönswetter, Karlheinz 25, 39, 66,
 90ff, 152
 Schönswetter, Kunigunde 91
 Schriftsteller 24, 40, 59, 74, 91
 Schule 11, 13, 17, 70, 106, 126, 133f,
 144, 149, 152, 166
 Schuster Max 67, 153
 Schutzengel 103, 175
 Schwarzes Meer 22, 117f
 Schweizerkracher 104
 Sechstagekrieg 31f, 153f, 175
 Seeler, Uwe 184
 Sevik, Nicole 158
 Sigl Schorsch 166
 Simibauer Karli 24, 45, 109, 157
 Simon, Paul 108
 Sinti 30, 90, 158f
 Sioux 29
 Sobotka, Wolfgang 89, 180
 Sonntagsmesse 9, 51
 Speer, Albert 116
 Speisgitter 28
 Spera, Danielle 89
 Sperner-Unterweger, Barbara 156
 Spielverderber 26
 Spielzeuggeschäft 23
 Spielzeugpistole 32
 SPÖ 23, 110, 126, 133, 175f
 SRG 33
 Staatsgrenze 61f, 95, 117, 150, 169
 St. Georgen 5f, 8, 20, 22ff, 27, 34f,
 41, 43, 50, 59, 68, 72f, 80, 82, 86,
 93f, 98f, 107, 111, 119, 123, 130,
 132f, 162f, 167, 177, 180, 185,
 187, 199
 St. Geogener Landesstraße 9
 St. Pantaleon 14f, 22ff, 50, 56, 68,

- 70, 86, 91f, 94f, 98f, 102, 119,
123f, 127, 130f, 133, 147, 162f,
170, 184, 188
- Stadler, Josef 34
- Stalin, Josef 8
- Starr, Ringo 15
- Steiermark 15, 38
- Stemeseder, Leonhard 85
- Stewart, Jackie 87
- Stiefler, Alois 25
- Stierle, Genovefa 120
- Stierling 24, 111, 162
- Stojka, Karl 20, 89f, 158
- Strange-Friis, Ingeborg 66
- Strasser, Josef 38
- Strauß, Franz Josef 136
- Streitwieser, Jakob und Elisabeth 8
- Streitwieser, Maria 8
- Strom 118, 141, 153, 163, 178
- Südafrika 9, 17, 38, 93, 160
- Süddeutsche Zeitung 30
- Sünde 55, 92, 156
- Surtees, John 87
- SV St. Pantaleon 14
- Svoboda, Ludvík 31
- Synagoge 173
- Tabaktrafik 11f, 137, 163f, 184
- Tarsdorf 70
- Taufe 8, 20
- Thalmaier, Georg 27, 93, 166
- Tischtennis 13f, 19, 165, 176
- Tischtennistisch 18
- Tito, Josip Broz 127
- Tittmoning 41f, 94f, 149, 169, 177
- Todesangst 50, 76, 85, 174
- Treibjagd 9
- Trickfilm 10
- Trimmelkam 15f, 24, 28, 65, 111,
134, 162, 165
- U Thant, Sithu 88
- Überfuhr 94, 169f
- Umgangsformen 171f
- Unfallkrankenhaus 7, 66, 99,
- Ungarn 15
- Universität Oslo 29
- Universität Salzburg 23, 53, 143
- Untereching 8, 21, 82, 93f, 124, 132
- van Staa, Herwig 23
- Veichtlbauer, Anton 127
- Veichtlbauer, Johann 120, 130f, 189
- Veichtlbauer Otto 127
- Verbrechen 33, 116
- Verbrecherjagd 32
- Verein für Zeitgeschichte 30
- Vernichtungslager 20, 30
- Völkerball 13
- Volksaltar 28, 105
- Volksschule 6, 9, 12f, 24, 27, 29, 47,
49, 62, 69f, 74, 82, 87, 97, 105f,
116, 125f, 131, 144, 152, 155, 157,
167, 176, 187, 189
- Vollern 21, 140
- Wagner, Engelbert 27
- Waha, Sepp 101
- Wahlkampf 31, 88, 175f
- Waidbacher, Johannes 73
- Wald 18, 58, 61, 85, 92, 117, 145,
162
- Wallfahrer 131, 177
- Wallnöfer, Eduard 24
- Waschmaschine 163
- Wasserader 179
- Wasserleitung 36, 178, 180f
- Wegmeyr, Josef 23
- Wehner, Herbert 136
- Wehrmacht 80, 121, 137, 190
- Weihbischof 23
- Weihnachtsgeschenk 26
- Welt 7, 10-13, 17, 25f, 37f, 44, 60f,
66f, 84, 90, 94, 101, 109, 115,
118f, 127, 129, 132, 139, 143, 153,
158, 163, 165, 169, 172, 174, 178f,
183, 187
- Werner, Gasthaus 166
- Widloither, Johann 27
- Wikipedia 18, 34, 39, 56, 114f, 117,
157, 167, 183
- Wild 61, 80, 84f, 92, 112, 132, 149
- Wildshut 10, 21, 23f, 55f, 102, 104,
129, 161, 170, 185,

Wirtshaus 12, 55, 68, 103, 110, 136, 149	Zillertal 84
Wünsch Dir was 31f	Zimmermann, Eduard 32f
	Zollbeamter 150, 168
Youtube 20, 32	Züchtung 100f
	Zülch, Tilman 29
Zauber 162, 169, 180, 182	Zulu-Kultur 93
Zauberkasten 26f	Zündschnur 171
Zaubertrick 27	Zweig, Stefan 38
Zauner, Maximilian 153	Zweiter Weltkrieg 8, 34, 98f, 121, 186
ZDF 31, 33, 46, 108, 136	Zweites Vatikanisches Konzil 105, 115
Zeche 60	Zwölferhorn 170
Zeugen Jehovas 107	
Ziegelfabrikant 101	

Der Autor

Andreas Maislinger, geboren 1955 in St. Georgen bei Salzburg, Politikwissenschaftler, Gründer der Braunauer Zeitgeschichte-Tage, des Gedenkdienstes und des Österreichischen Auslandsdienstes.

Zahlreiche Auszeichnungen, darunter u.a. Lifetime Achievement Award der City of Los Angeles, Karl-Renner-Preis der Stadt Wien, Marietta und Friedrich Torberg-Medaille der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und Chevalier de L'Ordre national du Mérite der Französischen Republik. Andreas Maislinger lebt in Innsbruck.

Geplante weitere Erinnerungen von Andreas Maislinger

- Fahrschulklasse – Meine Jugend 1970 bis 1974
- Universitäten – Erinnerungen
- Gedenkdienst – Erfahrungen und Einsichten